

INHALT

| | |
|--|-----|
| Humboldt und wir. Zum 200. Geburtstag von Wilhelm von Humboldt (22. Juni 1967) / <i>Prof. Dr. Hellmut Diwald, Würzburg</i> | 7 |
| Eine Begegnung in Rom. Wilhelm von Humboldt und Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz <i>Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Kurt Forstreuter</i> | 10 |
| Ein mecklenburgisches Pfarrhaus im Spiegel des geistigen und politischen Geschehens von 1760—1810 / <i>Prof. Dr. Friedrich Scheven</i> | 21 |
| Mein Großvater / <i>Dr. Fritz Hagemann</i> | 44 |
| In Wendish Lands. Eine Entdeckungsreise vor vierzig Jahren [1890/91] Eingeleitet und übersetzt von <i>Konservator W. Karbe †</i> | 45 |
| Zwiesprache mit dem Großvater / <i>N. N.</i> | 54 |
| Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte VIII g, Das Yorcksche Korps verfolgt im Ver- bande der Schlesischen Armee die geschlagene Armee Napoleons bis an den Rhein / <i>Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann</i> | 57 |
| Der Eid des Hippokrates <i>Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig, Argentinien</i> | 71 |
| Plattdeutsch vor 170 Jahren / <i>Irmgard Unger-Brückner und Bernd Funck</i> | 73 |
| Der Alte / <i>G. H.</i> | 76 |
| Alexander Puschkin: Prolog von Ruslan und Ljudmila (<i>Aus dem Russischen von G. H. Piehler</i>) | 77 |
| Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (I) <i>Oberstudiendirektor i. R. Dr. Gerhard Brose</i> | 78 |
| Über Mecklenburgische Kalender / <i>Annalise Wagner</i> | 88 |
| Die Entdeckung eines Siegelzylinders mit Keilschriftkommentar <i>Prof. Dr. Eckhard Unger †</i> | 94 |
| Ein Mecklenburger als Tourist im heutigen China <i>Oberstudienrat Dr. Heinrich Pinnow</i> | 96 |
| Timpani tacent / <i>Nikolaus Nothnagel</i> | 101 |
| Herbst / <i>Worte v. G. H. Piehler, Weise u. Satz v. H. Borlisch</i> | 104 |
| Bücher und Buchbesprechungen | 106 |
| Uns' plattdütsch Eck | 114 |
| Zu unseren Texten und Bildern | 118 |
| Vermischte Beiträge | 119 |



Wilhelm von Humboldt
Zeichnung von Franz Krüger (1797—1857)

Aufn. dpa



Humboldts Töchter Adelheid und Gabriele in Rom
Gemälde von Gottlieb Schick 1809

Aufn. Lürich

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



33. Jg. - Nr. 48

Göttingen

Winter-
Halbjahr 1967/68

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,- DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Schriftleitung: G. H. Piehler, Göttingen; Dr. W. Lehmbecker, Kiel

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG, Göttingen

Humboldt und wir

Zum 200. Geburtstag von Wilhelm von Humboldt (22. Juni 1967)

Von Hellmut Diwald

Als Humboldt, 22 Jahre alt, 1789 sein juristisches Studium in Göttingen beendet hatte, wurde er von seinem alten Erzieher Campe zu einer Reise nach Frankreich eingeladen. Der junge Mann sollte die Gesellschaftsprobleme und politischen Zustände kennenlernen, die damals ganz Europa in Atem hielten. Humboldt aber ließen sie gleichgültig. Er war mit seinen privaten, seelischen Problemen beschäftigt, mit seiner Vereinsamung und Unfähigkeit, eine klare Verbindung zu seiner Umwelt zu finden. „Raffinierte Kunst des Umgangs“, so notierte er, hätte ihn dahin geführt, „anderen alles zu sein, was ich wollte, manchen viel, mir aber nichts zu sein. Dies war es, was jede wahre ursprüngliche, eigene Empfindung in mir abschliff, so daß keine herrschend blieb, was endlich die Gleichgültigkeit und Leere in mir hervorbrachte.“ Und etwas später: „Ich lebe und bin immer nur in mir.“

Humboldt glaubte, alles in seinem Inneren zu finden. Auf diese Weise erfuhr er sowohl die „Fülle“, als auch die „Leere“ seines Charakters. Aber unter keinen Umständen wollte er die unaussprechlichen Eigenheiten seiner Seele missen, er liebte seine Individualität als seinen eigentlichen, wahren Besitz — und das bedeutete gleichzeitig die effektive Basis seines ganzen Bildungsideals, das die jüngste deutsche Geschichte und unser geistiges Leben stärker beeinflußt hat, als drei spektakuläre Feldherren zusammengenommen.

*

1816 entwarf Humboldt eine autobiographische Skizze. Er war damals knapp 50 Jahre alt, Freiherr und reicher Junker, eine Erscheinung von europäischem Rang, souveräner Weltmann, großer Diplomat, ein Humanist als Epikuräer des Geistes, Linguist, Minister, Philosoph, der im Kunstwerk das volle Leben entdeckt und sein eigenes Leben zu einem vollendeten Kunstwerk gestaltet hatte. In dieser Selbstcharakteristik aus dem Jahr 1816 spiegelt sich glänzend sein ganzes Wesen unabhängig von allen Alters- und Entwicklungsstadien: „Die hervorstechendsten Seiten an mir sind: vollkommene Herrschaft des Willens über mich selbst; vorwaltende, innerhalb gewisser Schranken und in einer Art sehr bedeutende und nimmer ermüdende Denkkraft; bei gar keiner Neigung auf das Äußere als solches leidenschaftliches Verlangen nach innerer, auf ganz eigentümliche Weise idealischer Beschäftigung mit und in mir selbst. Aus diesen drei Stücken folgt unmittelbar, daß ich ein durchaus innerlicher Mensch bin, dessen ganzes Streben nur dahin geht, die Welt in ihren mannigfaltigsten Gestalten in seine Einsamkeit zu verwandeln.“

Diese Sätze enthalten auch Humboldts ganzes Bildungsprinzip. Er hat von frühester Jugend an immer versucht, das Ganze des Lebens vom Innern aus zu gestalten und sich niemals an die Welt zu verlieren. Humboldt wußte um die Gefahr ihres Sogs. Deshalb forderte er eine strikte Trennung des „Inneren“ vom „Äußeren“, denn nur dann schien ihm der wahre Zweck des Menschen erreichbar, nämlich die „höchste und proportionierlichste Ausbildung seiner Kräfte“. Humboldt verwirklichte diesen Grundsatz nicht nur in seinem eigenen Leben, sondern er bestimmte auch die kurze Zeit (1809/10), in der ihm in Preußen, als es unter dem napoleonischen Druck seinen liberalen Anfall hatte (anders läßt sich das nicht bezeichnen), die Reform des Bildungs-

wesens anvertraut war. Humboldts Schulsystem hat bis in unsere Zeit gegolten: für alle die Elementarschule, für die Bürger und Beamten das Gymnasium als Bildungsstätte und schließlich die Universität als freier Raum für Forschung und Lehre.

*

Der Neuhumanismus geht auf die späte Opposition des 18. Jahrhunderts gegen den realistischen Zug in der Erziehung zurück. Der Vorrang der klassischen Sprachen wurde mit der unübertrefflichen formalen Übung des Geistes begründet. Hand in Hand mit dieser „formalen Bildung“ sollte sich der Schüler in den Geist harmonischen und edlen Menschentums versenken, wie es sich für Humboldt einzigartig im Griechentum verkörpert hat.

Humboldt sah in den Griechen das unbezweifelbare Vorbild hohen Menschentums: „Nichts Modernes ist mit etwas Antikem vergleichbar; mit Göttern soll sich nicht messen irgendein Mensch.“ Der Geist des Griechentums setzte die obersten Normen für die entscheidenden Bildungsdisziplinen Ästhetik, Psychologie, Dichtung, Geschichte und Sprachstudium.

Humboldt war scharfsichtig genug, um sich darüber klar zu sein, daß sein Griechenland sich mit der Wirklichkeit nicht deckte. Kaum ein Mann der damaligen Zeit hat die Schriften der Alten so gründlich gekannt wie Humboldt. Aber gerade das war der Grund, warum er sich weigerte, das Altertum nicht zu überhöhen. Er bekannte freimütig, daß „wir offenbar das Altertum idealischer ansehen als es war“. Um der Vorbildlichkeit des Griechentums willen hielt Humboldt bewußt an der Idealisierung fest. Nietzsche, der dann so wie Jacob Burckhardt die düsteren, nächtlichen Züge des Griechentums hervorhob, hat in der Auffassung des Idealen bei Humboldt oder Schiller nur den Niederschlag einer falschen Antike gesehen, wie sie sich in den klassizistischen Skulpturen Canovas ausdrückte.

Humboldt hätte darin keinen Vorwurf gesehen, denn das Charakteristikum des Idealen, des Vorbildlichen liegt in seinem Normenanspruch, in der Forderung des Angleichs an das Ideal. Nie hat Humboldt an der absoluten Verbindlichkeit dieser Forderung gezweifelt. Fünf Wochen vor Schillers Tod schrieb Humboldt seinem Freund: „Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge.“

*

Humboldt hat seine Bildungskonzeption durch die Schöpfung des humanistischen Gymnasiums zu verwirklichen versucht, das gleiche Prinzip hat er durch die Gründung der Berliner Universität institutionalisiert. In seinem Organisationsplan für die neue Universität bezeichnete er „Einsamkeit und Freiheit“ als diejenigen Grundsätze, die an der Universität volle Geltung haben mußten. Es waren die gleichen Grundsätze, die er auch für sein eigenes Leben als besonders wesentlich angesehen hat. Nur unter diesen Voraussetzungen würde das Ziel des Studiums erreicht werden, nämlich „den Studenten zum Nachdenken, nicht zum Lernen anzuleiten“. Schon wenige Jahrzehnte später führte Nietzsche den zeitgenössischen Mangel an Bildung und Erziehung darauf zurück, daß niemand lerne, die Einsamkeit zu ertragen.

*

Heute erhebt auf dem Weg zu den höheren Weihen der Bildung vor allem die Universität ihren Brückenzoll. Und an dieser Universität, so wie fast in allen Kultusministerien, wird zur Zeit kein Name mit so belegter Zunge ausgesprochen wie der Name Humboldts, des gleichen Humboldts, der vor rund 150 Jahren den Charakter und die Struktur der deutschen Universität bis tief in unser Jahrhundert hinein geprägt und festgelegt hat. Wir lehnen mit guten Gründen Humboldts Bildungsvorstellung ab. Aber

diese Gründe beziehen ihre Stärke aus der Negation. Zu wirklich guten Gründen würden sie erst dann, wenn wir selbst eine umfassende Bildungskonzeption für die Gegenwart und nächste Zukunft besäßen. Davon aber ist keine Rede.

Für Humboldt waren das Wortwissen und die Examensnöte und -begierden keine Realität. Beides ist heute für die Universitäten so aktuell, wie „Einsamkeit und Freiheit“ für sie zweitrangig sind. Es gibt Fachleute in den Gründungsausschüssen der neuen Universitäten, die mit bemerkenswertem Stolz als Brosamen von ihrem grünen Tisch der Planung die Sentenz fallen lassen, daß „Humboldt passé“ sei, wie sie es sehr modern und sehr unakademisch ausdrücken. Nur: was haben sie, wenn sie keinen Humboldt haben? Was füllt die leere Stelle seines antiquierten Bildungskonzepts aus? Sie haben nichts, als organisatorische Antworten auf wechselnde Tagesbedürfnisse, sie starren auf die Zahl der abgelegten Examina und glauben allen Ernstes, die Krise der Universität und das Bildungsproblem sei überwunden, wenn man einmal die astronomischen Ziffern der Abiturienten und Studenten „bewältigt“ hat.

*

Humboldt hatte insofern nicht recht, als die Schule grundsätzlich eine Bildungsstätte für alle Menschen sein muß und nicht nur exklusiv für diejenigen einer schmalen Schicht. Heute kann jeder auf die höhere Schule und zur Universität. Humboldt aber würde die Lehrer, Professoren und Kultusminister fragen: Was ist euer Bildungskonzept? Welchen Bildungsgehalt besitzen eure Universitäten? Wie steht es mit eurem Bildungsauftrag?

Die Antwort bleibt aus. Und deshalb das ohnmächtige Gefühl des Versagens, das unterschwellig immer vorhanden ist und den Namen Humboldt zu einer Art Alptraum werden läßt.

Die gigantische Frage der Bildung im 20. Jahrhundert wird die Staaten noch lange innerlich bewegen und bedrängen. Für uns gehört es deshalb zu den durchaus sinnvollen Widersinnigkeiten der Geschichte, daß die singuläre Gestalt Humboldts, die so ausschließlich die deutsche Klassik zu repräsentieren schien und sonst nichts, der Problemstellung nach immer noch aktuell und beunruhigend ist, daß sie noch immer nicht in die Windstille der gemessenen, desinteressierten Verehrung eingegangen ist, mit der die geistigen Potenzen unserer historischen Ruhmeshalle konventionell entschärft und unter Glas gestellt werden.

*Leben wir allein für dieses Leben, so sind wir
die elendsten aller erschaffenen Wesen.*

Wilhelm von Humboldt

Eine Begegnung in Rom

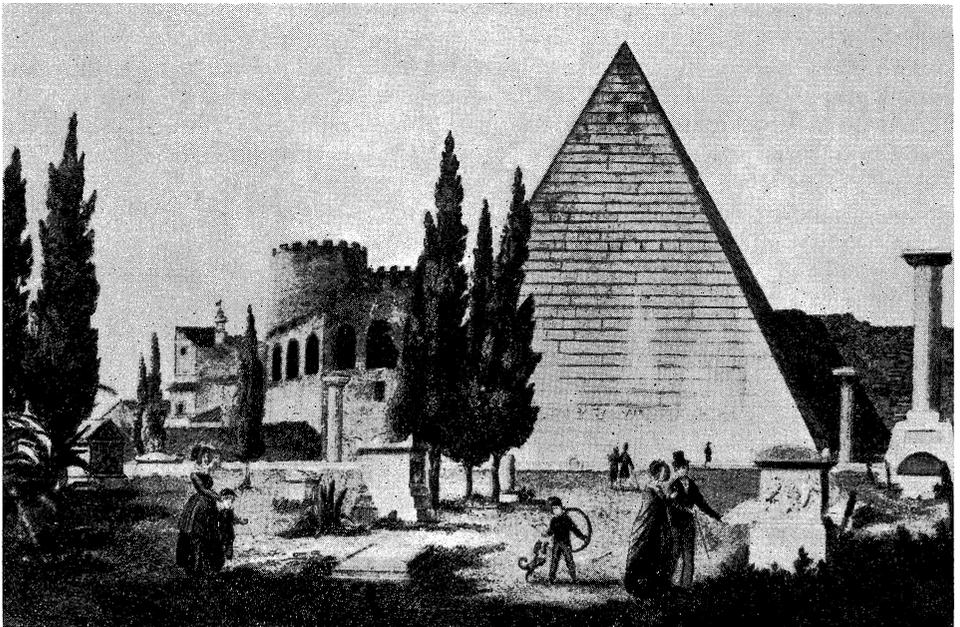
Wilhelm von Humboldt
und Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz

Von Kurt Forstreuter

Am 22. Juni 1767, vor nunmehr 200 Jahren, begann in Potsdam das Leben Wilhelms von Humboldt, das am 8. April 1835 in Tegel bei Berlin, in dem von Schinkel erbauten Wohnsitz der Familie Humboldt, endete. Wilhelm ist, wie sein Bruder Alexander, viel gereist, vielen Menschen begegnet. Aus der Rückschau hat er später geäußert, daß die kurze Zeitspanne, die er in Rom als Vertreter des Königreichs Preußen verlebte, die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen sei. Er kam in Rom am 25. November 1802 an und verließ die Ewige Stadt am 14. Oktober 1808 für immer. Mit Dienstgeschäften nicht übermäßig belastet, machte er sein Haus zu einem Treffpunkt der Deutschen, die in Rom teils lebten, teils dorthin reisten.

Die preußische Vertretung in Rom war damals neu. Sie knüpfte nicht an bei den Traditionen des Deutschen Ordens, der sich schon im Mittelalter an der Zentrale der Kirche durch Generalprokuratoren vertreten ließ. Die Kurie, die länger als manche weltliche Macht an ihren Ansprüchen festhält, erkannte die Hohenzollern, die 1525 die Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen ablösten, nicht an. Erst 1787, nach dem Tode Friedrichs d. Gr., wurde der preußische Königstitel von der Kurie anerkannt, und neben Friedrich Wilhelm II. wurde nun auch die Witwe Friedrichs d. Gr. entsprechend tituliert.¹⁾

¹⁾ Hierzu: Fr. Hanus, Die preuß. Vatikangesandtschaft. 1954.



*Cestius-Pyramide und Friedhof in Rom
Gravüre aus der Mitte des 19. Jahrhunderts*

Schon vorher freilich konnte weder die Kurie von Preußen noch Preußen von der Kurie übersehen werden, und so bestanden schon seit 1747 lose und unverbindliche diplomatische Beziehungen. Preußen unterhielt in Rom nicht Gesandte, sondern Agenten oder Ministerresidenten. Das waren zunächst Italiener, entsprechend etwa den Honorar-Konsuln neuerer Zeit.

Schon der unmittelbare Vorgänger Wilhelms von Humboldt auf dem Posten in Rom, Johann D. W. O. Uhden, war ein Deutscher, ein geborener Berliner, der aus Begeisterung für die Archäologie sich in Rom niedergelassen hatte. Rom war damals eine Metropole der deutschen Archäologie und Kunst. Dort hatte Johann Winckelmann gelebt, dessen Geburtsdatum sich in diesem Jahre, am 9. Dezember, zum 250. Male jährt, während man seines 200. Todestages im nächsten Jahre gedenken wird. (8. Juni 1768). Winckelmann, aus Stendal in der Altmark, war Brandenburger und damit Preuße, durch Schicksal und Neigung nach Rom verschlagen.

Nicht entfernt mit Winckelmann zu messen ist ein anderer Deutscher, der mit Winckelmann freundschaftlich verbunden war und wie er in Rom Wurzel schlug: Johann Friedrich Reiffenstein aus Ragnit in Ostpreußen. Er ist als Kunstschriftsteller und Maler, mehr noch als Führer und Berater von Fremden in Rom hervorgetreten. Kaiserin Katharina von Rußland ernannte ihn zum Hofrat und vertraute ihm die russischen Kunststudenten an, die nach Rom geschickt waren. Besonders aber nahm er sich der deutschen Reisenden an, die er durch Rom führte, wie auch Goethe und Herder. Nicht allen waren seine Führungen erwünscht, denn er hatte eigenwillige Ansichten. Reiffenstein ist nicht, wie Winckelmann, zum Katholizismus übergetreten, hat daher 1793 in Rom sein Grab auf dem Friedhof unter der Cestius-Pyramide *) gefunden ²⁾). Dort liegen die Nichtkatholiken, Deutsche, Engländer, Schweden, Russen, Türken, u. a. Auch Wilhelm von Humboldt hat dort zwei kleine Söhne zurückgelassen. Auch Goethes Sohn liegt dort, „Goethe filius patri antevertens“, der Sohn, der vor dem Vater dahinging. Goethe selbst hatte sich dort die ewige Ruhe gewünscht:

Dulde mich Jupiter hier, und Hermes, führe mich später
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

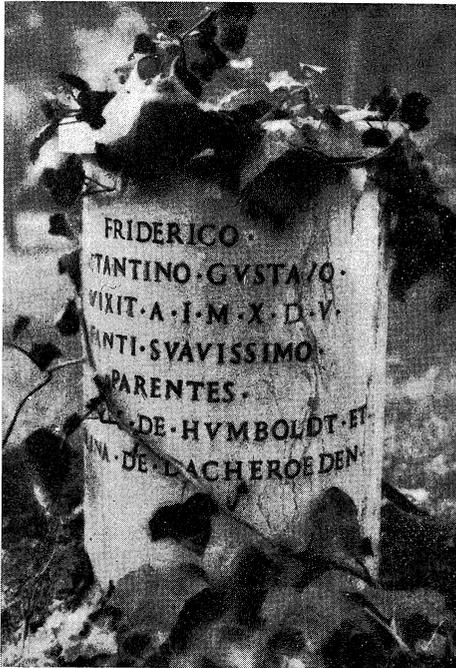
Dort schlummert auch in einem Reihengrab die letzte Prinzessin des einstmaligen regierenden Hauses Mecklenburg-Strelitz, Prinzessin Jutta, die als Gattin des montenegrinischen Kronprinzen Danilo den Namen Miliza annahm. Sie wurde, nach dem Ersten Weltkrieg, nicht mehr Königin und starb in der Emigration in Rom am 17. Februar 1946.

Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, der Anfang 1803 in Rom eintraf, hat gewiß von dieser Zukunft seines Hauses nichts geahnt und selbst auch nicht, wie Goethe und Humboldt, gewünscht, an der Cestius-Pyramide zu ruhen. Er gehört zur Gruppe jener zahlreichen deutschen Reisenden, die damals Rom aufsuchten, um die

*) Die Cestius-Pyramide ist das einzige Grabmal in Rom, das Pyramidenform besitzt. Es wurde (nach der Inschrift) auf Wunsch des im Jahre 12 v. Chr. verstorbenen Prätors und Volkstribunen Caius Cestius nach seinem Tod errichtet, ist 37 m hoch und an seiner Basis 30 m lang. Am Fuße der Pyramide sind auch die beiden berühmten englischen Dichter Shelley, dessen Yacht am 8. Juli 1822 im Golf von La Spezia kenterte, und sein Freund John Keats beigesetzt. Goethe selbst hat in Rom 1788 eine Zeichnung „Cestiuspyramide im Vollmondlicht“ angefertigt. Sie ist unter Nr. 279 in dem Buch des Inselverlages „Goethes Leben und Werk in Daten und Bildern“, 1966, wiedergegeben.

Die Schr.

²⁾ Zu Reiffenstein darf ich auf meinen kleinen Lebensabriß in der „Altpreußischen Biographie“, Bd. II, S. 547, verweisen. — Über seine Beziehungen zu Rußland, vgl. die vielbändige „Istorija Russkågo iskustva“, Bd. 6, 7 und 8 (Moskau 1961–63). Hier findet man Auszüge aus den Berichten, die Reiffenstein über verschiedene nach Rom gesandte Künstler an die Akademie in St. Petersburg sandte.



Grab F. K. Gustav von Humboldt
(1806—07)



Grab von August von Goethe
† 1830

Antike und die Renaissance an der Quelle kennen zu lernen; denn man lebte im Zeitalter des Klassizismus. ³⁾

„Auch ich in Arkadien“ war das Leitwort einer Ausstellung, die 1966 im Schiller-nationalmuseum in Marbach stattfand. Dort waren Zeugnisse für deutsche Kunstreisen nach Italien von 1600 bis 1900 in Bild und Schrift ausgestellt. Der Massentourismus der Gegenwart wurde dabei mit Recht ausgespart. Italienreisen waren auch in früherer Zeit beliebt, aber schon aus finanziellen Rücksichten nur einem kleinen Kreis möglich. Man reiste nach Venedig, um sich zu amüsieren, nach Rom, um sich zu bilden. Ein großer Geist wie Winckelmann, der aus kleinen Verhältnissen kam, änderte sogar sein Glaubensbekenntnis, damit die Tore von Rom sich ihm öffneten. Andere führten in Rom ein kümmerliches Leben, nur um die Kunstschätze der Ewigen Stadt zu genießen. Es ist ein langer Zug von geistigen Größen, der in jener Marbacher Ausstellung auftritt. ⁴⁾

Der Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz ist in dem schönen Ausstellungskatalog nicht verzeichnet. Er war nur ein flüchtiger Besucher, und man kann ihn auch nicht zu den geistigen Größen rechnen. Aber in dem auf einem breiteren Material beruhenden und nicht nur die Kunst und das Geistesleben berücksichtigenden Werk

³⁾ Zur Lebensgeschichte des Prinzen vgl. den Artikel von L. Fromm in der Allg. Deutschen Biographie, VIII 680 f, ferner den Lebenslauf im Archiv für Landesgesch. d. Großherz. Mecklenburg, Jg. 10 (1860) S. 609—20. Die Eltern des Prinzen lebten 1785—94 in Darmstadt. Der Prinz lernte von hier aus Goethes Elternhaus in Frankfurt kennen. Die Mutter Goethes nennt sich in einem späteren Brief seine ehemalige Wirtin.

⁴⁾ Von dieser Ausstellung gibt auch dem, der sie nicht besucht hat, der Katalog einen Begriff. „Auch ich in Arkadien“. Deutsche Kunstreise nach Italien 1600 bis 1900. 1966.

von Fr. Noack, *Das Deutschtum in Rom*, (2 Bde, 1927) wird auch er genannt. Noack schöpfte vieles aus römischen Quellen. Nicht bekannt war ihm ein Briefwechsel, der wohl das merkwürdigste Zeugnis für diese Reise des Prinzen ist und auch über das Ausmaß der geistigen Interessen des Prinzen einen gewissen Aufschluß gibt.

Das Haus Wilhelms von Humboldt in Rom war, wie bemerkt, ein Mittelpunkt der Deutschen in Rom, soweit sie geistige Interessen hatten. Humboldt war sich dieser Bedeutung auch bewußt, daß er nicht nur der Vertreter Preußens beim Vatikan, sondern ein Botschafter des deutschen Geistes in Rom war. Prinz Georg hätte in jedem Falle an diesem Hause angeklopft. Er war aber bei Humboldt besonders empfohlen. Georg war ein Bruder der Königin Luise, also ein Schwager des regierenden preußischen Königs, Friedrich Wilhelms III. Humboldt wußte solche Beziehungen zu schätzen. Er war wie sein Bruder Alexander kein weltfremder Gelehrter, sondern ein Weltmann, und ihm zur Seite stand seine schöne und elegante, aber auch ungemein geistig interessierte Frau, Karoline geborene von Dacheröden. In Rom hat Humboldt, damals schon weit gereist und welterfahren, sich als Diplomat die ersten Sporen verdient; später hat er in Wien, Paris und London schwierigere Posten ausgefüllt.

Für die nun folgenden Ausführungen wurde der Briefnachlaß des Großherzogs Georg benutzt, der im letzten Kriege verlagert wurde und danach auf Irrwegen in das Staatliche Archivalager in Göttingen gelangt ist, wo er sich noch befindet. Die Briefe Wilhelms von Humboldt wurden schon benutzt und teilweise gedruckt in den von der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Gesammelten Schriften“ Wilhelms von Humboldt, und zwar in Bd. 16 und 17, den „Politischen Briefen“ Humboldts. Der auch als Schriftsteller viel tätige Diplomat konnte sich nicht immer seinen Gästen widmen. Ihm zur Seite stand seine Gattin Karoline. Ihre Briefe an den Prinzen sind eine wertvolle Ergänzung. Auch sie konnte den Prinzen nicht auf seiner Wanderschaft durch Rom begleiten, und ebenso wie ihr Gatte nur schriftliche Anregungen geben. Aber Humboldt hatte dem Prinzen einen Führer bestellt, den besten, den es in Rom seit dem Tode von Reiffenstein gab: den Archäologen Johann Georg Zoega. Auch von ihm liegen ein paar Briefe an den Prinzen vor, jedoch aus späterer Zeit. Überhaupt wird man die römischen Eindrücke des Prinzen noch in späteren Briefen erwähnt finden. In Rom fand mehr ein mündlicher Gedankenaustausch statt.⁵⁾

Was der Prinz sonst auf seiner Italienreise erlebte, auf dem Wege nach Rom, bei dem Abstecher nach Neapel, auf der Heimreise, das soll hier beiseite bleiben; nur Rom und die dort entstandenen Beziehungen zu Wilhelm von Humboldt sind der Gegenstand. Aus den Briefen an den Vater, Herzog Karl, soll jedoch ein loses chronologisches Gerüst von der Reise entworfen werden.⁶⁾

Die Anreise erfolgte über die Schweiz. Am 20. September 1802 ist Georg in Genf, am 25. November in Florenz. Dazwischen war er in Mailand, in Genua, das ihn entzückte, in Piacenza, Parma, Bologna. In Pisa wurde er fast 3 Monate durch Krankheit festgehalten. Am 4. Februar 1803 schrieb er aus Livorno. In Rom kam er am 16. Februar an, der erste Brief von dort datiert vom 19. Februar. Der Aufenthalt im Frühling 1803 in Rom war nur kurz. Die Abreise nach Neapel war, wie der Prinz am 13. April dem Vater schrieb, für den 16. April geplant.

Neapel sollte nur eine Etappe für eine weitere Reise sein. In Rom hatte der Prinz eine interessante Bekanntschaft gemacht. Graf Thomas Elgin, bis 1799 englischer Gesandter in Berlin, dann in Konstantinopel, befand sich in Rom auf der Durchreise. Er war ein leidenschaftlicher Sammler von Antiquitäten. Sein Name hat in der Kunst-

⁵⁾ Strelitzer Briefsammlung, Nr. 551, 853, Briefe Wilhelms von Humboldt; Nr. 552, Briefe seiner Gattin. — W. v. Humboldt, *Gesammelte Schriften*, Bd. 16—17, *Politische Briefe*. 1935—1936.

⁶⁾ Briefsammlung, Nr. 167. Briefe an den Vater. Nr. 168, *Tagebuch des Prinzen*, liegt bei Nr. 167.



Georg Großherzog von Mecklenburg-Strelitz (1779—1860)
Gez. v. Franz Krüger — Stahlstich v. Carl Mayer
Staatsbibliothek Berlin, Bildarchiv (Handke)

geschichte jedoch einen schlechten Ruf durch die Verstümmelung der Akropolis, die er, dank seiner diplomatischen Beziehungen zur türkischen Regierung, ihres wertvollsten Schmuckes, soweit er transportabel war, berauben durfte. Die „Elgin marbles“ schmücken jetzt das Britische Museum in London. Elgin lenkte die Reiselust des Prinzen nach Griechenland. Der Prinz schrieb dem Vater, er beneide Elgin „entsetzlich“ um die herrlichen Gegenstände, die er weggeschleppt habe, und bat, ihn für etwa 6 Wochen, im August und September, eine Reise nach Griechenland machen zu lassen. „Es ist diese Reise ein alter, und ich glaube zu sagen, natürlicher Wunsch von mir.“

Der Vater verschloß sich dieser Bitte. Auch der Ausflug von Neapel nach Sizilien, schon vorbereitet, fand nicht statt. So blieb der Prinz wohl bis Anfang August in Neapel. Dann bezog er in Albano bei Rom das Haus, das Humboldt für ihn gemietet hatte, war dort bis Ende September; seit Oktober in Rom, wo er bis zum

4. Mai 1804 blieb. Für die Heimreise, die über Venedig ging, ließ Humboldt ihm 1000 Scudi. 7).

Die Sehnsucht nach Griechenland, besonders nach Athen, ist Zeugnis für das Interesse gerade am klassischen Altertum. Ihm ist der Prinz auch in Rom besonders nachgegangen. Eine Art Tagebuch für die Zeit vom 27. Februar bis 17. März 1803, liegt vor. Es wurde nicht Tag für Tag geführt, sondern mit großen Abständen, die Daten sind: 27. Februar, 3. März, 4., 7., 16., 17. März. Es beginnt mit dem begeisterten Ausruf: „Vergessen ist alles Erdenleid: so rufen die Schatten, wenn sie Elysiums Hain betreten. — Vergessen ist alles Erdenleid. So ruf' auch ich heute, seit Du, heilige Roma, mich aufgenommen hast, seit ich in Deinem Schoße zu einem neuen, zu einem schöneren Leben aufgewacht bin“. — Nur für die Antike hat er Interesse. Er bedauert nicht, bei der Einreise die Kuppel der Peterskirche nicht entdeckt zu haben: die ganze Geschichte ihres Daseins gebe ihm nicht einen einzigen Tag des alten Capitols.

Das moderne Italien hat dem Prinzen gar nicht gefallen. Was er über das alte Rom sagt, ist Kenntnis aus zweiter Hand, Zoega sein Führer. Aber in seiner Begeisterung für das Altertum war der Prinz ein Kind seiner Zeit.

Georg Zoega, der von Humboldt engagierte Führer des Prinzen in Rom, stammte aus Dahle in Jütland, bezeichnet sich selbst als Dänen. Die Briefe an seine Familie sind deutsch. Er stand zwischen den Völkern. In Rom seit 1783 ansässig, hat er eine Italienerin geheiratet und ist katholisch geworden, in Rom 1809 gestorben. Seine Schriften sind meist lateinisch oder italienisch verfaßt. Von seiner Hand liegen drei (deutsche) Briefe an den Prinzen vor: vom 10. Juli 1804, 23. März und 8. April 1807. 8)

Der erste Brief erwähnt die gemeinsamen Spaziergänge in Rom. „Mit Humboldt habe ich im vergangenen Monat einige Touren gemacht, wo jeder Schritt an Sie erinnerte.“ Zoega arbeitete lange an einer Topographie von Rom, die nicht vollendet wurde. Eine französische Fassung von 1800 ist Handschrift geblieben ebenso wie eine erweiterte deutsche Fassung, die Zoega wohl 1803 auf Anregung des Prinzen arbeitete. In einem Brief an Zoega spricht der Prinz es aus, „daß nie der bloße Gelehrte, sondern immer der volle Mensch aus Ihnen sprach; dies ist, was meine Achtung so hoch stimmte und was mein Wohlwollen in so herzliche Freundschaft umgewandelt hat“. Mit der Hoffnung, daß auch die Topographie noch zustande kommen werde, verbindet der Prinz die Mahnung, zuerst das andere, schönere Werk, über die Basreliefs von Rom, zu vollenden. Dies Werk ist in italienischer Sprache 1808 erschienen, später auch ins Deutsche übersetzt worden.

Der Brief des Prinzen ist eine Antwort auf das Schreiben Zoegas vom 23. März 1807 und hat eine Antwort Zoegas am 8. April gefunden. Hier spricht Zoega davon, daß ein deutsches Journal bereits erwähnt habe, die Topographie werde demnächst auf Antrieb des Prinzen erscheinen.

Grüße Zoegas an den Prinzen werden in Briefen von Wilhelm und Karoline von Humboldt mehrfach ausgerichtet. Die Manuskripte wurden auf Veranlassung von Humboldt sichergestellt und sind nach Kopenhagen gelangt; so auch die Topographie, an deren Abfassung Prinz Georg ein Verdienst hat.

Der Prinz war auf der Reise nicht sich selbst überlassen. Ihn begleiteten der Kammerherr von Smalensen und der Hofrat Reichenbach. Damit wurden dem Prinzen

7) In Neapel hat der Prinz am königlichen Hofe verkehrt. Namentlich auf die Königin Karoline, eine geborene Erzherzogin von Österreich, hat er einen guten Eindruck gemacht. In der Briefsammlung des Prinzen liegen 15 Briefe vor, die sie alle merkwürdigerweise „Charlotte“, nicht Caroline, unterschrieben hat. Noch von Albano und Rom aus hat der Prinz mit ihr korrespondiert. Am 9. Juli 1803 hat der Prinz sich von der Königin verabschiedet. (Briefsammlung Nr. 426; ebenda, Nr. 432, Briefe des aus England stammenden Ministers Acton.)

8) Über Zoega: Allg. Deutsche Biographie, Bd. 45, S. 386—402. — Dansk Biografisk Leksikon, Bd. 26 (1944), S. 486—92. — G. F. Weldker, Zoegas Leben. 2 Bde. 1819. Hier zahlreiche Briefe Zoegas, namentlich an seine Verwandten. Der Brief des Prinzen Georg: Bd. 2, S. 288 f. — Die Briefe Zoegas an den Prinzen: Briefsammlung Strelitz Nr. 739.

aber keine Fesseln auferlegt. Er konnte vielmehr, befreit von lästigen Geschäften, freier seinen Neigungen folgen, und er trat in einen geistig angeregten Kreis.

Humboldt kannte den Prinzen bisher nur flüchtig. Er war ihm im vergangenen Winter (1801/02) in Berlin begegnet. Er erwähnt, in seinem ersten Brief vom 26. November 1802 die künstlerischen Interessen des Prinzen, der sich in Florenz befand, und bietet für den Besuch in Rom seine Dienste an. Der Brief ist französisch geschrieben, wie auch die folgenden Briefe vom 31. Dezember 1802 und 14. Januar 1803. Französisch war damals auch in Deutschland die Sprache der Diplomatie und der Höfe. Nach der Begegnung in Rom geht der Briefwechsel zur deutschen Sprache über, ein Zeichen des freundschaftlichen Vertrauens. Die Diplomatensprache schuf Distanz. Als später ein kleines Mißverständnis eingetreten war, schrieb Karoline am 11. August 1802 an den Prinzen: „Nein, Sie haben doch geirrt, darum schrieb ich nicht gestern französisch! ich böse? Ganz kennen Sie mich doch nicht. . . . Ich hatte mehrere französische Briefe den Vormittag geschrieben und war im Zug, die Feder so zu führen.“

Der Briefwechsel mit dem Prinzen ist dann fast durchweg deutsch. Dabei war die französische Sprache Humboldt von der Mutter her vertraut, die aus einer ursprünglich französischen Familie stammte. Bei seinem Bruder Alexander machte die französische Komponente sich stärker bemerkbar. Alexander von Humboldt hat einen großen Teil seines Lebens in Frankreich zugebracht, auch, im Unterschied von seinem Bruder Wilhelm, mehrere seiner Hauptwerke französisch geschrieben. Nur in seinen letzten drei Jahrzehnten wohnte er fast ständig in Berlin, und hier entstand das Werk, das ihn unsterblich machte, in deutscher Sprache: der „Kosmos“.

Der Briefwechsel des Prinzen mit der Familie Humboldt reißt natürlich ab, als der Prinz in Rom war, als man sich persönlich traf. Von diesem persönlichen Verkehr schweigt das Tagebuch. Der Prinz schätzte die italienische Gesellschaft nicht. So weiß man, abgesehen von den Wanderungen durch die Ewige Stadt, von denen das Tagebuch berichtet, wenig über das, was der Prinz sonst in Rom getrieben hat. Noack berichtet, der Prinz habe im Gasthof Europa gewohnt. Er habe am 19. März 1803 an einem Fest teilgenommen, das die Dichterin Friederike Brun, die auch Goethe begegnet ist und von ihm geschätzt wurde, zu Ehren des dänischen Bildhauers Thorwaldsen veranstaltete. Auch die Familie Humboldt war dazu eingeladen, hat den Prinzen dort wohl eingeführt.⁹⁾

Dann reiste der Prinz nach Neapel ab. Dorthin ist eine Anzahl von Briefen gegangen. Der Brief vom 3. Juni, obwohl nicht politischen Inhalts, ist in der Sammlung der „Politischen Briefe“ abgedruckt.

Humboldt entwickelt darin ein Programm für den weiteren Aufenthalt des Prinzen in Italien. Er bittet ihn, nicht in diesem Jahre schon zurückzukehren, sondern noch den Herbst und den kommenden Winter im Süden zu bleiben, um Deutschland im Frühling wiederzusehn. Anscheinend plante der Prinz einen kürzeren Aufenthalt in Italien. Er ist den Ratschlägen Humboldts dann in jeder Hinsicht gefolgt. Humboldt schlug vor, im Sommer nicht nach Rom zu kommen, es sei dort zu heiß, sondern den Sommer in der Nähe von Rom auf dem Lande zuzubringen und Latium und das Sabinerland zu bereisen und nach Rom zu kommen, wenn es ihm gerade behage. Für den späteren Aufenthalt in Rom schlägt Humboldt die Villa Malta vor, die dann doch nicht frei wurde.

Weitere Briefe vom 10. und 14. Juni betreffen Einzelheiten der Unterbringung des Prinzen in Albano, südlich von Rom, am Albaner See. Zum Sprachunterricht für den Prinzen und seine Begleiter wurde ein Italiener Giuntotardi engagiert. Mehrfach wurden Grüße von Georg Zoega bestellt, der den Prinzen in Rom geführt hat.

⁹⁾ In einem Brief an Brinkmann vom 30. April 1803 berichtet Humboldt über verschiedene Störungen seiner Tätigkeit und bemerkt: „Zu den angenehmen unter diesen gehörte die Anwesenheit des Erbprinzen von Mecklenburg; er hat viel mit uns gelebt und ich bin ihm sehr gut geworden.“ (W. v. Humboldt, Briefe an G. K. v. Brinkmann (1930) S. 150).

Karoline konnte am 1. Juli mitteilen, daß das Haus in Albano für den Prinzen vom heutigen Tage an gemietet sei. Die Familie Humboldt hat einen Teil des Sommers in Arricia bei Rom, also in der Nähe des Prinzen, zugebracht, und eine Anzahl von Briefen ist hin und her gegangen. Leider ist ein Teil davon, besonders von Karolinen Briefen undatiert, oder es ist nur der Wochentag oder eine Tageszeit angegeben, so daß ein chronologisches Gerüst sich nicht mit Sicherheit errichten läßt. Jedenfalls ist der Prinz in Albano, hat von dort Ausflüge gemacht, ist auch gelegentlich nach Rom gekommen, so zum Besuch der Oper, für die ihm Humboldt eine Karte besorgte (Brief vom 31. August), desgleichen läßt Karoline ihn am 13. September zu einem Theaterbesuch ein. Auch sonst empfing der Prinz von der Familie Humboldt mannigfache Anregungen. Karoline machte ihn mit den Schriften der Madame de Stael bekannt. Sie schickte ihm eine italienische Zeitung, damit er sich in der italienischen Sprache übe. In diesem Briefwechsel taucht auch eine Persönlichkeit auf, die mit der Familie Humboldt, und zumal mit Karoline, eng persönlich menschlich verbunden war: der Graf Gustav von Schlabrendorff (1750—1824), ein Sonderling, den man den Diogenes von Paris genannt hat, wo er seine letzten Jahrzehnte lebte. Karoline dankt dem Prinzen am 19. Juli 1803 für seine Anteilnahme an dem Schicksal dieses Freundes, indem sie schreibt:

„Vor allem empfangen Sie, teuerster Prinz, meinen innigsten Dank für den Anteil, den Sie an dem Schicksal meines armen Freundes Schlabrendorff so gütig bezeugen; für den Rat, den Sie in seinen Angelegenheiten erteilen . . . Seine Unentschlossenheit, sein Zögern und Grübeln ist ein großer Fehler in ihm geworden; es ist aber auch der einzige, den ich an ihm kenne, und selbst dieser kommt aus keiner unedlen Quelle . . .“. Schlabrendorff, der nur durch den 9. Thermidor der Guillotine entkam, hat Revolution, Empire und Restauration in Paris als Deutscher überstanden, ebenso wie auch Alexander von Humboldt damals in Paris unangefochten gelebt hat. Karoline reiste schon vor dem Prinzen, am 5. März 1804, aus Rom ab, zunächst nach Deutschland, dann nach Paris, um dort ihren Freund wiederzusehen.

Georg hat, wie Humboldt ihm vorschlug, den ganzen Winter 1803/04 in Italien und meist wohl in Rom zugebracht. Einzelheiten darüber darf man in dem Briefwechsel mit Humboldt nicht erwarten, man war ja am gleichen Ort, sprach sich mündlich. Der Prinz reiste erst am 4. Mai 1804 nach Deutschland ab.

Aber mit Trennung von Rom hörte der persönliche Verkehr nicht auf. Das Rom-Erlebnis hat ein festes Band zwischen der Familie von Humboldt und dem Prinzen hergestellt. Wenn Humboldt die Person des Prinzen als eines Verbindungsmannes zur preußischen Königsfamilie zu schätzen wußte, so war auch Humboldt für den Prinzen nicht nur ein Freund und Berater in Dingen der Kunst und Wissenschaft, sondern eine politische Größe. Als Vertreter Preußens beim Vatikan konnte Humboldt von Nutzen sein bei der Werbung des Prinzen um die bayerische Prinzessin Augusta, Tochter des Kurfürsten und späteren ersten Bayernkönigs Maximilian Joseph. Diese Heirat war, wegen der Mischehe, für beide Seiten eine heikle Angelegenheit und kam nicht zustande. Augusta wurde später die Gattin von Eugen Beauharnais, des Stiefsohnes von Napoleon. Über diese Werbung schrieb Wilhelm von Humboldt am 29. August 1804 an seine Gattin: „Der Prinz ist verlobt und bittet mich um Besorgung geheimnisvoller Aufträge, die aber so ungeschickt sind, daß sie gar nicht glücken können. Er tut mir leid, denn ihm ist so viel daran gelegen, daß er sogar, um mich zu gewinnen, mir Grüße von der Königin schreibt. Übrigens, schreibt er, sei er nicht verliebt, werde aber sehr glücklich sein, auch außer Rom, weil er vernunftmäßig handeln müsse“¹⁰⁾.

¹⁰⁾ Wilhelm von Humboldt, Briefwechsel mit seiner Gattin, hrsg. von Anna von Sydow (7 Bde. 1907—16); Bd. II, S. 236. — Vgl. hierzu den Brief Humboldt an den Prinzen vom 1. Sept. 1804 (Polit. Briefe I, S. 34 ff). Die Mutter des Prinzen Georg und der Prinzessin Augusta waren Schwestern, Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt. Im Nachlaß Georgs befindet sich ein freundschaftlicher Brief von Augusta, aus München vom 17. Februar 1830. (Briefsammlung Strelitz Nr. 345.)

Georg ist mit dieser Enttäuschung erst spät fertig geworden und hat erst 1817, damals schon Großherzog, die Prinzessin Marie von Hessen-Kassel geheiratet; sie teilte seine künstlerischen Interessen und war auch als Malerin tätig.

Die gemeinsam in Rom verlebte Zeit schuf ein bleibendes Band zwischen dem Prinzen und der Familie Humboldt. Immer wieder kommen die späteren Briefe auf diese Erlebnisse zurück. Am 31. Mai 1806 erwidert Humboldt einen „ausführlichen freundschaftlichen Brief“ des Prinzen vom 21. März; dieser Brief habe dem „Andenken an die Zeit, da ich Sie hier in unserer Nähe besessen, aufs neue Farbe und Frische gegeben.“ Er meinte, die Verbesserung seiner Lage (nämlich die Ernennung des bisherigen Residenten zum ersten Gesandten Preußens in Rom), auf die Gunst des Prinzen und seiner Schwester, der Königin Luise, zurückführen zu dürfen.

Manche Liebenswürdigkeiten in den Briefen Wilhelms und seiner Gattin sind wohl leichtthin in die Feder geflossen. Mehr Gewicht als die Höflichkeiten in den Briefen an den Prinzen hat daher ein Urteil, das Humboldt seiner Gattin am 4. März 1809 schrieb. Er berichtet darin von einem Gespräch mit den Damen von Berg und von Voß. Als die Voß dem Prinzen jeden Kunstsinn absprach, verteidigte Humboldt ihn nur „einigermaßen“, „obgleich ich mich im Herzen wohl erinnerte, was wir manchmal selbst in Rom sagten“¹¹⁾.

Gewiß war der junge Prinz — er war zwölf Jahre jünger als Wilhelm von Humboldt — den hohen Ansprüchen des Gelehrten und Diplomaten nicht gewachsen. Aber er war ihm menschlich sympathisch. Wieder muß man einen Brief Wilhelms an Karoline, vom 9. Juni 1809, zitieren. Hier berichtet Humboldt über ein Gespräch mit dem Prinzen, der ganz der alte sei, von richtigem Urteil und Gefühl; so sei er immer gewesen, schon früh eine „abgeschlossene Größe“.

Unterdessen war der unglückliche Krieg über Preußen hinweggegangen, der Staat verkleinert und entmachtet. Auch in Rom wurde diese Entwicklung mit Furcht und Teilnahme verfolgt. Nicht allein Humboldt als Gesandter wurde davon betroffen; auch der dänische Untertan Zoega beklagte in einem Brief an den Prinzen das Schicksal des nördlichen Deutschland, „wo Wissenschaften aller Art so vorzüglich blühten“. Am 14. Oktober reiste Humboldt von Rom ab, er hat die Ewige Stadt nie wiedergesehen; Karoline blieb bis 1810 zurück. Noch ungewiß, was aus ihm werden sollte, richtete Humboldt von unterwegs, aus Rudolstadt, am 31. Dezember 1808 einen bewegenden Brief an den Prinzen, in dem nochmals die in Rom geschlossene Freundschaft beschworen wird, „daß diese Empfindungen sich unmittelbar auf die Eindrücke gründen, welche unser Zusammenleben in Rom in mir hinterlassen hat, und daß sie daher nicht anders als unauslöschlich sein können. Unendlich oft rufe ich in mir die Bilder jener Zeit zurück, und immer steht mir dann in gleicher Lebendigkeit vor, wie alles Tiefe und Große sich von Ihrem Geiste und Ihrer Einbildungskraft in doppelter Schönheit in den Umgebungen gestaltete, die wohl niemand je mit mehr einfachem, wahren und reichem Sinn aufgenommen hat als Sie“.

Diese überschwängliche Äußerung erscheint, vergleicht man sie mit dem wenig späteren, eben zitierten Brief an seine Gattin, etwas diplomatisch übertrieben. Humboldt mußte den Schwager des Königs zu schätzen, er appellierte an seine Freundschaft. Am liebsten wäre er im diplomatischen Dienst geblieben. Er war jedoch zu Höherem ausersehen. Er wurde für kurze Zeit, 1809–1810, im Innenministerium der Leiter der Kultur- und Unterrichtsangelegenheiten. Seine bedeutendste Tat ist die Gründung der Universität Berlin, 1810. Als seine Abteilung nicht, wie er wollte, zu einem eigenen Ministerium erhoben wurde, trat er zurück und übernahm den Posten eines Gesandten in Wien.

¹¹⁾ Briefwechsel mit Karoline, a. a. O., Bd. III, S. 106. — Man darf hierzu bemerken, daß der Prinz mehr als zur bildenden Kunst sich zur Musik hingezogen fühlte. Zahlreich sind seine Beziehungen zu Musikern. Ich darf hierzu hinweisen auf meinen Beitrag: Henriette Sontag und Neustrelitz. „Carolinum“, Jg. 29, Nr. 39 (1963/64), S. 24–33.

Seine weitere Laufbahn als Gesandter in Wien, in Paris, in London, als Mitglied des Staatsrates kann hier nicht verfolgt werden. Die Briefe an den Prinzen werden spärlicher; die letzten von zittriger Greisenhand geschriebenen stammen aus dem Jahre 1830. Fünf Jahre später ist Wilhelm von Humboldt in Tegel gestorben und nicht an der Cestius-Pyramide, sondern unter Thorwaldsens Statue der Hoffnung begraben worden. Karoline ist ihm 1829 im Tode vorausgegangen. Sie hat Rom 1817/1818 wiedergesehen, und ihre Briefe an den Prinzen rufen wieder die Erinnerung an die Jahre 1803/1804 wach; besonders ein sehr schöner Brief vom 12. August 1817, in dem Karoline nicht nur die Veränderungen im alten Rom, sondern besonders ausführlich das Leben des neuen deutschen Künstlerkreises in Rom beschreibt.

„Die Erinnerung jenes unvergeßlichen Jahres hat mich mit unbeschreiblicher Gewalt überkommen“; mit diesen überschwänglichen Worten gedenkt Karoline des Zusammen-seins mit dem Prinzen in den Jahren 1803/1804. Man darf hierin keine bloße Höflichkeit sehen. Der lange Rest des Briefes, in dem sie das Leben in Rom und die Veränderungen, die dort eingetreten sind, schildert, ist so begeistert gehalten, daß man die Leidenschaft spürt, sich einem interessierten Menschen mitzuteilen, und bei dem Großherzog glaubte sie dieses Interesse zu finden. Rom hatte sich verändert, die Franzosen waren abgezogen, die von ihnen geraubten Kunstschätze waren aus Paris zurückgekehrt, man hatte neue Anlagen gemacht und an einzelnen Stellen auch Ausgrabungen. Auf dem Friedhof an der Cestius-Pyramide fand Karoline manche neuen Gräber, und die Gräber ihrer kleinen Söhne waren spürbar verändert.

Während ihres Aufenthaltes in Rom war das Humboldtsche Haus ein Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens in Rom. Kein Wunder, daß sie sich für den Kreis deutscher Künstler in Rom 1817 besonders interessierte. Rom war damals wieder ein Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens, namentlich in der Malerei. Karoline sagt darüber:

„Das deutsche Künstlerpersonal fand ich zu seinem Vorteil verändert. Man darf sagen, daß der verewigte Schick den Impuls zu einer besseren Schule gegeben und hinter sich zurückgelassen hat, die nun zu noch höherer Vollkommenheit aufwärts schreitet. Cornelius, Overbeck, der jüngere Schadow zeichnen sich auf eine Art aus, die ihnen und überhaupt den Deutschen die größte Ehre macht. Der Generalconsul Bartholdy läßt diesen 3 Künstlern und dem jüngeren Veit ein Zimmer in Fresco ausmalen. Einer der Cartons von Cornelius zu diesem Zimmer gemalt ist, wie ich höre, von der Akademie in Berlin gekauft worden, ich will mich also darauf beschränken, Ew. Kgl. Hoheit darauf aufmerksam zu machen und Sie zu bitten, ihn zu sehen. Overbeck und Schadow stehen Cornelius in ihren Arbeiten nicht nach, und Veit, obgleich schwächer, hat doch seit einem Jahr solche Riesenschritte gemacht, daß er sich bald an die Seite der anderen wird stellen können. Wie unendlich wünschenswert wäre es, wenn Se. Majestät der König diesen vaterländischen Künstlern ein großes Werk auftrügen. Drei von ihnen sind Preußen, und gerne kämen sie, glaube ich, nach Berlin, um ein Denkmal ihres Fleißes dort aufzustellen. Unter den älteren Künstlern habe ich Koch vorzüglich vorgeschritten gefunden, Rohde, Voigt, Reinhard, Gmelin, alle wohl und fleißig. Der ältere Schadow, der Bildhauer, hat einige außerordentlich zierliche Statuen gemacht, unter denen sich besonders eine Spinnerin auszeichnet. Rauch sah ich leider noch nicht. Er arbeitet in tiefster Einsamkeit mit Tietz, von dem ich ungemein Gutes, seine Kunst betreffend, höre, in Carrara.“

Dann folgt ein Lobeshymnus auf Thorwaldsen, der für den bedeutendsten Künstler seiner Zeit gehalten wird. Gerühmt wird besonders sein Relief, betreffend den Einzug Alexanders in Babylon.

Die von Karoline genannten Namen stellen fast den ganzen deutsch-römischen Künstlerkreis vor. Nur einer, der vielleicht bedeutendste, fehlt: Carl Philipp Fohr, der wenig später, 1818, im Tiber ertrank. Er hat diesen deutschen Künstlerkreis, der sich in dem alten Café Greco versammelte, gezeichnet.

Friedrich Rückert hat das Fest der deutschen „Künstlerrepublik“ in Rom 1818 in einem langen Gedicht gefeiert. Er war zur gleichen Zeit in Rom wie Karoline von Hum-

boldt. Merkwürdig, wie im Kopfe Karolines der Klassizismus (Thorwaldsen), den sie besonders verehrte, sich mischt mit dem Verständnis für die deutsche Romantik. Wilhelm von Humboldt dachte und fühlte einseitiger, konsequenter. Aber es war für Karoline offenbar ein Bedürfnis, sich der Deutschen in Rom anzunehmen, wie früher vor 15 Jahren; es war jedoch eine neue Generation mit anderem Impuls und Geschmack.

Karoline konnte damit rechnen, daß mehr als nur ein flüchtiges Interesse den Großherzog mit Rom verband. Die Anregungen, die Georg in Rom erhalten hatte, sind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Unter den Künstlern und Gelehrten, die ihm durch Humboldt und seine Gattin empfohlen wurden, begegnen einzelne in seiner Korrespondenz. Besonders mit dem Bildhauer Christian Rauch hat der Großherzog viele Briefe gewechselt. Rauch hat auch eine Büste des Großherzogs geschaffen.

Georg ist 40 Jahre nach seinem ersten Besuch, 1843, nochmals nach Rom gereist. Er fand dort im Mittelpunkt eines deutschen Künstler- und Gelehrtenkreises den Vertreter des Königreichs Hannover, Georg August Kestner. Kestner hat damals ein Bild des Großherzogs gezeichnet. Kestner ist ein Mitbegründer des Deutschen archäologischen Instituts in Rom. Seine Sammlungen kamen nach Hannover und bilden den Grundstock des dortigen Kestner-Museums¹²⁾.

Jene erste Begegnung in Rom ist nicht ohne geschichtliche Folgen geblieben. Für Humboldt war der menschlich sympathische junge Prinz, als ein naher Verwandter des preußischen Königshauses, nicht ohne politische Bedeutung. Man spürt das an verschiedenen Stellen des Briefwechsels. Was den Prinzen angeht, so hat das Erlebnis in Rom und die Berührung mit den Ideen des neuen deutschen Humanismus ihn geistig geformt, denn der junge Prinz, schon gebildet, war noch bildungsfähig. Humanität als Bildungsideal war besonders wichtig in einer Zeit, in der ein Fürst als absoluter Herrscher mehr als später die Geschicke der Menschen bestimmte.

¹²⁾ Die Zeichnung befand sich im Kestner-Museum und ist leider durch Hochwasser im Rathaus-Keller, wohin die Kestnerschen Klebe-Bände ausgelagert waren, im Februar 1946 vernichtet worden. Sie war in farbiger Kreide auf braunem Papier ausgeführt, Maße 38:27 cm. Brustbild in Dreiviertelansicht nach rechts. Unterschrift: Rom, Georg . . . , Meckl. 4. October 1843. — (Freundliche Auskunft des Kestner-Museums vom 22. Mai 1967, nach dem Katalog.)

Nur ein Schilfrohr, das zerbrechlichste in der Welt, ist der Mensch, aber ein Schilfrohr, das denkt. Nicht ist es nötig, daß sich das All wappne, um ihn zu vernichten: ein Windhauch, ein Wassertropfen reichen hin, um ihn zu töten. Aber, wenn das All ihn vernichten würde, so wäre der Mensch doch edler als das, was ihn zerstört, denn er weiß, daß er stirbt, und er kennt die Übermacht des Weltalls über ihn; das Weltall aber weiß nichts davon.

Blaise Pascal
(Die Philosophen)



*Schloß und Kirche Ivenack bei Stavenhagen *)*

Ein mecklenburgisches Pfarrhaus im Spiegel des geistigen und politischen Geschehens von 1760 - 1810

Von Friedrich Scheven

Auf dem Friedhof in Ivenack, nordöstlich von Stavenhagen, sind zwei Grabsteine erhalten, die das Andenken an zwei Pastoren festhalten, die dort in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewirkt haben. Das ältere Grabmal, ein schön geformter, mit Symbolen rationalistischer Frömmigkeit geschmückter Obelisk, ist Joachim Nicolaus Scheven „von seinen vier dankbaren Söhnen“ gewidmet. Sein ältester Sohn wurde sein Nachfolger und verwaltete die Ivenacker Pfarre 32 Jahre lang. An ihn und seine Gattin erinnert der daneben stehende Grabstein. Wenn im folgenden aus dem Leben dieser beiden Pastoren erzählt wird, begegnen uns keine Männer, die sich einen Namen gemacht haben, der über ihren Lebenskreis irgendwie hinausreichte. Aber Briefe und andere Nachrichten aus ihrem Leben lassen doch ein so lebendiges Bild von ihrer Zeit und ihrer Umwelt entstehen, daß es sich lohnt, ihrem Leben als einem Kulturbild aus Alt-Mecklenburg nachzugehen.

Joachim Nicolaus (von) Scheven ist am 24. Febr. 1718 in Anklam geboren als Sohn des Johann Nicolaus von Scheven, der dort Altmeister der Bäckerzunft war. Der Vater stammte aus einer in Vorpommern und auch in Mecklenburg verbreiteten Familie, die aus Westfalen eingewandert war. Die Wanderbewegung, die im 13. Jahrhundert eingesetzt hatte, war ja durch die Jahrhunderte weitergegangen. Ältere Glieder einer Familie zogen immer wieder jüngere nach sich. Noch immer gab es im ehemaligen Kolo-

*) Das Bild ist mit Genehmigung des Verlages entnommen aus: Helmut Sieber, Schlösser und Herrensitze in Mecklenburg. Vlg. W. Weidlich, Frankfurt 1960.

nialand manche Möglichkeiten, schneller zu Wohlhabenheit zu gelangen als im alten Westen. Am Anfang des 17. Jahrhunderts war so Cord von Scheven, der Urgroßvater des Bäckermeisters, zusammen mit seinem älteren Bruder aus der westfälischen Heimat nach Rostock ausgewandert ¹⁾. Beide waren dort ebenso wie ein jüngerer Bruder, der sich nach Stralsund gewandt hatte, zu Wohlhabenheit und als Ratsherrn zu Ansehen gelangt. Der Vater von Johann Nicolaus war dann Ende des 17. Jahrhunderts von Rostock nach Anklam übersiedelt. Er wird hier als Ratsherr und Kaufmann genannt. Es war wohl kaum ein sozialer Abstieg, wenn sein Sohn Bäckermeister und Altmeister der Bäckerzunft wurde, denn das Bäckeramt stand unter den 14 großen Zünften der Stadt an zweiter Stelle. In Anklam wohnte noch eine Reihe weiterer Glieder der Familie von Scheven. Ein Bruder war Pastor in dem benachbarten Crien ²⁾.

Joachim Nicolaus besuchte die Ratsschule seiner Vaterstadt. 1735 bezog er die Universität Rostock, um Theologie zu studieren. Dort blieb er zwei Jahr. Seine Absicht, das Studium in Halle fortzusetzen, wurde zunächst durch den Tod des Vaters verhindert. Erst nach zwei Jahren konnte er das Studium wieder aufnehmen, zunächst in Greifswald, dann von 1740 ab in Halle. Dort blieb er 1½ Jahre. Es war im 18. Jahrhundert ungewöhnlich, daß ein Theologe mehr als eine Hochschule besuchte. Auch die Dauer des Studiums von Joachim Nicolaus war etwas besonderes. Im allgemeinen begnügten sich die Studenten, auch die der übrigen Fakultäten, mit dem akademischen Triennium. Nicht selten war es kürzer. Joachim Nicolaus Scheven wird sich also mit seinem mindestens vierjährigen Studium eine gute theologische Bildung erworben haben. Er wird sich auch in den anderen Wissenschaften umgesehen haben, denn die Grenzen der Fakultäten waren noch fließend. In Rostock hielten die theologischen Professoren auch Vorlesungen über Mathematik, Astronomie, Physik usw. Von der Vielseitigkeit des Studiums eines jungen Theologen der Zeit legt die Selbstbiographie des späteren Spornitzer Pastors Plagemann Zeugnis ab, der wenige Jahre vor Joachim Nicolaus Scheven dort studierte ³⁾. Die Universität Rostock war in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Hochburg der lutherischen Orthodoxie. Der Pietismus wurde dort auf das entschiedenste abgelehnt. Der gelehrte Kampf der streitbaren Theologen richtete sich aber in erster Linie gegen die aufkommende rationalistische Lehre, deren Wortführer Christian Wolff in Halle war. Halle war das Gegenstück zu Rostock, die Universität des Fortschritts.

Dort hörte Joachim Nicolaus den gefeierten Lehrer der theologischen Fakultät Siegmund Jakob Baumgarten, der Philosophie mit christlicher Glaubenslehre zu vereinigen suchte und so einer der Väter der rationalistischen Frömmigkeit wurde. Von Voltaire ist er als die „Krone deutscher Gelehrsamkeit“ gefeiert. Wir dürfen annehmen, daß Joachim Nicolaus Scheven von der rationalistischen Theologie, die in Halle gelehrt wurde, nicht unberührt blieb. Die alten orthodoxen Wahrheiten, die ihm aus seiner Jugendzeit und aus dem Rostocker Studienjahren her geläufig waren, werden in einer nicht immer klaren Verbindung daneben festgehalten sein. Mit „rationalem Supranaturalismus“ wird seine theologische Einstellung bezeichnet werden können ⁴⁾. Unter den Büchern, die aus Joachim Nicolaus Besitz stammend, sich in meinem

¹⁾ Otto Witte, Die Wanderungen des märkischen Geschlechts von Scheven in die Hansestädte der Ostsee. Ztschr., Der Märker. Heimatblatt für den Bereich der ehemal. Grafschaft Mark. 5. Jhg. (1965) S. 30 ff.

²⁾ Die wohlhabendsten und vornehmsten Verwandten saßen als Nachkommen eines Bruders des Urgroßvaters auf Rittergütern in der Stralsunder Gegend. Die Familie hatte sich von dort aus unter Aufnahme in die schwedische Ritterschaft auch nach Schweden ausgebreitet. Dazu s. Johannes Paul, Die Familie von Scheven und von Schävenbach. Pommern, die in Schweden ihr Glück machten. Pommersche Zeitung Jhg. 9 (1959) Folge 49.

³⁾ Carl Beyer, Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg. Heft 7. Der Landpastor im evangelischen Mecklenburg. Berlin 1903. S. 43 ff.

⁴⁾ Karl Schmaltz, Kirchengeschichte Mecklenburgs, 3. Bd. Berlin 1952, S. 220.



Klassizistische Grabdenkmäler auf dem Friedhof in Ivenack

Elternhause befanden, waren noch die Schriften der großen orthodoxen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts, Calov, Matthias Flacius und seines pommerschen Landsmanns Hollaz († 1713). Aber daneben fand sich auch die von rationalistischem Geist getragene „Unparteiische Kirchen- und Ketzergeschichte“ Gottfried Arnolds, als erste Darstellung der Geschichte der Kirche ein epochemachendes Buch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es stand also Altes und Neues nebeneinander auf dem Bücherbrett von Joachim Nicolaus.

Nach Abschluß seines Studiums ging Joachim Nicolaus den Weg, der für junge Theologen der übliche war, er wurde Hauslehrer. Zunächst unterrichtete er in einem Pfarrhaus der Anklamer Synode, dann die Kinder seines Vatersbruders, des Pastors in Crien. 1744 wurde er nach Usedom berufen und am 21. Oktober dort ordiniert. Ein halbes Jahr später heiratete er Catharina Maria Thilo, eine Pastorentochter aus Liepen bei Anklam. Es blieb ihm also erspart, eine Pfarre durch Heirat einer ältlichen Tochter oder der Witwe des Vorgängers zu erwerben. Die „Konservation“ bei der Pfarre wurde im 17. und 18. Jahrhundert, wo es noch keine Alters- oder Witwenversorgung gab, allgemein geübt. Sie war nicht gesetzliches Recht, aber Gewohnheitsrecht. Es kam vor, daß junge Pastoren eine steinalte Witwe heiraten mußten, um zu einer Pfarre zu kommen, und daß manche Pastorenwitwen es auf 3 oder 4 Männer brachten. Davor blieb Joachim Nicolaus bewahrt, als er die junge Pfarrerstochter aus der nahe bei Anklam gelegenen Pfarre heiratete. Der erste Sohn in dieser Ehe wurde am 10. August 1746 geboren, Joachim August, sein späterer Amtsnachfolger. Drei weitere Söhne folgten 1748, 1751 und 1754.

Nach 15jähriger Tätigkeit in Usedom übernahm Joachim Nicolaus Scheven 1759 die Pfarre Kastorf bei Stavenhagen. Seitdem sind seine Nachfahren durch 7 Generationen Pastoren der mecklenburgischen Landeskirche gewesen. In Kastorf bot sich dem bisherigen Diakonus, der in streng hierarchischer Abstufung dem 1. Prediger nachgeordnet war, ein selbständiges Pfarramt. Dazu kam, daß Kastorf eine gute Landpfarre war ohne große Landwirtschaft. Der Pfarracker war kurz vorher (1757) vererbpachtet, was damals bei mecklenburgischen Pfarren vielfach geschah, nicht immer, wie auch hier, zum besten der Pfarreinkünfte. Man sollte annehmen, daß die politischen Verhältnisse den Usedomer Diakonus hätten veranlassen können, auf seiner alten Pfarre zu bleiben. Usedom war von Kastorf zwar nur etwa 50 km entfernt, aber es war „Ausland“, es gehörte seit 1720 zu Preußen, vorher zur schwedischen Krone. Es war das vierte Jahr des siebenjährigen Krieges, als Joachim Nicolaus von Usedom nach

Mecklenburg übersiedelte. Der mecklenb.-schwerinsche Herzog stand auf seiten der großen europäischen Mächte, denen sich auch Schweden angeschlossen hatte, gegen Preußen. Kriege waren damals zwar im wesentlichen eine Angelegenheit der unmittelbar am Kampfe beteiligten Armeen. Die Zivilbevölkerung merkte im allgemeinen nur dann etwas davon, wenn sie im Kampfgebiet wohnte. Für Mecklenburg aber war es damals anders. Friedrich d. Gr. pflegte es bekanntlich mit einem Mehlsack zu vergleichen, der immer noch Staub gibt, wenn er nur gehörig geschlagen wird. Und er schlug in diesen Jahren kräftig zu. Preußische Truppen waren zuerst 1758 in Mecklenburg eingerückt und hatten das Land, vor allem den Osten des Schweriner Landes um Malchin und Stavenhagen herum, mit schweren Kontributionen belegt. Das Jahr 1759 ließ sich nicht viel besser an. Trotzdem siedelte Joachim Nicolaus Scheven im März des Jahres von dem ruhigen Usedom nach Kastorf über, in ein Gebiet, wo preußische Truppen marodierten, Pferde und Vieh aus den Ställen trieben und die jungen Männer gewaltsam rekrutierten. Die Söhne waren zwar noch Kinder, sie konnten den Werbemännern somit nicht in die Hände fallen. Aber Plünderungen und Kontributionen drohten doch auch dem Kastorfer Pfarrhaus.

Die Pfarre Kastorf umfaßte eine mittelgroße Gemeinde mit einigen Filialen. Die Kirche war alt und verfallen, so daß sie 1788 durch einen Neubau ersetzt werden mußte. Auch das Pfarrhaus war schlecht. Das kirchliche Leben wird noch traditionsgebunden gewesen sein. Klagen über Unkirchlichkeit ritterschaftlicher Gemeinden treten in Mecklenburg im allgemeinen erst im 19. Jahrhundert auf, als sich der Einfluß der Aufklärung auch hier bemerkbar gemacht hatte. Es werden handfeste dogmatische Wahrheiten verbunden mit moralischen Sätzen gewesen sein, die die Kastorfer Gemeinde von ihrem neuen Prediger zu hören bekam. Rationalistische Gedanken mögen dabei angeklungen sein, aber sie waren doch in den 20 Jahren, die seit seiner Studienzeit vergangen waren, in den Hintergrund getreten. Wissenschaftliche Theologie und Gemeindeführung fielen eben auch damals auseinander. Die Pastoren der mecklenburgischen Landeskirche standen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch fast ausnahmslos auf dem Boden einer sturen Orthodoxie, soweit sie nicht vom Pietismus erfaßt waren. Es waren oft streitbare Herren, nicht bloß, wenn es um Glaubenssätze ging, sondern oft auch in der Auseinandersetzung mit den ritterschaftlichen Patronen über die von diesen beanspruchten Pfarrländereien oder über ihre Weigerung, mit den Bauern zusammen zum Abendmahl zu gehen. Der Gottesdienst dauerte oft zwei Stunden und mehr, die Predigt mindestens eine Stunde. Die Gemeinde kam trotzdem, schon um die mancherlei öffentlichen Bekanntmachungen, z. B. über das Halten der Postillione, Wildschaden, Steuerlisten usw. zu hören, die der Pastor verlesen mußte.

Joachim Nicolaus Scheven hatte, zumal er durch keinen großen landwirtschaftlichen Betrieb beansprucht war, in Kastorf ausreichend Zeit, sich um den Unterricht seiner vier Söhne zu kümmern. Er hat sie alle bis zum Eintritt in die Universität vorbereitet. Das umschloß nun freilich keine Bindung an einen bestimmten Lehrplan, denn ein Abiturientenexamen gab es damals noch nicht. Es ist in Mecklenburg erst 1820 eingeführt. Die Söhne konnten die Universität beziehen, wenn der Vater sie für ausreichend vorbereitet hielt. An der Universität mußten sie sich freilich durch eine Aufnahmeprüfung legitimieren. Die Kastorfer Pastorensöhne werden den Anforderungen, die der Dekan vor allem an ihr Wissen in den alten Sprachen stellte, sicher genügt haben, denn sie waren gewissenhaft von dem Vater vorbereitet. Neben dem Unterricht, der ihn täglich mehrere Stunden in Anspruch nahm, wird der Kastorfer Pastor Zeit gehabt haben, sich auch um die geistigen Strömungen der Zeit zu bekümmern, die soviel bedeutende Namen aufwiesen, die in die Zukunft wiesen. Er wird in den Abendstunden Lessings „Minna von Barnhelm“, das eben erschienen war (1760), und dessen scharfe Kritiken in der „Hamburger Dramaturgie“ mit Aufmerksamkeit gelesen haben. Einen Frühdruck von Minna von Barnhelm erinnere ich noch aus den alten Buchbeständen, die aus dem Ivenacker Pfarrhaus stammten und in meinem Elternhaus aufbewahrt wurden. Vielleicht kamen ihm auch Joh. Joachim Winkelmanns Schriften über die antike Kunst in die Hände, die soviel Aufmerksamkeit fanden. Sie werden sein Inter-

esse schon deswegen gefunden haben, weil er Winkelmanns Namen wahrscheinlich von Halle her kannte, wo Kommilitonen, die schon ein Jahr vor ihm da gewesen waren, von den vielseitigen Interessen des jungen Theologen, der mit ihnen dort studierte, erzählt haben werden. Nun mögen Amtsbrüder, mit denen er gelegentlich zusammengekommen sein mag (Genzmer in Stargard, Masch in Neustrelitz) von dem Aufstieg und dem literarischen Ruhm dieses Mannes erzählt haben, mit dem Genzmer in ständiger brieflicher Verbindung stand ⁵⁾).

Man wird im Kastorfer Pfarrhaus jedenfalls aufgeschlossen gewesen sein für das Leben der großen Welt, so fern diese auch liegen mochte. Der Verkehr wird sich im wesentlichen auf die benachbarten Pfarrhäuser beschränkt haben. Regelmäßige Zusammenkünfte der Pastoren einer Synode wurden in dieser Zeit üblich. Zu Einkäufen fuhr man nach Stavenhagen oder, wenn es einmal etwas Besonderes sein sollte, auch wohl nach Neubrandenburg. Pferd und Wagen standen ja im Stall. Das war freilich nicht jederzeit möglich. Denn noch immer währte der Krieg, und Ostmecklenburg wurde immer wieder von kleinen Kampfhandlungen zwischen den schwedischen und preußischen Truppen heimgesucht. Schlimmer noch waren für die Bevölkerung die fort-dauernden gewaltsamen Kontributionen, Plünderungen und Verschleppung der jungen Männer. Die Straßen waren unsicher. 1761 und 1762 waren für Mecklenburg die bösesten Jahre. Am schlimmsten war es natürlich auf dem Lande, wenn auch die kleinen Städte keineswegs sicher waren vor den preußischen Kommandos ⁶⁾. Mit Zeiten, wo sich die Dorfbewohner kaum aus dem Hause wagen konnten zu einer Fahrt in die benachbarte Stadt, wechselten freilich ruhigere Wochen und Monate.

Daß Joachim Nicolaus Scheven ein tüchtiger und in der Umgebung geschätzter Geistlicher war, geht daraus hervor, daß ihn der Patron der Nachbarpfarre Ivenack, der ihn aus seinem langjährigen Wirken in Kastorf genau kannte, 1773 dorthin berief. Die Berufung erfolgte solitär, d. h. ohne daß andere Kandidaten der Gemeinde präsentiert wurden. Vor der Präsentation hatte der Patron aber kirchenordnungsgemäß die Zustimmung des Herzogs als Landesbischof einzuholen. Das geschah durch Schreiben vom November 1772, in dem der Patron den Kastorfer Prediger empfiehlt, „zumahlen derselbe daselbst bey seiner 13jährigen Amts-Führung durch seine vorzüglichen Gaben im Predigen und catechisieren, und durch seinen exemplarischen Wandel viel Liebe und Ruhm erworben hat“ ⁷⁾. Nach herzoglicher Zustimmung mußten sodann gemäß § 475 des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs, des Grundgesetzes des mecklenburgischen Ständestaates bis 1918, die stimmberechtigten Gemeindeglieder dem Vorschlag ihres Patrons beitreten. Das geschah am 26. 12. 1772, wo sich der neue Prediger der Gemeinde vorstellte. Nach seiner Predigt wurde den stimmfähigen Gemeindegliedern die Frage vorgelegt, ob gegen Lehre und Wandel des zur Wahl gestellten Predigers etwas einzuwenden sei. Als sich keine Stimme gegen ihn erhob, erklärte der Patron die Wahl als vollzogen, indem er die Gemeinde ansprach: „Meine guten Leute! Seitdem wir unsern Prediger allhier verlohren haben, ist mein Bemühen dahin gegangen, euch wieder mit einem würdigen Seelsorger zu versehen . . . Ihr wisset, daß ich auch zu dem Ende viele und auch Leute aus entfernten Ohrten habe allhier berufen, um unter ihnen den besten auszusuchen. Unter allen diesen ist meiner Einsicht nach keiner, bey dem alle oben erwehnten Gaben besser anzutreffen wären als der Prediger Scheven aus Castorf“. Die Worte des Majoratsherrn, die der protokollführende Notar zur Vorlage bei der herzoglichen Regierung festgehalten hat, zeigen, daß er seine Verpflichtungen als Patron der Kirche ernst nahm.

Ivenack war eine der größten ritterschaftlichen Besitzungen im Lande. Es war ein altes Zisterzienserinnen-Kloster, das mit seinen großen Liegenschaften in der Refor-

⁵⁾ Friedrich Scheven, Joh. Joachim Winkelmann und seine Strelitzer Freunde und Schüler Ztschr. „Carolinum“ 30. Jhg. Nr. 41, S. 3 ff.

⁶⁾ Otto Vitense, Geschichte Mecklenburgs. Gotha 1920, S. 308.

⁷⁾ Akten des Oberkirchenrates Schwerin Pfarre Ivenack.



Pfarrhaus in Ivenack

mationszeit (1555) säkularisiert und als „Amt Ivenack“ in die landesherrliche Verwaltung übergegangen war. 1709 wurde es von dem Herzog Friedrich Wilhelm gegen Güter in der Hagenower Gegend vertauscht. Im Erbgang wurde dann in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Familie von Maltzahn auf Cummerow Besitzer der Begüterung. Der Titel eines Grafen von Plessen blieb dabei mit dem Ivenacker Majorat verbunden. Die gräflich Plessensche Familie gehörte zu den vornehmsten Geschlechtern im Lande. In der Schevenschen Familienüberlieferung heißt es, daß Joachim Nicolaus Scheven als „Hofprediger“ des Grafen Plessen nach Ivenack berufen wurde. Das war nicht sein Titel, wohl aber eine Bezeichnung, die dem fürstlichen Zuschnitt des Hauses und dem Adelsstolz der Familie entsprach. Es ist danach nicht ungläubhaft, wie die Familienüberlieferung weiter festhält, daß Joachim Nicolaus auf Wunsch seines Patronatsherrn, der keinen adligen Pastor haben wollte, das in der Familie seit alters her übliche Adelsprädikat abgelegt hat. Die drei seiner Söhne, die später nach Pommern zurückkehrten, haben das adlige „von“ jedoch beibehalten. Nur der älteste Sohn, der Nachfolger des Vaters in Ivenack wurde, blieb bei dem bürgerlichen Namen.

Ivenack war wie Kastorf fast ausschließlich Tagelöhnerdorf. In den zehn Dörfern der über 7000 ha großen Begüterung gab es nur 12 Bauern. Alle übrigen Höfe waren dem großen Bauernlegen im 17. und 18. Jahrhundert zum Opfer gefallen. Im Gemeindeleben wird somit kein großer Unterschied zwischen Kastorf und Ivenack bestanden haben. Was Joachim Nicolaus Scheven dennoch veranlaßte, nach fast 14jähriger Tätigkeit in Kastorf nach Ivenack überzusiedeln, war wohl vor allem das dortige, vor kurzem neuerbaute Pfarrhaus. Der Neubau des Pfarrhauses war ein Teil der umfassenden Bautätigkeit der Ivenacker Grafen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Damals fielen die ehemaligen Klostergebäude, die nach den Zerstörungen des 30jährigen Krieges am Anfang des Jahrhunderts wiederhergestellt waren, dem Neubau herrschaftlicher Gebäude zum Opfer. Das gräfliche Schloß wurde gebaut, in herrlicher Lage am See gelegen, und auch die Kirche, der Frontseite des Schlosses gegenüber, erhielt mit einer barocken Fassade und Westturm eine zeitgemäße Gestalt.

⁸⁾ Zur Geschichte von Ivenack siehe A. Krohn, Kurze Geschichte von Ivenack. Stavenhagen o. J.

Die Gutsherrschaft in Ivenack war, wie es bei den Familien des Hochadels meist der Fall war, kirchlich. Von dem persönlichen Einsatz des Patronatsherrn bei der Wiederbesetzung der Pfarre war schon die Rede. So mag es auch zu einem gewissen Verkehr zwischen Schloß und Pfarrhaus gekommen sein, natürlich in den Grenzen, die durch den Adelsstolz der gräflichen Familie gesetzt waren. „Mit ehrerbietigstem Respekt, hochgebohrener Herr Reichs-Graf, gnädiger Herr Patron, dero unterthänigster Knecht“, unterzeichnet Joachim Nicolaus Scheven einen Brief an den Grafen und drückt damit den ganzen Abstand aus, der zwischen Schloß und Pfarrhaus bestand. Daß die Ivenacker Pfarrfamilie auch auf benachbarten adligen Gütern willkommen war, zeigt ein Brief seines Sohnes Joachim August an seine Braut vom 19. 9. 1779, wo er schreibt: „Heute muß ich nach langer Zeit wieder Rottmannshagen besuchen und morgen Clausdorf“. Beides waren adlige Güter der Nachbarschaft. Der Bräutigam fügt dann scherzend hinzu: „Die Gräfin Schlieben schreibt, es sey keine Untreue, wenn ich zuweilen auch an sie gedächte und wieder einmal hinkäme. Was meinen Sie?“⁹⁾ Es mögen kirchliche und geistliche Gespräche bei diesen Besuchen geführt sein, sicher aber auch literarische. Zu keiner anderen Zeit gehörten ja literarische Themen so zum Gegenstand des gesellschaftlichen Gesprächs wie am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Alle Welt war erfüllt von den Werken des jungen Frankfurter Dichters, der vor kurzem (1771) mit seinem „Götz von Berlichingen“ und seinem Roman „Die Leiden des jungen Werthers“ (1774) der jungen Generation ans Herz gegriffen hatte. Da wird von ihm auch bei den Besuchen in den vornehmen Häusern in Ivenack und Rottmannshagen gesprochen sein. Wie sehr der junge Joachim August Scheven in der Empfindungswelt Werthers lebte, wird noch zu zeigen sein. Die von der Sturm- und Drangzeit berührte Gesellschaft, zu der die jungen Ivenacker gehörten, begeisterte sich auch an den Gesängen Ossians, des angeblichen schottischen Bardensängers. Die vier Bände Ossians lagen in meiner Jugend noch auf unserm Hausboden unter den aus Ivenacker Besitz stammenden Büchern. Daneben standen fremdsprachliche Texte anderer englischer Schriftsteller. Englische Literatur und Kultur erfreute sich zugleich mit dem Reitsport in der mecklenburgischen Adelsgesellschaft des 18. Jahrhunderts besonderer Wertschätzung. Das gebildete Bürgertum, vor allem in den Ostseestädten, ist ihm hierin gefolgt. „Während sonst der deutsche Adel dieses galanten Jahrhunderts seine Augen auf Paris und Versailles richtet, nimmt der mecklenburgische Adel sich zumeist seine englischen Standesgenossen zum Vorbild, die ähnlich wie er als adelige Oligarchie durch das Parlament das Land wie den Herrscher regieren. Die Lebensformen der jagdliebenden, hunde- und pferdezüchtenden „landed gentry“ werden das Ideal des mecklenburgischen Edelmannes“¹⁰⁾. Der englische Reisende Thomas Nugent besuchte 1766 Mecklenburg nicht bloß, um das Heimatland seiner Königin kennenzulernen, sondern auch um den mancherlei persönlichen Beziehungen nachzugehen, die zwischen den Sportkreisen Englands und den adligen Vollblutzüchtern Mecklenburgs bestanden.

Bei Besuchen in den herrschaftlichen Häusern, oder wenn man sich zu einer Pfarrzusammenkunft rüstete, wurde würdige Kleidung im Ivenacker Pfarrhaus angelegt. Diese bestand für den Pastor in einem enganliegenden Rock, der bis über die Knie reichte, und dem vom Rockkragen herabreichenden Abbémäntelchen. Dazu wurden Kniehosen mit langen Strümpfen und Schnallenschuhe getragen, wenn das Wetter es erforderlich machte, hohe Schafstiefel¹¹⁾. Joachim Nicolaus Scheven hatte in seiner Jugend wohl noch die hohe Allongeperücke getragen, sorgfältig gepudert. Er wird sie später abgelegt haben. Vielleicht trug er im Alter bei besonderen Gelegenheiten einen Zopf. Einen Einblick in den Lebensstil eines Pfarrhauses dieser Zeit

⁹⁾ Die hier und im folgenden angeführten Briefe befinden sich im Familienarchiv bei Dipl.-Ing. E. F. Scheven in Stuttgart.

¹⁰⁾ Walter Görlitz: Des Reiches unbekanntes Land Mecklenburg. Gedanken zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte eines Gaus. Rostock (1941), S. 52.

¹¹⁾ Schmaltz a. a. O. Bd. 3, S. 219.

gibt Thomas Nugent, der 1766 den Präpositus Genzmer in Stargard besuchte. Er schildert ihn als einen jovialen, vielseitig interessierten Herrn, der den Dingen dieser Welt lebensoffen gegenübersteht¹²⁾. In den Pfarrhäusern hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weitgehend ein gehobener Lebensstil Eingang gefunden, wenigstens da, wo man der bäuerlichen Welt mehr entrückt war wie in Stargard und Ivenack. Wie dürftig und bäuerlich derb demgegenüber die Lebensverhältnisse 100 Jahre vorher nach den Verheerungen des großen Krieges in den mecklenburgischen Landpfarrhäusern waren, zeigt C. Beyer in anschaulichen Schilderungen¹³⁾.

Wenn Besuch im Ivenacker Pfarrhaus war, wird nach ländlicher Sitte reich aufgetischt sein. Sonst ging es bescheiden zu in dem Hause, aus dem vier Söhne die Universität besuchten. An Geld fehlte es sicher oft, zumal die Münzverschlechterung nach Ausgang des Siebenjährigen Krieges den auf Geldpacht angewiesenen Pfarren wie Kastorf und Ivenack Einbußen in ihren Einkünften brachte. Die Söhne ließen sich alle vier als Theologen einschreiben. In kaum einem andern Stand ist ja die Berufswahl bis zur Gegenwart so traditionsgebunden wie im Pfarrerstand. Im 18. Jahrhundert stammte fast die Hälfte der mecklenburgischen Pastoren aus Pfarrhäusern. So wird auch wohl im Ivenacker bzw. Kastorfer Pfarrhaus nicht viel darüber diskutiert sein, was die Söhne studieren sollten, sondern es stand von vornherein fest, daß sie dem Beruf des Vaters folgen würden.

Die Söhne haben ihr Studium im wesentlichen in Halle durchgeführt. Dahin gingen ja auch die Studierenerinnerungen des Vaters. Rostock, einst die angesehenste Universität im Ostseeraum, lockte schon längst nicht mehr. Die Zahl ihrer Studenten war von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurückgegangen. Noch dürftiger wurden die Verhältnisse nach der Gründung der Universität Bützow, zu der die Streitigkeiten zwischen dem mecklenburgischen Herzog und dem Rat der Stadt über die Besetzung der Professuren geführt hatten. Die neue Hochschule sollte im Sinne des frommen Herzogs Friedrich rein pietistisch sein. Zur rechten Entfaltung ist sie aber in den wenigen Jahren ihres Bestehens nicht gekommen. Der Zweite und der Jüngste, vielleicht auch die beiden anderen der Ivenacker Pastorensöhne haben trotzdem einige Zeit diese in ihren Einrichtungen überaus kümmerliche Universität besucht. Vielleicht war das in der Billigkeit des Studiums in Bützow begründet; es mag aber auch ein Hinweis auf den frommen Geist des Elternhauses sein. Daß die Ivenacker Pastorensöhne sich nicht lange in Bützow aufgehalten haben, ist anzunehmen. Was hier von den wenigen Professoren — einen Namen hatten nur Döderlein und Tychsen, der berühmte Orientalist — geboten wurde, konnte keinen Studenten befriedigen. Dazu kamen die fortdauernden Streitigkeiten mit der Rostocker Universität, die Unruhe in das akademische Leben hineintrugen. Und endlich, welcher Student wollte länger in der schmutzigen Ackerbürgerstadt aushalten, wenn ihm Halle winkte! Alle vier Ivenacker Söhne haben so ihr Studium wie der Vater in Halle beendet.

Die Briefe, die die Söhne von Hause erhielten, werden häufig Klagen über das Befinden des Vaters enthalten haben. Mit seiner Gesundheit stand es schon seit längerem nicht zum besten. Er ließ sich daher schon wenige Jahre nach der Übernahme der Ivenacker Pfarrei emeritieren (1778). Er lebte dann freilich noch 17 Jahre in Ivenack bei seinem ältesten Sohn, der seine Nachfolge angetreten hatte. Joachim Nicolaus wird in den langen Jahren, in denen er im Ruhestand lebte (1778–1795) manches Mal den Kopf geschüttelt haben über den Lauf der Welt. Die Kunde von den Vorgängen in Frankreich war auch nach Ivenack gedrungen. Die Welt sollte nicht zur Ruhe kommen. In seinen besten Jahren war sie erschüttert durch die Kriege des großen Friedrich. Nun in seinem Alter kamen die Nachrichten von dem Vorrücken der Franzosen über den Rhein und die klägliche Rolle, die die einst so ruhmreiche preußische Armee dabei gespielt hatte. Der alte Ivenacker Pastor spürte, daß die Welt eine andere geworden

¹²⁾ Thomas Nugent, Reise durch Deutschland und vorzüglich Mecklenburg. Aus dem Englischen übersetzt. Theil 1 und 2. Berlin und Stettin 1781/82.

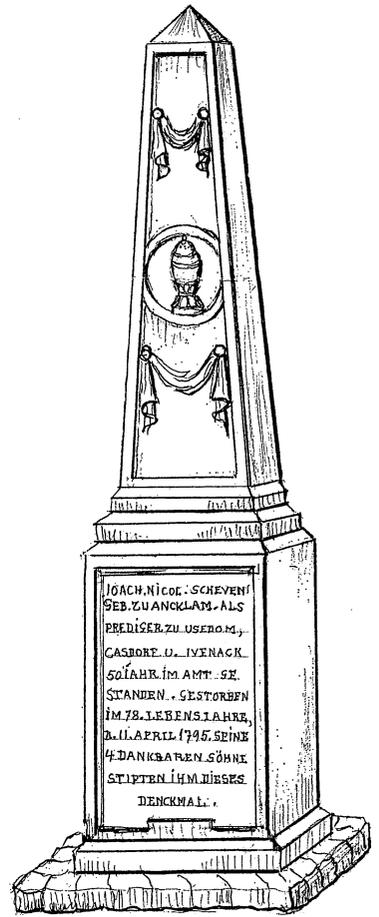
¹³⁾ Carl Beyer, a. a. O., S. 8 ff.

war. Auch die Theologie hatte sich gewandelt. Wahrscheinlich wollten ihm auch nicht alle Worte in den Predigten seiner Söhne gefallen. Da war manches so ganz anders, als er gepredigt hatte, so viel weltlicher und dem profanen Denken angemessen.

Am 11. April 1795 wurde Joachim Nicolaus Scheven heimgerufen, im Alter von 78 Jahren. Er wurde auf dem 1793 neu angelegten Friedhof in Ivenack beigesetzt. Seine vier Söhne setzten ihm den schönen Grabstein, der noch heute an ihn erinnert. Es ist ein Obelisk aus hellem Sandstein. Den nach oben verjüngten Teil des Grabsteins schmücken klassizistische Embleme, wie die Zeit sie liebte: auf dem Mittel-Medaillon eine Urne, darüber und darunter zwei geraffte Trauertücher. Die Rückseite des Sockels zeigt eine erlöschende Fackel, die zusammen mit einem Buch von einem Eichenkranz gehalten wird. Kein Bibelwort steht auf dem Grabmal, auch kein christliches Symbol kennzeichnet es als den Gedenkstein eines treuen Dieners seines Herrn. Ob das im Sinne des Verstorbenen war? Daß ein Steinmetz nach eigenem Gutdünken das Grabmal entworfen hat, ist kaum anzunehmen. Dazu ist es zu aufwendig und selbständig in den Formen. Die „vier dankbaren Söhne“, die ihrem Vater diesen Grabstein setzen ließen, werden ebenso wie die Aufschrift auch die Form und den Schmuck des Steines ausgewählt haben. Sie zeigten damit, daß sie sich nicht bloß den klassizistischen Kunstgeschmack ihrer Zeit zu eigen gemacht hatten, sondern daß sie auch theologisch mit der Zeit fortgeschritten waren. Um 1795 hatte sich die Aufklärung allgemein durchgesetzt, auch in den mecklenburgischen und vorpommerschen Dörfern, wo die vier Söhne als Geistliche wirkten.

II.

Nachfolger von Joachim Nicolaus Scheven wurde sein ältester Sohn Joachim August. Er war 32 Jahre alt, als er die Pfarre in Ivenack übernahm. Sein Studium hat er in Hauptsache in Halle durchgeführt, auf der Universität, die auch sein Vater, seine drei Brüder und später seine eigenen Söhne besucht haben. Halle war Ende des 18. Jahrhunderts die führende Hochschule im Geiste des Rationalismus. In der theologischen Fakultät wurde von Johann Salomo Semler († 1791) die Bibel als ein historisches Dokument wissenschaftlich erforscht und dabei eine quellenkritische Wertung der Evangelien vorgenommen, die damals unerhört neu war, aber bald zur unanfechtbaren Grundlage aller wissenschaftlichen Bibelarbeit wurde. Joachim August Scheven wird hier die Theologie der Aufklärung gründlich kennengelernt haben. Nach Abschluß seines Studiums wird er als Hauslehrer tätig gewesen sein. Wo und wie lange, ist unbekannt. Wenn er das Studium etwa 1768 abgeschlossen hat, handelt es sich bis zu seiner Einführung in Ivenack um etwa 10 Jahre. Diese lange Dauer der Hauslehrerzeit war aber damals durchaus nicht ungewöhnlich. Es gab bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine Überzahl älterer Kandidaten, von denen ein erheblicher Teil niemals ins Pfarramt kam. Nach Abschluß des Universitätsstudiums bemühte sich der junge Theologe, ohne daß er eine Prüfung abgelegt hatte, irgendwo eine Lehrtätigkeit zu finden. An einer öffentlichen Schule konnten nur wenige ankommen. So blieb den



Grabmal
von Joachim Nicolaus Scheven
auf dem Friedhof in Ivenack

meisten nichts anderes übrig, als eine Tätigkeit als Hauslehrer anzunehmen, entweder in einem Bürgerhaus oder als „Hofmeister“ in einem adligen Hause, meist schlecht bezahlt und zu den gehobenen Bediensteten gerechnet. Als solche waren sie oft Jahrzehnte lang tätig, die Stelle häufig wechselnd. Wenn sich endlich die Möglichkeit bot, eine Pfarre zu erhalten, fehlte ihnen nicht selten die Entschlußkraft und die geistige Beweglichkeit, die Prüfung abzulegen, so daß sie als alte Privatlehrer zum geistigen Proletariat absanken. So blieb es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Erst die von Theodor Kliefoth bearbeitete und 1844 erlassene Prüfungsordnung gab die Grundlage für die Heranbildung einer Pastorengeneration in Mecklenburg, in der für diese überalterten Privatlehrer kein Platz war.

Joachim August Scheven war schon nach Fortzug seines Vaters aus Kastorf als dessen Nachfolger vorgesehen. Die Präsentation zusammen mit zwei andern Kandidaten setzte kirchenordnungsgemäß die Prüfung voraus. Sie fand am 15. 12. 1773 in Güstrow vor dem zuständigen Superintendenten statt. Das Zeugnis besagt, daß er „nicht nur in den Grund-Sprachen, sondern auch in den wichtigsten Stücken der heil. Gottes-Gelährtheit genau und gewissenhaft geprüft und in allen diesen dergestalt geübt und gesetzt befunden worden, daß wir darüber wohl vergnügt seyn, und ihn einer Gemeinde präsentiert, und nach des Herrn Willen auch vorgesetzt zu werden, vor fähig und tüchtig annehmen und erklären können“¹⁴⁾. Der anschließende Wunsch des prüfenden Superintendenten, daß der Herr den Kandidaten bald in seinem Weinberg als einen treuen und gesegneten Arbeiter brauchen möchte, ging jedoch sobald noch nicht in Erfüllung. Die Wahl in Kastorf fiel vielmehr auf den Pastor Sänger, den späteren Schwager von Joachim August Scheven.

Fünf Jahre später aber konnte er die Nachfolge seines Vaters in Ivenack antreten, da dieser sich der Bürde des Amtes nicht mehr gewachsen fühlte. In einem Schreiben vom 13. 5. 1778 beantragte der Patron die Bestellung von Joachim August zum Adjunkten seines Vaters, dem es „bey seinen zunehmenden Jahren an Kräften fehlen möchte, einer so weitläufigen Pfarre vorzustehen“¹⁵⁾. Nach erteilter Zustimmung des Herzogs und der kirchenordnungsmäßigen Befragung der Gemeinde erfolgte die Ordination und Einführung von Joachim August am 27. 9. 1778. Als Pastor adjunctus war er der zuständige Seelsorger der Gemeinde und hatte die vollen Einnahmen der Pfründe, allerdings mit der Auflage, dem Emeritus, der nominell Inhaber der Pfarre blieb, einen festgesetzten Teil davon abzutreten. Eine andere Art der Altersversorgung kannte die mecklenburgische Kirche bis 1899 nicht. Für den Amtsnachfolger war ein Emeritus bei der Pfarre oft für viele Jahre eine starke Belastung. Hier aber war es praktisch ohne große Bedeutung, da der Vater weiterhin im Pfarrhaus wohnen blieb.

Das von Joachim August erhaltene Bild zeigt ihn mit großen klarblickenden Augen, einer langen Nase, schmalen Lippen und kleinem Mund. Es ist ein ausgesprochen geistiger Kopf; die aus dem Gesicht gestrichenen langherabfallenden Haare betonen die hohe Stirn. Die Zeit der Perücke ist vorbei, man läßt die Haare jetzt ziemlich lang wachsen. So wollte es die Zeit, die das Wort „Natur“ so hoch stellte. Körperlich scheint er kräftig gewesen zu sein. An seine Braut schreibt er einmal, daß er die fünf Meilen von Neustrelitz nach Ivenack reitend in fünf Stunden zurückgelegt habe. Trotzdem klagt er schon bald über mancherlei Krankheiten und Beschwerden.

Im Sommer 1779 hatte sich Joachim August Scheven mit Johanna Henriette Gerling verlobt, einer Tochter des Stadtpredigers, späteren Konsistorialrates Hans Heinrich Gerling in Neustrelitz. Auch dieser war wie Joachim Nicolaus Scheven aus Pommern gekommen, zunächst nach Neubrandenburg, dann nach Neustrelitz. In Neustrelitz war auch sein Bruder am herzoglichen Hof tätig, mit dem Titel Kanzleirat. Beide Brüder waren geachtete Persönlichkeiten am Hofe Adolf Friedrichs IV. („Dörchlächting“). Der englische Reisende Thomas Nugent lernte sie bei seinem Besuch in Neustrelitz 1766

¹⁴⁾ Akten des Oberkirchenrates Schwerin, Pfarre Kastorf.

¹⁵⁾ Akten des Oberkirchenrates Schwerin, Pfarre Ivenack.



*Johanna Henriette Scheven
geb. Gerling
1761—1811*



*Joachim August Scheven
1746—1810
Pastor in Ivenack*

an der herzoglichen Hof Tafel kennen. Er kennzeichnet sie in seiner Reisebeschreibung ¹⁶⁾. Nachdem er von dem Hofbeamten Gerling gesprochen hat, fährt er fort: „Sein Bruder ist Präpositus zu Neustrelitz. In Absicht ihres Temperaments sind beyde Brüder sehr verschieden; der Präpositus ist munter und aufgeräumt, der Kanzleyrath hingegen ist ernsthaft und zurückhaltend. Überdies ist ersterer ein sehr feiner Mann im Umgange, besitzt viele gelehrte Kenntnisse und exemplarische Frömmigkeit. Beyde Brüder speisen gewöhnlich bey Hofe, wo ich das Glück hatte, ihre Gesellschaft zu genießen.“ Es war also eine angesehene Familie, in der Joachim August seine Braut gewann. Er wird sie im Hause des Pastors Säger in Kastorf, zu dem von Ivenack aus reger nachbarlicher Verkehr bestand, kennengelernt haben. Dieser war mit einer andern Tochter des Neustrelitzer Konsistorialrates verheiratet. Der Kastorfer Pastor wird der Freund sein, den Joachim August in seinem Brief an die Braut vom 15. 7. 1779 als Brautschaftsvermittler im Auge hat, wenn er zunächst bedauernd schreibt, daß er leider nicht das Glück gehabt habe, daß einmal im Vorbeifahren bei dem Hause des Konsistorialrates in Neustrelitz ein Rad seines Wagens gebrochen sei, so daß er dort hätte einkehren müssen. Vielmehr „mußte ich“, so fährt er fort, „völlig nach der Sitte der Unschuldswelt einen guten Freund fragen: Wißt Ihr nicht eine gute Frau für mich? Der bringt mich in aller Ehrlichkeit zu einem lieben, frommen Mädchen, und weil die so freundlich aussah, so bedachte ich mich nicht lange. Hannchen, willst Du mich haben?“ Damit gleitet der Briefschreiber unmerklich von der Vergangenheit in die Gegenwart; sie hatte ja längst Ja gesagt, aber er beschwört sie nochmals: „Sagen Sie nicht Nein, liebes Kind: Ich küsse Sie in Gedanken und bin Ihr eigener, bester Scheven.“ Hier klingt eine Romantik der Liebe an, wie sie bei Eheschließungen im 18. Jahrhundert sehr häufig fremd ist. Daß aber der Bräutigam seine Werbung durch eine Mittelsperson vorbringen läßt, entspricht durchaus dem Brauch der Zeit.

Johanna Henriette Gerling ist am 14. März 1761 in Neubrandenburg geboren. Sie hatte 15 Geschwister, von denen freilich nicht mehr alle am Leben waren. Mehrere Schwestern hatten Pastoren geheiratet; eine von ihnen später in zweiter Ehe einen Bruder ihres Mannes. Andere Schwiegersöhne des Konsistorialrates waren der Geh.

¹⁶⁾ a. a. O., Teil 1, S. 285.

Legationsrat Horn in Neustrelitz und der Stargarder Präpositus, spätere Konsistorialrat Visbeck. Daß Pastoren sich ihre Frauen aus Pfarrhäusern holten, war im 18. Jahrhundert in besonderem Umfang üblich. Viel altes Erbgut, viele gute Überlieferungen wurden so von Generation zu Generation weitergegeben und kamen der Gemeinde und dem Pfarrerstand, auch der eigenen Familie, zustatten.

Johanna Gerling war 18 Jahre alt, als sie sich verlobte. Der Bräutigam nennt sie „Meine liebe, schöne Braut“. Ob sie wirklich so liebevoll war, wie er sie vor Augen hat, läßt das Bild bezweifeln, das sie als etwa 40–50jährige Frau zeigt. Hier hat sie herbe, strenge Züge in einem unregelmäßigen Gesicht. Aber vielleicht fällt ein Teil davon zu Lasten des Unvermögens des Malers (Elfenbeinminiatur). Außerdem sind seit der Brautzeit ja etwa 25 Jahre vergangen.

Bei allen Schwierigkeiten der Reise zieht es den Bräutigam immer wieder nach Neustrelitz zum Besuch der Braut. Der Gedanke an sie begleitet ihn ständig. „Ich weiß, daß ich Sie unaussprechlich liebe, daß der Gedanke an Sie sich zwischen alle meine andern Gedanken und Empfindungen hineindrängt.“ Auf Fahrten über Land begleitet ihn stets ihr Bild. Als er einmal, von Kopfschmerzen geplagt, die ihm das Lesen verleiden und auch die Meditation über die nächste Predigt stören, sich entschließt, seinen Vater auf der Fahrt nach Borgfeld zu begleiten, löst er sich von der Gesellschaft und hängt seinen Träumereien nach. „Ich ließ mir da“, so schreibt er, „einige Stunden die Zeit lang werden, bis mir einfiel, daß mein Hannchen auch einmal in Borgfeld gewesen wäre; da ließ ich andere Leute ganz ruhig von ihrem Flachs, Obst und Kohl sprechen und dachte nach, wie Ihnen das oder jenes da möchte gefallen haben oder ob Sie es auch so haben oder machen wollten. Darüber weiß ich denn garnicht mehr, was neben mir gesprochen wird, und der Fall begegnet mir jetzt oft, daß ich in Verlegenheit komme, wenn ich auch einmal wieder ein Wort mitsprechen will, und nicht weiß, wovon die Rede gewesen ist.“

Die Brautbriefe von Joachim August lassen uns einen Blick werfen auf seine Persönlichkeit. Er ist eine nach innen gewandte Natur. Gerne hängt er in der Stille seinen Gedanken nach. Vielleicht steht er so in Gefahr, allzu träumerisch vor sich hin zu leben. „Den gantzen Morgen habe ich mich als einsamer, verlassener Mensch umhergetrieben, lagerte viel unter einem Baum in unserm Garten, hatte ein Buch vor mir, las aber nicht darinn, und zuletzt schlief ich ein.“ Für einen Dreiunddreißigjährigen, der in Amt und Würden steht, erscheint uns das reichlich sensibel. Es könnten eher Worte eines Achtzehnjährigen sein. Aber es ist 1779 geschrieben, fünf Jahre nach dem Erscheinen von „Werthers Leiden“. Das Buch war in Kürze in alle gebildeten Häuser gekommen und hatte ein Feuer angezündet wie kein anderes Buch vorher oder nachher in deutschen Landen. Es war sicher auch im Ivenacker Pfarrhaus gelesen, und zwar wie überall mit solcher Hingabe, daß die jungen Leute sich auch hier von dem Werthergeist anstecken ließen. Sie werden geschmachtet und geträumt haben wie er, und ihren Gefühlen in Worten und Gedanken Ausdruck gegeben haben. Das ist der Hintergrund, auf dem man die Brautbriefe von Joachim August lesen muß. Es ist die Empfindsamkeit der Wertherzeit, die hier durchklingt. Nicht anders ist es in einem Brief vom 21. 9. 1779, wo er schreibt: „Wüßte ich doch, daß meine kleine Braut an diesem Morgen so gesund ist als ich. Das Klappern der Flachs Wirtschaft, die sogenannten Herbsthunde, haben mich aufgeweckt, eine Meile habe ich im Fenster gelegen, und mich an der Aussicht über die leeren Stoppelfelder, und an dem Morgensonnen Strahl, der die schon gelben, fast entlaubten Bäume vergoldet, mich vergnüget. Solch ein Anblick pflegt Ihnen ja auch lieblich zu seyn. Der bringt Ruhe und Frieden in die Seele.“ Auch diese schwärmerische Naturseligkeit gehört zu der Zeit, in der die junge Welt sich an Goethes Werther begeisterte.

Der Bräutigam kennt seine Schwächen durchaus und weiß, daß seine Frau es nicht leicht mit ihm haben wird im Leben. Er neigt dazu, alles allzu schwer zu nehmen; ihm fehlt die rechte unbeschwerte Fröhlichkeit. „Meine beste, liebste Freundin“, so schreibt er an die Braut, „Ich muß Ihren Heldenmuth immer bewundern, womit Sie sich ent-

schließen konnten, mir Ihre Hand zu schenken, da ich Ihnen so wenig bekannt war! Das wird für mich noch ein Bewegungs Grund mehr seyn, warum ich stets darauf sinnen werde, Ihnen Freude zu machen, damit Ihnen Ihre Entschlossenheit nicht leid werden möge. Wenn Ihnen nur mein zum Ernsthaften, ja beynahe zum Traurigen hingewöhnter Sinn nicht beschwerlich fallen möchte.“ Auch in einem andern Brief bedauert er seine künftige Frau, die an seiner Schwermut zu tragen haben wird. „Es macht mich oft traurig“, so schreibt er am 1. 7. 1779, „daß Sie an mir allzusehr sollten zu tragen und zu dulden haben; jetzt bin ichs auch, ungeachtet das Abendroth so lieblich gegen die Bäume vor meinem Fenster scheint; aber über keinen Menschen bin ich mißvergnügt, nur über mich selbst; das kann ich wohl unterscheiden. Es mag sich auch wohl noch etwas ändern, daß ich den anscheinenden Hang zur Stille (um es gelinde zu sagen) überwinden kann; wenigstens will ich dahin arbeiten“. Dies melancholische Unbehagen ist aber sicher nicht bloß in der Naturanlage von Joachim August begründet, sondern gehört ebenfalls zum Lebensstil der Zeit. Eine unbestimmte Sehnsucht und Schwermut lastete auf den Gemüthern der jungen Menschen der Sturm- und Drangzeit. Sie ist eine Folge der Bereitschaft, jedem Gefühl nachzugehen, und der Neigung zur fortwährenden Selbstbeobachtung. Joachim August ist auch hierin ein Kind seiner gefühlsseligen Zeit.

Aber der Bräutigam nimmt sich vor, daß seine künftige Frau nicht zu sehr unter seinen Stimmungen leiden soll. Er vertraut auch darauf, daß seine fröhliche Frau ihn aufheitern wird, wenn er seinen schweren Gedanken allzu sehr nachhängen wird. Er ist vor allem überzeugt, daß die Liebe, die ihn jetzt beglückt, auch späterhin ihr gemeinsames Leben tragen wird. „In einem Paradiese wohnen wir ja nicht“, so schreibt er einige Monate später, „und wenns wäre, wir würden nach einem noch besseren verlangen! Aber alles wird erträglich seyn, wenn unter uns nur Vertraulichkeit, Offenherzigkeit, gegenseitige, innige Zuneigung bleiben wird“. Vor allem aber gibt ihm die Gewißheit Zuversicht: Gott hat seine Hand über uns. Das läßt ihn getrost in die Zukunft schauen trotz seiner zeitweiligen Niedergeschlagenheit. „Mein Hannchen ist die beste Seele, ist mir lieber als alle, die ich kenne, will mir ihre Hand geben, um die manchmal rauhen Pfade dieses Lebens zu durchwandern — oft werden wir ja doch auch Blumen auf unserm Wege finden. Darüber wollen wir uns freuen, und für das übrige den Vater im Himmel sorgen lassen.“

Welch trefflichen Einblick in die Persönlichkeit des Briefschreibers geben diese Briefe! Wenn man sie liest, muß man bedauern, daß unsere Zeit das Briefschreiben so sehr verlernt hat. Das 18. Jahrhundert war eine schreibselige Zeit, das klassische Jahrhundert des Briefschreibens¹⁷⁾. Von den Brautbriefen des jungen Ivenacker Pastors ist leider nur ein Teil erhalten, von seinen übrigen Briefen aus dieser Zeit nichts. Und wieviel hat er geschrieben, und wieviel Briefe hat er erhalten! Den Brief an die Braut vom 1. 7. 1779 beginnt der Schreiber mit dem Hinweis auf die Briefe, die er bereits an diesem Abend erledigt hat. „Ich habe mich matt und müde geschrieben, vier Briefe an vier Onkels, an den Herrn Vice Präsidenten in Güstrow, dann nach Iven, und dann an die beiden Thilos, Mutters Brüder.“ Der Brief an die Braut ist danach der neunte des Abends. Die entsprechende Anzahl von Briefen bringt ihm natürlich auch die Post ins Haus. „Ein ganzes Paket Briefe“ hat er aus Leopoldshagen, wo sein Bruder Pastor war, erhalten. An die Beantwortung macht er sich schnell, offenbar weil ihm das Schreiben Freude macht.

Joachim August ist ein gewandter Briefschreiber. Seine Briefe enthalten kaum Berichte über die kleinen Vorkommnisse im Ivenacker Pfarrhaus, sie bringen vielmehr fast ausschließlich Gedanken und Gefühle zum Ausdruck. So liebt es der Briefschreiber des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der so sehr zu Selbstbetrachtung und Selbstdarstellung neigt. Auch stilistisch ist Joachim August als Briefschreiber ein Kind seiner Zeit. Die Briefe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennen nicht mehr die schwer-

¹⁷⁾ Georg Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, 1889/91, 2. Teil.

fälligen Formen und geschwollenen Worte der Barockzeit. Der Zeitgeschmack, der in allem „Natur“ zur Geltung bringen wollte, läßt nicht einmal in Anrede und Schluß formelhafte Ausdrücke gelten. Formlos, ohne Anrede beginnt der eben angeführte Brief, der neunte des Abends: „Nun meine liebe, fromme Seele, was die wohl macht?“ Ein anderer beginnt: „An solch ein Hertzens gutes Kind, wie meine liebe, schöne Braut ist, kann man immer noch schreiben, wenn einem auch der Kopf so wehe thut, daß man weder auf eine Predigt denken, noch in einem Buch lesen, noch ein Wort sprechen mag.“ Es werden keine korrekten, wohlgesetzten Sätze geprägt, sondern es wird im Plauderton geschrieben. „Schreibe, wie du sprichst“, ist der Grundsatz, nach dem der Briefschreiber des 18. Jahrhunderts verfährt. Das tut auch Joachim August. Seine Briefe sind so ungemein lebhaft. Als Briefschreiber steht er nicht bloß plaudernd dem Briefempfänger gegenüber, sondern tritt handelnd neben ihn: „Vor allen Dingen bitte ich“, so beginnt ein Brief vom 19. 9. 1779, „die kleine Christel (das ist eine der Schwägerinnen) zu rufen, die meine Briefe immer kritisiert, und bald dieses, bald jenes daran auszusetzen findet. Nun habe ich endlich einmal ein Blatt in ordentlichem Briefformat genommen, und wenn Sie wohl zuzusehen belieben, hat es gar einen vergoldeten Schnitt. Daher dachte ich, würden Sie auch gütigst vorlieb nehmen, wenn der Inhalt etwas armselig und mager wäre. — Nun kann Mlle. Christel wieder gehen, wo ich nicht noch mal vorher einen Kuß haben soll.“

In diesen im Plauderton hingeworfenen Briefen klingt etwas von der leichten, tändelnden Art der Rokokozeit an, nicht blaß stilistisch, sondern auch inhaltlich, in den Lebensformen, von denen sie sprechen. Man ist schnell mit dem Küssen zur Hand, so wie es die Schäferspiele und Gartenfeste am gräflichen Hof, an denen gelegentlich wohl auch die Pfarrerrfamilie teilnahm, es mit sich brachten. Ebenso wie der kleinen Schwägerin, die seine Briefe nach Backfischart kritisiert, — „Was kann in einem so kleinen Fitzel Papier schon Herrliches zu finden seyn?“, sagt sie einmal von den Briefen, die die Schwester aus Ivenack erhält — denkt der Bräutigam gelegentlich auch den übrigen Schwägerinnen einen Kuß zu: „Können Sie Minchen einen schönen Gruß, und weil es sich doch reimt, einen Kuß bestellen?“ Es ist eine liebesfrohe, leichtbeschwingte Zeit, deren Lebensformen sich auch der ernste, zur Schwermut neigende junge Pastor nicht ganz verschließt. Daß man sich im Ivenacker Pfarrhaus an die Formen der feinen Welt hält, zeigt auch das „Sie“, das der Bräutigam im Umgang mit der Braut gebraucht.

Ohne gewohnheitsmäßige Formen, die man in der Anrede vermeidet, schließen auch die Briefe dieser Zeit. Lebhaft, natürlich sollen sie sein bis zum Schluß. „Wird Ihnen die Zeit auch nicht lang werden, wenn Papa und die Schwestern weg sind? Denken Sie indessen wohl einmal an einen gewissen Menschen, der Ihnen recht herzlich gut ist? Schneiden oder stechen Sie sich auch die Finger entzwei, und wollen Sie die nebst den Händen künftig etwas besser in Acht nehmen! Und weil ich doch einmal ins Fragen gekommen bin: Bin ich noch Ihr liebster, bester Scheven?“ Die starren Formen des Briefschlusses, wie wir sie kennen, hat erst das 19. Jahrhundert gebracht.

Die Hochzeit von Joachim August Scheven und Johanna Gerling fand am 21. 10. 1779 in Neustrelitz statt. „Dörchläuchting“ wird dazu wohl ein Präsent geschickt haben. Daß die Hochzeit nach alter Sitte und mit vielen Gästen gefeiert wurde, zeigen die Briefe des Bräutigams, die von der Einladung der zahlreichen pommerschen Verwandtschaft reden. Das bestätigen auch die beiden rotseidenen Hochzeitsbänder, die mit sinnigen Versen und reichen Ornamenten geschmückt sind¹⁸⁾. Sie sind 1 m lang und 6 cm breit. Auf dem einen Band steht zu lesen:

„Bei der am 21ten Octobr. 1779
geschlossenen frohen Verbindung
des Herrn Pastoris J. A. v. Scheven mit
der Demoiselle J. Gerling

¹⁸⁾ Im Familienarchiv bei Dipl.-Ing. E. Fr. Scheven in Stuttgart.

Froh, wie der Tag, da Hand in Hand
der Schwur geschah, der Euch verband,
Sey, Werthe, Euer künftig Leben,
der frohen Zärtlichkeit ergeben,
von Kummer und von Schermut frey,
ein steter Zeuge echter Treu.

Entdeckten hierdurch ihren
freundschaftlichen Wunsch
C. T. Hasselbach
C. S. Hasselbach geb. Nahmacher“

Die Inschrift des andern Bandes trägt dieselbe Anrede und fährt dann fort:

„O schöner Tag, der Euch, Geehrte, Beyde,
der erste Tag zur ehelichen Freude,
und Eurer Wünsche bester war,
Genießet lange, was Euch glücklich macht,
scherzt, liebet, freuet Euch und lachet,
von einem bis zum andern Jahre.“

Die Hochzeitsbänder weisen auf alte Hochzeitssitten hin. Sie sollen die bindende Kraft der Liebe verstärken; das ist ihre symbolische, ursprünglich wohl magische Bedeutung. Früher fanden sie ihren Platz an dem Stab, mit dem der Hochzeitsbitter die Einladungen zu dem Fest herumtrug. Mit dem Schwinden des alten Brauchtums, sicher auch im vorliegenden Fall, werden sie zu bloßen Glückwunschbändern, ähnlich unsern Glückwunschkarten geworden sein. Die Rokokozeit liebte ja solche spielerischen Formen. Die beiden Bänder sind von pommerschen Verwandten des jungen Ehemannes gestiftet, von dem Pastor Christoph Theophilus Hasselbach in Anklam und dem Bürgermeister Friedrich Thinot Hasselbach in Treptow mit Frauen. Die Beziehungen der Ivenacker zu den pommerschen Verwandten waren noch immer reg.

III.

In Ivenack wurde das junge Paar sicher festlich empfangen. Die junge Frau brauchte wohl keine große Aussteuer mitzubringen, da der Vater im Hause blieb. Die neuen Pastorsleute werden so in wohnliche Zimmer eingezogen sein, ähnlich wie Johann Heinrich Voss sie in dem ländlichen Pfarrhaus im Grünau schildert, wo das Pfarrhaus bei Einzug des jungen Paares durch „viel Beisteuer der gnädigen Gräfin“ mit Tapeten im Wohnzimmer ausgestattet war und „mit zierlichem Ofen geschmückt und wärmenden Bohlen“.

„... Rings an den Wänden
hängen die Bilder umher der Familie, jedes in alter
Feierlichkeit, Großväter mit aufgeschlagener Bibel“¹⁹⁾.

Auf dem weiß geschuerten Fußboden, den „wärmenden Bohlen“, lag kein Teppich; das war noch ein unerhörter Luxus in bürgerlichen Häusern. Auch im Goetheschen Elternhaus konnte man sie noch nicht. An Polstermöbeln gab es außer dem harten, steiflehnigen Roßhaarsofa wohl nur den hohen Ohrenwangenstuhl am Ofen, auf dem der Vater sein Nachmittagsschläfchen hielt.

Die junge Pfarrfrau wird sich schnell in die Aufgaben hineingefunden haben, die sie in Ivenack erwarteten. Sie kannte sie ja aus dem elterlichen Hause und den Pfarrhäusern ihrer Geschwister. Eine alte Tante, die den Haushalt seit dem Tode der Mutter, die schon in Kastorf gestorben war, geführt hatte, war froh, daß sie die wirtschaftlichen Sorgen los war. Der Bräutigam hatte schon früher an seine Braut geschrieben: „Meine Tante will auch gerne alles so machen, daß Sie zufrieden seyn sollten, aber ihr alter Kopf, sagt sie, taugt nicht mehr dazu, etwas anzuordnen. Sie wollte sich recht freuen, wenn jemand da wäre, der alles besser und ordentlich machen könnte.“ So war auf allen Seiten Freude

¹⁹⁾ Johann Heinrich Voss, Luise. 1795.

im Hause. Nur daß der Nachwuchs einige Zeit auf sich warten ließ, mag das Glück des Paares in den ersten Jahren etwas getrübt haben. Der erste Sohn wurde erst nach neun-jähriger Ehe geboren. Dann folgte allerdings schon nach zwei Jahren ein zweiter Junge, und endlich ein Mädchen.

Joachim August Scheven haben wir uns im Amt als einen Prediger vorzustellen, wie sie die Aufklärungszeit überall auf die Kanzeln gebracht hatte. Das klassische Bild eines solchen geistlichen Herrn des ausgehenden 18. Jahrhunderts hat Goethe in „Hermann und Dorothea“ gezeichnet. Landschaftlich und volkstümlich näher steht dem Ivenacker Pastor der Pfarrer, den J. H. Voss in der „Luise“ (1795), schildert, und der, dessen Bild der pommersche, seiner Herkunft nach mecklenburgische Pfarrer und Dichter Ludwig Gotthard Kosegarten in seiner Idylle „Jucunde“ (1812) zeichnet. Das Idyll des ländlichen Pfarrhauses ist in der Aufklärungszeit oft geschrieben. Mit ihrer Verklärung des natürlichen Lebens und des rein Menschlichen lag es der Zeit nahe, der Geborgenheit und Stille des ländlichen Pfarrhauses liebevoll nachzugehen. Wie fern liegt es, das Pfarrhaus unserer Tage als Stätte eines Idylls zu sehen. Noch weniger könnte jemand auf den Gedanken kommen, das Leben in einem Pfarrhaus der Reformationszeit oder das der unter den Bedrängnissen des Dreißigjährigen Krieges lebenden Pfarrfamilie als Idyll zu schildern. Aber das ländliche Pfarrhaus der Aufklärungszeit wird weitgehend so ausgesehen haben, wie J. H. Voss und L. G. Kosegarten es schildern²⁰⁾.

Manches ist an diesen Darstellungen sicher Dichtung. Aber viele Züge darin werden wir doch verallgemeinern und auf das Ivenacker Pfarrhaus übertragen können. „Die Prediger waren weithin in Lebensweise und Lebensstil Kinder ihrer Zeit, zugetan aller Geruhsamkeit und pfarridyllischer Gemächlichkeit, in Perücke, Kniehosen, Standrock, Kragen, Barett und inliegendem großen Schnupftuch, Stock mit silbernem Knopf, lustwandelnd im Garten zwischen liebevoll gepflegten Rosenstöcken, sonntags in uralter Kutsche zur Predigt „aufs Filial fahrend“²¹⁾). Es ist ein menschlich edles und frommes Leben im Sinne des ersten Artikels, das das Pfarrhaus dieser Zeit kennzeichnet. Dem friedlichen Bild häuslichen Lebens fehlt freilich der ernste Hintergrund des Bemühens um die Gemeinde und um eigene tiefere Glaubensauffassung. Von eigentlicher Gemeindegemeinschaft konnte man damals nicht viel. Der Pastor besuchte wohl einmal einen Kranken im Dorf, und die Frau Pastorin schickte einen Topf kräftiger Suppe ins Haus, wenn Not war, aber im übrigen denkt der Pastor: Wer etwas von mir will, kann ja zu den „Gebildeten“, soweit er nicht in seiner großen Ackerwirtschaft verbauert war, was auf dem Lande freilich nicht selten der Fall gewesen ist. Sonntags gehört es im allgemeinen noch zu der Sitte des Dorfes, den Gottesdienst zu besuchen. Von den herkömmlichen liturgischen Formen hält der Pastor der Aufklärungszeit in seinen Gottesdiensten nicht viel. Er vermeidet es auch, Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ singen zu lassen, weil darin vom Teufel die Rede ist; statt der kraftvollen Lieder der Reformationszeit läßt er lieber Lieder Gellerts singen, die die Güte „des hohen, unsichtbaren Gottes“ preisen, an den oft zu denken der Vater in Ivenack die Tochter brieflich ermahnt.

Die Predigten dieser Zeit entbehrten zwar oft der geistlichen Tiefe, aber sie waren praktisch und lebensnah, so daß der einfache Mann damit etwas anfangen konnte. „Lehrer des Christentums“ nannte die Aufklärungszeit den Pastor gerne, seine Predigt einen „belehrenden Vortrag“. Man predigte mit Vorliebe über Freundschaft, Glückseligkeit, Gelassenheit und Zufriedenheit. Ob Predigten über den Nutzen der Stallfütterung am Weihnachtstag oder über den Segen des Frühaufstehens am Ostertag

²⁰⁾ Zur Kulturgeschichte des deutschen evangelischen Pfarrhauses siehe Paul Drews, Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit = Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Band XII. Jena 1905. — Wilhelm Baur, Das deutsche evangelische Pfarrhaus. 4. Aufl. Bremen 1896. — Hermann Werdermann, Der evangelische Pfarrer in Geschichte und Gegenwart, Leipzig 1925.

²¹⁾ Hellmuth Heyden, Zur Geschichte der Aufklärung in Pommern. In: Neue Aufsätze zur Kirchengemeinde Pommerns. Köln 1965, S. 153.

wirklich gehalten sind, dürfte wohl zu bezweifeln sein. Aber das Zurücktreten des Dogmas und das Vorherrschen der Moral war in den Predigten allgemein festzustellen. Die damals in Mecklenburg in vielen Auflagen verbreiteten Predigtsammlungen des Rostocker Pastors Valentin Becker († 1796) zeigen das deutlich. Seine Bücher befanden sich unter den Beständen der Bücher des Ivenacker Pfarrhauses in meinem Elternhaus. Nach Beckers Vorbild wird auch Joachim August Scheven praktisch und moralisierend zu seiner Gemeinde gesprochen haben. So mag er wie jener bei dem Gleichnis über den ungerechten Haushalter „Von den schrecklichen Folgen des übertriebenen Aufwandes“ gepredigt haben.

Davon durfte nun freilich der Ivenacker Pastor mit gutem Gewissen reden, denn übertriebenen Aufwand konnte dem dortigen Pfarrhaus gewiß keiner nachsagen. Die Pfarre Ivenack war freilich nicht schlecht. Das letzte Viertel des Jahrhunderts brachte überdies einen Höchstwert ländlicher Produkte, so daß die Schäden des Siebenjährigen Krieges im ganzen Lande behoben werden konnten²²⁾. Die Einnahmen der Pfarre machten es so möglich, daß Joachim August sich nicht wie sein Vater mit dem Unterricht der Kinder abzuquälen brauchte. Trotzdem konnte der Vater, der dann später noch die Kosten des Studiums der beiden Söhne zu tragen hatte, in den 30 Jahren seiner Amtsführung in Ivenack soviel zurücklegen, daß er seiner Witwe ein Kapital von 5000 Talern hinterlassen konnte, dessen Zinsen neben den geringen Einnahmen einer Predigerwitwe für ihren Lebensunterhalt ausreichten. Das Meiste, was im Pfarrhaus auf den Tisch kam, lieferten ja Garten und Stall. Dazu kamen die Naturallieferungen der Eingepfarrten, das Meßkorn insbesondere, und die Akzidenzien für Amtshandlungen. So hatte man ausreichend zu leben. Als im Franzosenjahr 1806 alle Lebensmittel sehr knapp sind, schreibt der Vater, daß sie mit großer Schwierigkeit 14 Schlachtgänse hätten auftreiben können. Zu andern Zeiten werden es sicher mehr gewesen sein.

Doch das war, als das Paar, das 1779 ins Ivenacker Pfarrhaus eingezogen war, schon Silberhochzeit gefeiert hatte. Seitdem hatte man in Ivenack in Ruhe leben können. Die Kriege der 90er Jahre spielten sich weit entfernt am Rhein ab und beunruhigten die Mecklenburger weiter nicht. Noch lebte man in dem Ivenacker Pfarrhaus, ohne sich Sorge zu machen über das, was in der großen Welt geschah. Zu den willkommenen Abwechslungen gehörte der nachbarliche Verkehr. Mit dem gräflichen Hause stand man wie zu Vaters Zeiten in steiferzlichem Umgang. Auch in andern adligen Häusern der Umgegend wird die Ivenacker Pastorenfamilie gelegentlich verkehrt haben. Von der gräflichen Familie in Rottmannshagen wurde das schon erwähnt. Häufiger wird man in die benachbarten Pfarrhäuser gekommen sein, vor allem nach Kastorf, wo der Schwager Johann Sänger Pastor war. Auf dem Wege nach Neubrandenburg lag Breesen. Dort war August Sponholz Pastor, der mit Catharina Friedrich, einer Schwester von Caspar David Friedrich, verheiratet war. Die Ivenacker werden sicher mit diesem Amtsbruder zusammengekommen sein. Vielleicht haben sie dann einmal den eigenwilligen und schwer zugänglichen Bruder der Frau Pastorin kennengelernt. Caspar David Friedrich war öfter längere Zeit in Breesen zu Besuch²³⁾.

Die Rokokozeit war ein geselliges Zeitalter. Das zeigen die Darstellungen der Maler und Stecher der Zeit. So wird es auch an größeren festlichen Veranstaltungen im Ivenacker Pfarrhaus nicht gefehlt haben. Ob die Jugend sich dabei gelegentlich zu einem der damals so beliebten Schäferspiele zusammenfand, oder die zierlichen Schritte des Menuetts übte, ist wohl fraglich. Dazu war der Ton im Hause doch wohl allzu gesetzt. Bei Einladungen im Schloß fand man zu solchen Unterhaltungen schon eher einmal Gelegenheit. Aber sonst wird es bei geselligen Zusammenkünften im Ivenacker Pfarrhaus nicht viel anders hergegangen sein als in anderen besseren Bürgerhäusern. Ungemein beliebt war bei der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts das Kar-

²²⁾ Hans Witte, Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg, Bd. 1. Leipzig 1911, S. 107.

²³⁾ Friedrich Scheven, Neubrandenburg im Leben und Werk C. D. Friedrichs. Carolinum, 32. Jhg., Nr. 45.

tensspiel, vor allem L'Hombre. Der aufklappbare Kartentisch gehörte in jedes Wohnzimmer.

In den Gesprächen werden bei nachbarlichen Besuchen vor allem Fragen und Sorgen, die die ländliche Wirtschaft mit sich brachte, besprochen sein. Eifrig wird man aber auch über die Geschehnisse in der großen Welt geredet haben. Aus Frankreich kamen ja immer wieder neue, bestürzende Nachrichten. Über Theologie wird nicht allzu viel diskutiert sein, denn das theologische Interesse war bei den Pastoren der Aufklärungszeit im allgemeinen nicht übermäßig groß. Dagegen werden über die neue Literatur, die sovieler bedeutende Namen aufwies, eifrige Gespräche geführt sein. Die Werke Klopstocks, Lessings und der Großen des Weimarer Kreises werden sicher keine Unbekannten gewesen sein. Beliebter Gegenstand der Unterhaltung werden auch die Aufsätze der Journale gewesen sein, die jetzt in Mode gekommen waren. Vielleicht las man gemeinsam die Beiträge in den „Mecklenburgischen gemeinnützigen Blättern“ (1791–1802) oder in der „Monatsschrift von und für Mecklenburg“ (seit 1788). Auch die Tageszeitungen, die jetzt überall erschienen (seit 1749 die „Mecklenburger Nachrichten“ in Schwerin, seit 1752 die „Rostocker Anzeigen und Nachrichten“) brachten immer interessante Neuigkeiten.

Bei geselligen Veranstaltungen wird man sicher auch Musik getrieben haben. Sie fand in den Bürgerhäusern der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts liebevollste Pflege. Es gehörte fast zum guten Ton, ein Instrument zu beherrschen. Auf vielen Genrebildern der Zeit (Chodowiecki) sieht man die Familienglieder in musikalischer Unterhaltung vereint. Aus etwas späteren Jahren erhalten wir in Briefen wiederholt Nachrichten über Musikpflege im Ivenacker Pfarrhaus. In dem dunklen Winter 1806/07, als man täglich mit dem unwillkommenen Besuch französischer Soldaten rechnen mußte, ist die Musik der Trost im Hause. „Hier wird die liebliche Musik getrieben“, schreibt der Vater am 7. 1. 1807 an die Tochter nach Berlin. In einem andern Brief ermahnt er sie, das Klavier nicht zu vergessen und fügt hinzu: „Unser Clavier wird nun wieder von Fritz (dem zweiten Sohn) recht in Bewegung gesetzt, des abends bey einer Pfeife Toback höre ich gerne etwas von Mozart so viel ich noch hören kann.“ Haydn und Mozart waren damals die beliebtesten Meister.

Für die Arbeit im Garten blieb immer noch Zeit genug, ohne daß man in Gefahr kam, zu verbauern. Am 21. 10. 1806 schreibt der Vater an seinen Sohn Helmuth: „Wir haben bisher das schönste Herbstwetter, so daß die Kühe des Tages draußen gehen und Futter erspart wird. Wir haben diese Woche Mist in den Garten gefahren. Ich habe mit Fritz davon auf die Erdbeeren gebracht, auch gestern einige kleine Kirsch-Bäume gepflanzt, ein Beet Spargel angelegt, da die alten ausgegangen sind.“ Vielleicht konnte er ähnlich wie sein Amtsbruder, den J. H. Voss in der „Luise“ schildert, sagen:

„Ich löse des Jahres an hundert Taler aus Backobst,
und aus feinem Obst, aus Pfirsichen, Pflaumen und Äpfeln,
Pflänzlingen auch, und Spargel und Blumenkohl und Malven.“

Sein Wirken im Garten mochte den Dorfleuten ein Vorbild sein, so daß er wie jener fortfahren konnte:

„Und den baren Gewinn, wie erhöht ihn die Lust durch Beispiel,
Rat und Tat, zum Fleiße das willige Dorf zu ermuntern.“

Der Pfarrer der Aufklärungszeit hat oft in der Pflege neuer Kulturen und neuer zeitlicher Arbeitsformen mehr Segen gestiftet als durch seine Predigten. Wieviel in den mecklenburgischen Dörfern nachzuholen war, zeigen Berichte herzoglicher Beamter aus dieser Zeit, die Hans Witte wiedergibt²⁴⁾. „Ganz Mecklenburg, aber besonders die herzoglichen Domanal-Dörfer, sind in diesem Stücke unglücklich weit hinter den Einwohnern benachbarter Länder zurückgeblieben. Fast alle Bäume gränzten ans

²⁴⁾ Hans Witte, a. a. O., S. 106.



Helmuth Scheven
1787—1856
Medizinalrat in Malchin

untragbare Alterthum, die Obstsorten sind im höchstem Grade elend beschaffen und bestehen fast ganz aus herbes Feld-Obst.“

Die drei Kinder des Hauses waren zur Freude der Eltern herangewachsen. Zuerst wird der Vater sie selbst unterrichtet haben. Die Söhne besuchten dann die Ratschule zu Anklam. Die Tochter wurde mit 11 Jahren zu dem Pastor Trotschel in Berlin in Pension gegeben. Sie hat dort u. a. französischen Unterricht; es wird im Hause auch gezeichnet und vor allem musiziert, kurz, es ist eine gediegene Erziehung, die die ländliche Pfarrerstochter erhält. Der Vater gibt der in Berlin weilenden Tochter in seinen Briefen wiederholt gute Ermahnungen. Die Söhne werden in Anklam Ähnliches zu hören bekommen haben. „Deine treuen Eltern wirst du durch nichts mehr erfreuen, als wenn du verständig, gesittet und fromm wirst und bleibst.“ Die Kinder haben den Wunsch des Vaters erfüllt. Sie sind alle tüchtige Leute geworden. Helmuth, der Älteste, wurde Medizinalrat in Malchin; Friedrich August (Fritz), der Zweite, wurde Pastor in Borgfeld, in dritter Generation Pastor in der Ivenacker Begüterung; Marianne endlich heiratete den Rittergutsbesitzer Lange in Jürgenshof bei Malchow.

IV.

So war es ein geruhames Leben im Ivenacker Pfarrhaus. Die behagliche Ruhe aber sollte ein Ende finden, als die politischen Geschehnisse ihre Wellen auch nach Ivenack schlugen. Dazu hatte man Sorge um die Gesundheit des Vaters. Daß er etwas hypochondrisch veranlagt war und schon als junger Mann seiner Braut über mancherlei Beschwerden klagte, ist früher gesagt. Jetzt, in den Briefen, die er als fast 60jähriger schreibt, hat er wohl begründetere Klagen vorzubringen.

Es war das schlimme Jahr 1806, als Joachim August Scheven in Briefen an seine Kinder mancherlei Klagen über sein Befinden vorbringt. Auch Mecklenburg bekam seinen Anteil zu spüren an dem Krieg, mit dem Napoleon Preußen überzogen hatte. Als im Jahr vorher Österreich besiegt zu seinen Füßen lag, mag man das im Ivenacker Pfarrhaus noch gelassen hingenommen haben. Aber nun kam die schlimme Nachricht von der Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt (14. Oktober 1806). Da war es mit der Ruhe im Pfarrhaus vorbei. Die beiden Söhne studierten in Halle, die Tochter weilte in Berlin. Lange hörte man nichts von ihnen. Endlich trifft Fritz, der zweite Sohn, zu Hause ein, er hatte sich von Halle direkt auf den Weg nach Ivenack gemacht. Wie aber mag es den beiden andern gehen? Nach langem Warten kommt endlich ein Brief von Helmuth, dem Ältesten, aus Berlin. Alle Befürchtungen um das Ergehen der beiden sind zunächst behoben. Der Vater setzt sich sofort zur Antwort hin²⁵⁾. „Mir ist doch etwas leichter ums Hertz, da ich gestern Deinen Brief erhalten, lieber Helmuth, und sehe, daß Du lebst und gesund bist. Dank, warmer Dank dem Trotschelschen Hause, die Dich armen Flüchtling aufgenommen haben... Die Zukunft ist ungewiß und dunkel. Sollte die Hallische Akademie wiederhergestellt werden²⁶⁾, so geht ihr Beyde am besten auf Ostern wieder dahin, u. in

²⁵⁾ Die Briefe vom 2. 11. 1806 und vom 24. 2. 1807 sind in vollem Wortlaut wiedergegeben in „Pfälzisches Pfarrerblatt“ 1965, S. 8 ff.

²⁶⁾ Die Universität Halle wurde im Herbst 1806 von Napoleon aufgelöst und im Mai 1808 wieder eröffnet.



Friedrich August Scheven
1789—1857
Pastor in Borgfeld

dieser Voraussetzung ist es wohl rathsam, wie Fritz geschrieben hat, nicht alle Eure Sachen, sondern das Nothwendigste, was in dem großen Coffre meistenth. beysammen seyn wird, nach Berlin kommen zu lassen und was Fritz davon bedarf, hierher zu besorgen, sobald es möglich und sicher seyn wird, solche Transporte zu unternehmen . . . Ich befürchte, daß in Berlin nicht allein die Theurung ist, auch der Mangel an Lebensmittel sehr groß seyn werde.“

Die Ivenacker sollten schon bald in das Kriegsgeschehen unmittelbar hineingezogen werden. Die unaufhaltsam nach Norddeutschland flüchtenden preußischen Truppen und die ihnen nachfolgende französische Armee überschritten die mecklenburgische Grenze. Marschall Murat drang in das Strelitzer Land ein, Bernadotte folgte ihm. Blücher wird so der Weg nach Stettin verlegt; er flieht mit seinen Truppen nördlich von Neustrelitz nach Westmecklenburg, bis er schließlich am 7. November bei Lübeck vor der Übermacht kapitulieren muß. Inzwischen war ganz Ostmecklenburg von den französischen Truppen besetzt. Nun spürt man den Krieg in jedem Ort und in jedem Haus. Mecklenburg wurde von Napoleon als feindliches Land behandelt. Die Bevölkerung war schwersten Bedrückungen ausgesetzt; der Herzog mußte sein Land verlassen. „In Stargard“, so schreibt der dortige Kirchenökonomus Wolter, „drangen die Franzosen in alle Häuser, wo sie nicht nur alles ausplünderten, sondern auch alles ruinierten und zerstörten“²⁷⁾. Die Vorgänge in Neubrandenburg hat Franz Boll in der Chronik seiner Vaterstadt anschaulich und eingehend geschildert²⁸⁾.

Das alles geschah wenige Meilen von Ivenack entfernt. Wie sah es nun dort aus? Französische Soldaten werden auch nach Ivenack gekommen sein, und man wird im Pfarrhaus manche Einquartierung und unliebsame Durchsuchung erfahren haben. Aber man blieb doch vor dem Schlimmsten bewahrt. Das zeigen die Briefe, die in diesem Winter von den Eltern an die Kinder in Berlin gerichtet wurden. Am 21. November schreibt der Vater: „Wir sind bisher noch ziemlich bewahrt geblieben, Gott behüte ferner uns alle, erhalte uns ein ruhiges und zufriedenes Hertz.“ Auch am 7. Januar kann er wieder schreiben: „Wir für unsere Person können bis jetzt zufrieden seyn, kein Leid ist uns, wie wohl anderen, begegnet; die Zukunft ist dunkel und steht nicht in unsern Händen.“ Man lebt allerdings von der Welt fast abgeschnitten, denn die Post verkehrt so gut wie garnicht. Von den Verwandten erfährt man so nichts. „Wie es in Leopoldshagen und Wusseken aussieht, ob man dort noch etwas zu essen und zu leben hat, weiß Gott. Briefe von dort bekommt man nicht“ (7. 1. 1807).

Schlimmer als im Pfarrhaus war es im Herrschaftshaus zugegangen. Hohe französische Stäbe hatten sich dort wohl einquartiert. Das hatte sicher zu manchen Drangsalierungen geführt. „Unser Graf hat viel erlitten und erfahren, und ist das Ende noch nicht abzusehen“, schreibt Joachim August am 7. Januar an die Tochter. In Ivenack befand sich ein berühmtes Gestüt. Dazu gehörte der besonders wertvolle Schimmelhengst Herodot. In den Pferdezuchtkreisen ganz Europas war er bekannt²⁹⁾. Als die Franzosen ins Dorf kamen, versteckte man den von ihnen begehrten Hengst in einer der hohlen Eichen des 1000jährigen Baumbestandes im Ivenacker Schloßpark. Aber er verriet sich durch sein Wiehern, und die Franzosen nahmen ihn als Beute mit nach Frankreich. Blücher hat den Hengst dann 1814 nach Deutschland zurückgebracht und dem heimatlichen Gestüt wieder zugeführt.

Im Frühjahr 1807 besserten sich die Verhältnisse im Lande. Nach der Niederlage von Friedland verzichtete der Zar auf die Fortführung des Krieges. Der Friedensschluß brachte Erleichterungen auch für Mecklenburg. Es sollte künftig als neutrales Land behandelt werden. Der Schweriner Herzog konnte in sein Land zurückkehren. Eine Zeit neuer Drangsalierung, die im Volk als „Franzosenzeit“ (Fritz Reuter) in Erinnerung geblieben ist, setzte erst 1810 ein. Auch das Leben im Ivenacker Pfarr-

²⁷⁾ Otto Vitense, Geschichte Mecklenburgs. Gotha 1920, S. 365.

²⁸⁾ Franz Boll, Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg 1875, S. 253.

²⁹⁾ Wilhelm Jeppe, Herbstabend in Ivenack. Meckl. Monatshefte, Jhg. 2 (1926), S. 644.

haus lief nunmehr wieder in den gewohnten Bahnen ab. Man brauchte nicht ständig in Sorge vor unliebsamen Franzosenbesuch zu sein. Der Sohn Fritz war daheim geblieben und konnte dem Vater mancherlei abnehmen. Die Tage sind voll ausgefüllt. Man vergißt auch das Schöne nicht. „Die liebliche Musika wird getrieben, sogar die edle Reitkunst erlernt“, schreibt der Vater an Marianne. Letzteres geschah wohl auf den Vollblutpferden des Ivenacker Gestüts unter Anleitung des gräflichen Stallmeisters. Die eigenen Pferde wird man auch sonst geritten haben. Da an eine baldige Wiederaufnahme des Studiums nicht zu denken ist, schlägt der Vater dem Sohn vor, die Schulklasse in dem Nachbarort Klockow zu übernehmen. Er berichtet der Tochter darüber: „In Klockow ist der Schulhalter Schulz gestorben. Fritz hat doch keine Lust zu dem Dienst, welches nach dem Urtheil mancher Konsist.Räte eine gute Vorübung für Candidaten seyn soll; also wird wohl des Gestorbenen Sohn, ein Maurer, die Stelle bekommen, wenigstens hat er einen mageren Kalbsbraten als Gabe gebracht, um mich ihm dadurch geneigt zu machen.“ Der Unterricht an der Dorfschule erschien dem jungen Akademiker doch reichlich unwürdig, wenn auch fortschrittliche Konsistorialräte darüber anders dachten. Sie hatten wohl etwas von Pestalozzi gehört oder von dem Strelitzer Kanzleirat v. Türk, der auf sein Amt und die Kammerherrnwürde verzichtete, um sein Leben ganz in den Dienst der Sache des großen Schweizers zu stellen³⁰⁾. Aber soweit war man in Ivenack noch nicht. Die Tagelöhner schickten ihre Kinder lieber zum Vieh- und Gänsehüten als in die Schule und waren zufrieden, wenn in den Wintermonaten der Schulmeister sein kümmerliches Wissen in plattdeutscher Sprache an die Kinder weitergab. Gutsherr und Pastor hatten in den Journalen wohl davon gelesen, daß Menschenbildung alle erfassen solle, aber man war weit davon entfernt, das auch auf die Ivenacker Kinder zu beziehen.

Statt daß der Sohn Fritz den Dorfschulunterricht übernahm, machte man im Pfarrhaus lieber Pläne, wann und wo die Söhne das Studium wiederaufnehmen könnten. „Ich dachte“, so schreibt der Vater noch im Winter 1806/07 „es sollte nicht mehr lange währen, daß die Universität in Halle wiederhergestellt würde, welches für Euch wohl am meisten zu wünschen wäre, und dazu ist noch kein Anschein. Daß Fritz nach Rostock gehen sollte, will mir nicht recht gefallen, ich fürchte, Zeit und Kosten würden verloren seyn. Was denkt Helmuth zu thun? Der Winter geht bald zu Ende. In Berlin länger zu bleiben, mag nicht thunlich und zuträglich seyn, ich kann es nicht beurtheilen. In Jena ist vielleicht nicht viel für Dein Studium zu gewinnen, ich weiß es nicht . . . Traurig, daß die Zeit Eures akademischen Lebens in eine so unglückliche Periode fällt.“ Der Vater nimmt es sehr ernst mit dem Studium der Söhne. Ihm kommt es nicht auf schnellen Abschluß an, sondern auf eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung. Zu einer Fortsetzung des Studiums des Theologensohns in Rostock hat er kein rechtes Zutrauen, obgleich die nach Auflösung der Bützower Universität (1789) erneuerte Rostocker Hochschule, die jetzt auch ganz von dem Geist der Aufklärung erfüllt war, manches zu bieten hatte. Für den Medizinersohn wird Rostock garnicht in Betracht gezogen, obwohl die Fakultät jetzt auch nicht schlecht war. Der berühmte Anatom Wilhelm Josephi hatte hier vor kurzem ein „Anatomisches Theater“ am Alten Markt errichtet.

Man könnte nach den Briefen der Ivenacker Eltern den Eindruck gewinnen, als wenn sie von den schweren Schicksalsschlägen, die die Nation getroffen hatten, innerlich wenig berührt gewesen seien. Aber wenn der Vater auch mehr von privaten Dingen schreibt, und keine lauten Klagen und Anklagen laut werden läßt, so spürt man doch, wie sehr er durch das Geschehen innerlich gelitten ist. Fast widerstrebt es ihm, von den kleinen Vorkommnissen in Ivenack angesichts der großen Weltereignisse zu schreiben. „Was man sonst noch schreiben könnte, dünkt mir jetzt allzu unwichtig zu seyn gegen die großen politischen Revolutionen unserer Tage“, schreibt er an Helmuth. Man muß sicher auch vorsichtig sein in seinen Äußerungen in den

³⁰⁾ Friedrich Scheven, Pestalozzi und die Anfänge der Lehrerbildung in Meckl.-Strelitz. Carolinum, Jhg. 29, Nr. 37.

Briefen, die der französischen Zensur ausgesetzt sind. „Von andern Dingen, von denen das Hertz voll ist, kann man nichts in die Feder fließen lassen, also lebt wohl, liebe Kinder“, schließt ein Brief im Winter 1806/07.

Der Vater wird auch in seinen Predigten und im Umgang mit den Gemeindegliedern seinem Schmerz über das Schicksal des Vaterlandes zum Ausdruck gebracht haben und so sein Teil dazu beigetragen haben, die Zeit der nationalen Erhebung in seinem kleinen Kreis vorzubereiten. Als das Volk 1813 erwachte und zu den Waffen griff, standen auch die Ivenacker nicht zurück, voran das gräfliche Haus. 5 Söhne des Grafen Plessen kämpften mit 9 andern jungen Männern aus der Gemeinde Ivenack in dem Freiheitskrieg. Das war für das kleine Dorf eine erhebliche Zahl³¹⁾. Aber diese Zeit, an der Joachim August Scheven sicher begeistert und begeistert Anteil genommen hätte, hat er nicht mehr erlebt³²⁾.

„Die Zukunft ist dunkel und steht nicht in unsern Händen“, schreibt die Mutter an die Tochter im Winter 1806/07. Neue Schrecken waren zu befürchten. Wie sollte der Ivenacker Pastor, mit dessen Gesundheit es ohnehin seit langem nicht zum besten stand, nicht an seinen Tod denken! Am 1. 9. 1807 setzte er sein Testament auf³³⁾. Als umsichtiger Hausvater verfügt er über seinen Nachlaß aufs sorgfältigste. Die Versorgung der Witwe und die Teilung des Nachlasses werden genau festgelegt. Die Bücher soll der Theologensohn erben. Sie sind bei seinen Nachfahren aufbewahrt bis ins 6. Glied, immer in Pastorenhäusern. Nun sind sie ein Opfer des letzten Krieges geworden. Das Wertvollste darunter waren zwei prächtig ausgestattete Exemplare der reich mit Kupferstichen versehenen „Kurfürstenbibel“ (1. Auflage 1641), wohl noch aus dem Besitz des Großvaters. Aber Joachim August weiß, wie unwichtig das alles im Grunde ist. Das Testament schließt mit den Worten: „Mögen meine lieben Zurückgebliebenen stets eine billige Gleichgültigkeit gegen alle Erdengüter haben und beweisen, eingedenk des Spruches: Wir haben nichts in die Welt gebracht, werden auch nichts mit uns nehmen.“ Auch über seine Beerdigung trifft Joachim August Anweisungen in einem undatierten Zusatz zu dem Testament. Er war Zeit seines Lebens ein Hypochonder gewesen. So hat er nun Sorge, daß er scheintot ins Grab gelegt werden könnte. Er verfügt daher: „Wenn ich nach Gottes Willen, voraussichtlich an diesem Ort meinen Lauf beschließen werde, so soll man mich nicht begraben, sondern warten, und der Leiche so lange einen Platz oder Winkel über der Erde gönnen, bis der Geruch der Verwesung einen sicheren Beweis giebt, daß ich, oder mein unsterblicher Geist nicht mehr seine bisherige Hülle bewohnt, sondern wirklich abgeschieden und heimgegangen ist.“ Das klingt echt rationalistisch und entspricht dem, was die Aufklärungszeit über Tod und Sterben im Sinne griechischen Unsterblichkeitsglaubens dachte.

Joachim August Scheven starb am 5. November 1810 in Ivenack. „Die zerfallene, unbrauchbare Hülle muß alsdann versenkt werden, und zwar dicht neben dem Grabe,

³¹⁾ A. Krohn, Kurze Geschichte von Ivenack. Stavenhagen o. J.

³²⁾ Nachrichten über den Aufenthalt und das Ergehen der Ivenacker Pastorensöhne in den ersten Jahren nach dem Tode der Eltern (1810) fehlen leider. Man darf die beiden Brüder aber unter den Kriegsteilnehmern der Freiheitskriege suchen und die Notizen in dem „Tagebuch des freiwilligen Jägers“ im meckl.-strelitzschen Husaren-Regiment von Viktor von Oertzen (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Bd. 66. 1888) auf sie beziehen. Hier werden zwei Brüder Scheven als Kriegskameraden wiederholt erwähnt. (Hinweis von Herrn Dr. P. Steinmann, Essen.) Aus dem national denkenden Haus des Gutspächters Becker in Gr. Giewitz, das dem Kampfgefährten Theodor Körners im Lützower Korps und späteren bedeutenden Schulmann und Dichter Gustav Nagel neben seinem Schweriner Elternhaus zweite Heimat und Schwiegerelternhaus wurde, holte sich auch der Ivenacker Friedrich August (Fritz) seine Braut Dorothea Becker. Über Nagel s. Fr. von Ammon u. Th. Herold, Das Leben Dr. Chr. S. Nagels nebst Auswahl seiner Reden und Gedichte. Th. 1 u. 2 Cleve 1829.

³³⁾ Abschrift des Testaments im Familienarchiv bei Dipl.-Ing. E. Friedr. Scheven in Stuttgart.

wo die Gebeine meines lieben Vaters hingelegt sind.“ Danach haben Witwe und Kinder gehandelt. Sie haben ihm auf diesem Platz einen hohen Denkstein in Form eines abgestumpften Pfeilers gesetzt, der noch heute neben dem Grabe seines Vaters Joachim Nicolaus steht. Dem Wortlaut der Inschrift, den der Vater in seinem Testament festgelegt hatte, fügten sie auf der andern Seite des Steins hinzu: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.“ Das wird der Sohn Friedrich August veranlaßt haben, der bei seinem theologischen Studium in die Glaubensgewißheit einer Zeit hineingewachsen war, die den alten Rationalismus, in dessen Gedankenwelt der Vater gelebt hatte, überwunden hatte. Die Mutter folgte dem Gatten ein knappes Jahr später am 10. Oktober 1811.

Das Bild eines mecklenburgischen Pfarrhauses in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist im vorhergehenden gezeichnet. Wie sich das große politische und geistige Geschehen der Zeit in diesem engen Kreise spiegelt, sollte gezeigt werden. Es ist zunächst ein Stück Familiengeschichte, das erzählt wurde. Familiengeschichte wird ja erst dann interessant, wenn sie über Namen und Daten hinausgreift und Persönlichkeiten auf dem Hintergrund ihrer Zeit zu sehen sich bemüht. Was von dem Ivenacker Pfarrhaus berichtet wurde, kann aber als typisch gelten für das Pfarrhaus dieser Zeit. So ist das Erzählte mehr als Familiengeschichte. Ina Seidel hat an der Hand der Geschicke der thüringischen Pfarrerrfamilie Lennacker mit tiefer Einsicht in das historische Geschehen und in die geistigen Zusammenhänge in dichterischer Schau ein Bild deutscher Kirchen- und Kulturgeschichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart vor unseren Augen entstehen lassen³⁴⁾. Ein kleiner Ausschnitt mecklenburgischer Kirchen- und Kulturgeschichte mag in den schlichten Berichten gesehen werden, die über das Leben im Ivenacker Pfarrhaus in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts gegeben wurden.

³⁴⁾ Ina Seidel, Lennacker. Das Buch einer Heimkehr. 1. Aufl. 1938.

Mein Großvater

Bauer an der Woblitz, † 1917

Und immer spannte seine harte Hand
Den Pflug, wenn er im frühen Morgen,
Die Stirn gottgläubig, doch voll Sorgen,
Den weiten Blick der Sonne zugewandt,

Auf seinen Feldern schritt, bis alles Land
In seine offene Seele kehrte,
Gott selbst die allzuoft beschwerte
An seine segensvolle Schöpfung band

Und tief in seinem Blute, wunderbar,
Ihm Heimat, All und ewger Himmel war,
Daß spät, als jedes gottgewollte Ding

Der Sohn verschmähte, seine Schmerzgebärde,
Sich immer sehndend, auf der fremden Erde
Sich hob und lautlos in das Dunkel ging.

F r i t z H a g e m a n n

In Wendish Lands *)

Eine Entdeckungsreise vor vierzig Jahren [1890/91]

Eingeleitet und übersetzt von W. K a r b e t

Mancher Neustrelitzer wird sich noch eines eigenartigen Fahrzeuges erinnern können, das an einem schönen Sommertage des Jahres 1891 wie ein Phantom auf dem Zierker See erschien und bei dem damals schon vorhandenen, aber noch sehr unbedeutenden Helgoland anlegte. Es war ein Engländer, Mr. Doughty, der mit seinem Hausboot, die „Gipsy“ benannt, eine Segelfahrt durch die norddeutschen, speziell mecklenburgischen Gewässer unternahm und der, da sich bei uns ein Vertreter solch' großzügigen Wassersports noch nicht hatte sehen lassen, samt seinem Fahrzeug und seinen Begleitern nicht wenig angestaunt wurde. Die letzteren bestanden aus seinen Söhnen und Töchtern, sowie drei Mann Besatzung: Ifould der Koch, Wilson der Bootsmann und Pieter der friesische Steuermann, der Hochdeutsch, Plattdeutsch und Englisch verstand.

Die Fahrt erstreckte sich über die Sommermonate der Jahre 1890 und 1891. Im ersten Jahre wurde die Müritz und damit auch schon an ihrem Süzipfel bei Alt-Gaarz Meckl.-Strelitzer Gebiet erreicht. Den Winter über blieb das Boot in Waren liegen. Im nächsten Sommer kamen die Havelgewässer an die Reihe, und schließlich ging es elbaufwärts bis nach Böhmen hinein.

Über das ganze Unternehmen hat dann Mr. Doughty ein stattliches Buch geschrieben, das von seinen des Zeichnens kundigen Töchtern auch hübsch mit Bildern geschmückt wurde. Aber das Werk ist bei uns kaum bekannt geworden, trotzdem die Landeszeitung in ihrer Nummer vom 1. Januar 1893 eine Besprechung brachte und die Lektüre empfahl. Aber hier zu Lande ist es nicht Sitte, sich mit umfangreichen englischen Reisebeschreibungen abzugeben, selbst wenn sie die engere Heimat behandeln.

Wird nun jetzt, nach Ablauf von vierzig Jahren, der Versuch unternommen, dies Reisewerk, oder vielmehr den Teil desselben, der von Meckl.-Strelitz, und speziell von den Mirower Gewässern handelt, einem größeren Leserkreis zur Kenntnis zu bringen, so geschieht dies auf Grund der Tatsache, daß die Schilderungen des vielseitig gebildeten Mr. Doughty keineswegs ohne kulturgeschichtlichen und landeskundlichen Wert sind. Sie verdienen es zweifellos, der Vergessenheit entrissen zu werden, und der Leser kann aus ihnen interessante Vergleiche zwischen damals und jetzt ziehen. Daß dem Engländer die wirtschaftlichen Verhältnisse Mecklenburgs im Vergleich zu denen seiner Heimat stark rückständig vorkommen, muß man ihm zu gute halten, er hat davon zu wenig gesehen, um das richtig beurteilen zu können; auch der trübselige Eindruck, den die jetzige Stadt Mirow auf ihn machte, fällt wohl hauptsächlich dem bei seiner dortigen Anwesenheit gerade herrschenden schlechten Wetter zur Last, wenn auch seinen Bemerkungen über das Schloß noch heute eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Was aber ihn und seine Gefährten restlos begeistert, ist die unberührte

*) Durch die Güte von Frau Margarethe Wolter geb. Wendlandt, Eichelscheiderhof/Pfalz, erhielten wir Heft 1 des 8. Jahrgangs der Mecklenburg-Strelitzer Heimatblätter, 1932, mit dem Beitrag unseres Caroliners Walter Karbe. Wen wird diese Bootsfahrt des Engländers Mr. Doughty durch deutsche und vor allem die mecklenburgischen Seen nicht interessieren, die er mit seinen Söhnen und Töchtern und drei Mann Besatzung während der Sommermonate der Jahre 1890 und 1891 unternahm! — Das englische Originalwerk wurde uns von Herrn Dipl.-Ing. Werner Praefcke, Aachen, aus seiner vorbildlichen Sammlung von Mecklenburgica freundlichst überlassen: H. M. D o u g h t y, Our Wherry in Wendish Lands, Illustrated by his Daughters, London, Jarrold and Sons. (o. J.). Die drei Bilder sind ihm entnommen. — Erstaunlich ist die Übersetzungsgabe von W. Karbe, wie sie sich bei der Lektüre des Originals zeigte. Den Töchtern Doughty's wird man ein ansehnliches künstlerisches Talent zusprechen müssen.
Die Schr.

Natur, die Waldesstille und das Tierleben, was alles sie gerade im Bereich der Mürrower Gewässer in ungeahnter Weise genießen und beobachten können. Von Menschen ist auf dem Wasser nichts, an den Ufern nur sehr wenig zu spüren; würde Mr. Doughty jetzt, im Zeitalter des Wassersports, seine Reise wiederholen können, er würde sich wohl nach den alten Zeiten zurücksehnen. — Doch dem sei nun wie ihm wolle; wir geben jetzt dem vermutlich schon längst verstorbenen Verfasser das Wort, und lassen ihn mit seiner Kreuzfahrt auf der Müritz beginnen:

Wir erforschten den äußersten Süden des Sees, dessen vielfache Verschlingungen hier von breiten Gürteln wogenden Rohres umsäumt sind, so daß sie weniger mit anderen mecklenburgischen Seen, als vielmehr mit friesischen Teichen Ähnlichkeit haben.

Bei dem Dorfe Vipperow wird der See wieder breiter, aber in einer gewissen Entfernung zu unserer Rechten sah eine regelmäßige Baumreihe verdächtig nach einem Damm aus. Richtig! Es war auch ein Damm! Auf keiner unserer Karten vermerkt, aber glücklicherweise mit einer Durchfahrt versehen. Wir zogen das Segel ein und schickten zum Brückenhause nach dem Schlüssel, unsere Leute zogen selbst die Brücke auf, während der Brückenwärter zuschaute, und wir glitten in einen langen Müritzarm, der von unserer Seekarte nicht als schiffbar bezeichnet war. Er windet sich wie ein schöner Fluß, aber ohne Strömung. Ein oder zwei Häuser und Kirchtürme zeigen sich an seinen Ufern, aber auf dem Wasser waren wir wie gewöhnlich allein und konnten ungestört die reizvolle Umgebung genießen.

Nirgends hatten wir in Mecklenburg ein solches Vogelleben gesehen; es waren nicht so viel verschiedene Arten wie in den fetten friesischen Marschen, aber ununterbrochen flogen Enten über uns hinweg und ganze Scharen von Wasserhühnern, zahm wie Hausgeflügel, hielten es kaum für nötig, uns Platz zu machen.

Schließlich kamen wir an eine Verbreiterung mit Gebäuden an ihrem Ende; hier drehte ich bei und ließ den Anker fallen. Weiter ging es nicht. Wilson und ich landeten und fanden eine Mühle, die von einem Fließchen getrieben wurde, welches, wie ein freundlicher Mann mir sagte, die Elde war. Die Verbreiterung heißt „das Ende“, nämlich das Ende der Elde als schiffbarer Wasserweg.

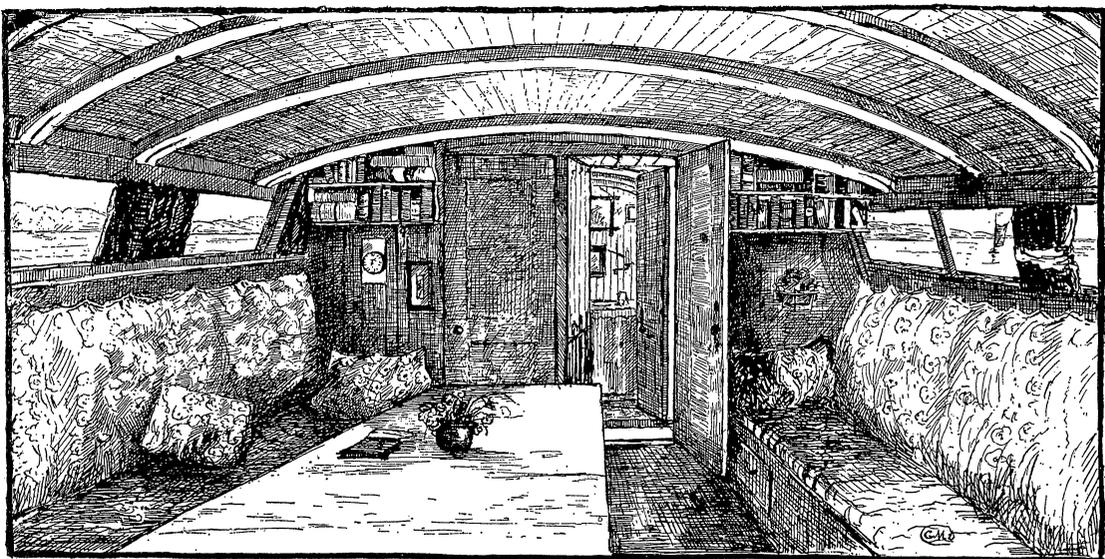
Zwei Nebenflüsse der Elbe entspringen in Mecklenburg auf dem uralisch-baltischen Höhenzug, Elde und Havel, und beide bilden eine Kette von Seen. Die Elde mit ihren großen, aber verhältnismäßig wenigen Seen gehört zu Meckl.-Schwerin. Das Labyrinth der kleineren Seen, durch welche die Havel fließt, liegt meist in Meckl.-Strelitz. Wir waren die Elde aufwärts gesegelt durch all' ihre Seen von Dömitz bis hier zum Buchholzer Ende, der Ehrgeiz trieb uns, die Havel in gleicher Weise zu erforschen, aber die 3. Septemberwoche war herangekommen, wir beschlossen lieber noch einmal die Elde-seen zu durchsegeln, das Boot über Winter in Waren zu lassen und nächstes Jahr die Havel in Angriff zu nehmen.

Nachdem wir vergeblich Weißbrot verlangt und den Tod zweier fetter Enten abgewartet hatten, sagten wir dem ärmlichen Dorfe Buchholz Lebewohl. Unsere Karte zeigte einen anderen Arm dieser Müritzverlängerung, der südwärts zu einem Ort namens Ichlim führte. Als wir hinuntersegelten, hatten wir uns vergeblich nach einer Durchfahrt umgesehen, aber unser Freund von der Wassermühle hatte gesagt, es gäbe eine, und uns liebenswürdig einen jungen Mann mit einem Kahn als Führer zur Verfügung gestellt.

„Nun mir nach“, sagte unser Pilot, „hier ist gerade ein Grund, aber ich werde Ihnen den Weg zeigen!“

Hätte ich gefolgt, so wären wir rettungslos festgefahren, aber glücklicherweise war Wilson mit im Kahn und hielt noch rechtzeitig sein Ruder hoch, um mich zu warnen. Überdies hielt auch der Durchlaß nur ein Fuß Wasser, so blieben wir für diese Nacht diesseits.

Ein Pächter ruderte mit seiner Familie um unser wunderbares Schiff herum, vermied es aber in musterhafter Selbstverleugnung uns in die Fenster zu sehen. Wir batem die guten Leute an Bord, doch nein, vielen Dank, aber sie hatten keine Zeit. Könnten sie so freundlich sein und uns einige Eier verkaufen? Leider nein, alle, die sie hätten, müß-



Das Innere der Yacht: In the saloon

ten sie für die Pferde behalten! Auch die friesischen Landwirte füttern ihre Pferde mit Eiern, wovon diese ein glattes Fell bekommen sollen.

Nördlich einer roten Hütte mündet ein anderes Flüsschen in den See, das sich auch Elde nennt; welches die richtige war, kümmerte uns wenig, jedenfalls wurde die eine durch eine Mühle gesperrt und die andere durch eine 6 Zoll hohe Fußgängerbrücke.

Am nächsten Morgen wurde das Rettungsboot mit Lebensmitteln für einen Tag versehen und nach dem Frühstück fuhr ich mit meinen beiden Töchtern los. Der rohrbewachsene Kanal führte zu einem runden gleichfalls rings mit Rohr bestandenen Kessel. Von hier gelangten wir zu einem See, in dem wir einen der vielen Durchlässe benutzten; dann mußten wir lange rudern, denn der See zieht sich zwischen Wäldern und Hügeln hin und sein Südende teilt sich in zwei Arme. Nachdem wir den östlichen, den Tralow See besichtigt hatten, konnten wir mit dem Winde westwärts segeln, erreichten das Ufer, banden unser Boot an eine große Baumwurzel und landeten. Wir trennten uns, um jeder für sich „malerische Motive“ zu suchen.

G. schlich leise und vorsichtig durch hohes Ginstergebüsch und hörte plötzlich in nächster Nähe ein großes „Tier sich regen. Die Stelle sah so recht nach einem geheimen Schlupfwinkel wilder Bestien“ aus. Was konnte es sein? Sollte ein Eber mit gestäubten Borsten wutschnaubend hervorbrechen und sie niederwerfen? Doch nein! drei harmlose schöne Geschöpfe sprangen auf und setzten über die Büsche – ein Edelhirsch in all seiner Pracht und eine rötliche Hirschkuh mit ihrem Kalbe.

Wer hat nicht als Junge vom Räuberleben in des Waldes tiefsten Gründen geträumt? Hier fand ich zum erstenmal den Wald meiner Sehnsucht. Düster ist Nordamerikas Urwald, nicht aber diese sonnige Hügellandschaft. Ehrwürdige Eichenhaine; Lichtungen mit brusthohem Ginster, mit Heidekraut oder wildem Thymian; zierliche Birkengruppen mit weißen Stämmen und zartgrünem Laube; gigantische rötliche Kiefern; ein unerwarteter Wasserspiegel und jenseits desselben, über die Bäume sich erhebend, ein rauher Hügelrücken. Rings herum schienen Seen zu sein, wohin und wie weit wir schauten, überall spiegelte sich die Sonne in blauen von Kiefernwäldern umrahmten Gewässern.

Als die Zeichnerinnen sich ihre Plätze ausgesucht hatten, ging ich zum Boot zurück und rauchte meine Friedenspfeife unter den Bäumen. Kein Tier schien sich vor mir zu

fürchten. Zwei Pärchen schöner, großhaubiger Taucher hielten sich immer in meiner Nähe, tauchten voller Koketterie sich umschauend auf und unter und ihr glänzendes Federkleid schimmerte, wenn sie emporkamen. Ein kleinerer Taucher kam noch näher, aber bald verschwand er hinter einem Schirm von Wasserpflanzen. Dann unterbrach ein lautes Platschen die vollkommene Stille und ein Fischadler flog dicht an mir vorbei; er hatte seinen Stoß verfehlt, erhob sich hoch über die Bäume und kam nicht wieder. Eine Familie von Wasserhühnern schwamm nur wenige Ellen entfernt vorbei, ein vorsichtiger alter Vogel kam sogar noch näher, brachte schlechte Nachrichten zurück und alle entfernten sich voller Argwohn. Kleinere Vogelschwärme zogen dann und wann über mich fort und große Fische sprangen und klatschten im Röhrich. Einmal fuhr ein Kahn um eine entfernte Ecke, aber abgesehen hiervon war den ganzen Tag über nichts zu sehen als unberührte Naturszenen und nichts zu hören als zuweilen der Knall eines entfernten Büchenschusses. Ich rauchte voller Zufriedenheit eine Pfeife nach der anderen — die Mädchen hielten sich lange auf — und dachte während dieser sonnigen Nachmittagsstunden an mancherlei.

Dieses wasserreiche Land ist voll von sagenhaften Überlieferungen. Wassergeister wohnen hier in den tiefen Seen und reizt man sie durch Hineinwerfen von Steinen, so beschwören sie einen Sturm herauf. Ihre Botschaften an die Menschen besorgt ein unheilverkündendes mit Muscheln und Binsen bedecktes Männchen. Ihre Herden weiden auf dem Seegrunde. Eines Tages kam das Wasserroß heraus aufs Land, spannte sich vor die Egge eines armen Mannes, dessen Pferde sich fast zu Tode ängstigten. Aus dem Teufelssee schallt am Johannistage ein gräßliches Angstgeschrei. Ein in Not befindlicher Bauer hatte den Teufel zu Hilfe gerufen. Ein schwarzes Pferd mit rückwärts gerichteten Hufen kam aus dem Wasser zu ihm, aber als der Unglückliche es bestiegen hatte, sprang es mit ihm in die Tiefe des Sees.

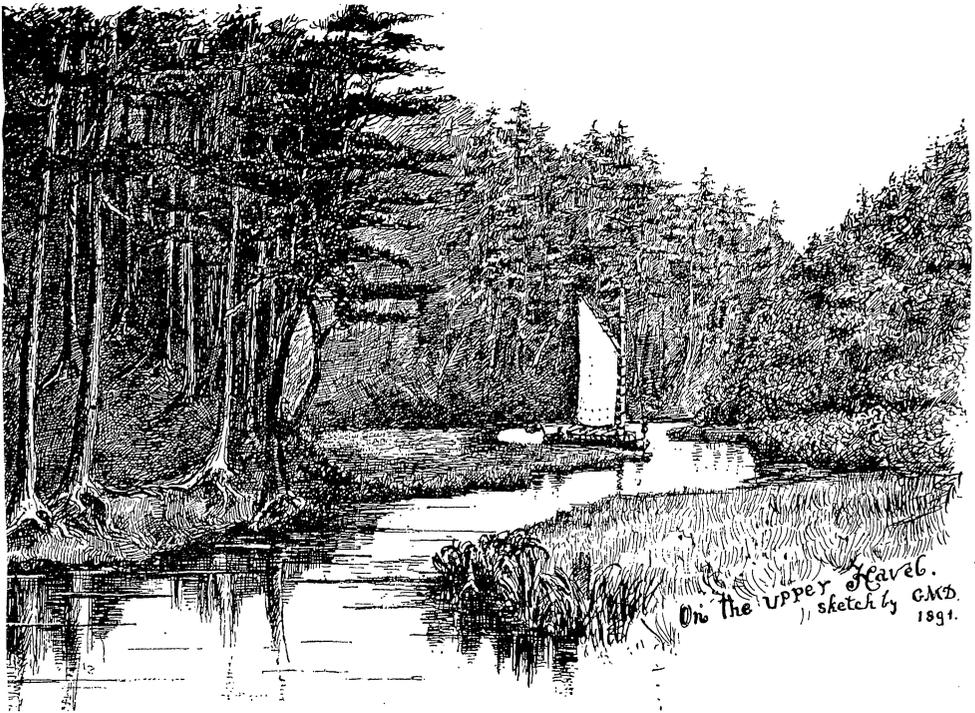
Ein sanfter Süd trieb unser kleines Boot nach Hause; die beiden Dachfenster eines Bauernhauses, die in Mecklenburg immer wie Augen aussehen, zeigten uns den Weg. Am nächsten Morgen segelte die Gipsy zu ihrem alten Ankerplatz im Bolter Kanal.

Ich hatte westlich von der Kanalmündung Felsen bemerkt und wir gingen hin, um noch einige Skizzen zu machen. Der See muß einst höher gestanden haben, denn hier wie überall hatte das zurückweichende Wasser eine deutlich erkennbare Uferstraße gebildet. Hinter der Terrasse ist ein Steilufer von ungleicher Höhe, und aus diesem sind große Granitblöcke hinuntergefallen. Es ist hier ein Naturgarten entstanden. Man sieht in offenem Hügelgelände Gruppen schattiger Erlen, einige Kiefern, die leuchtend roten Beeren des Pfaffenhütchens, gut gewachsene Wacholderbüsche. Große Felsen liegen hier und da — den Feldgöttern geweihte Altäre; rund herum stehen hohe, jetzt fast verblühte Königskerzen. Girlanden von wildem Hopfen hängen am Steilufer und bekleiden Baum und Fels, am Boden aber glühen purpurn die Blätter der Walderdbeere. Die blaue Müritz begrenzt den Garten, ein schmaler, mit kleinen Muscheln bedeckter Sandstreifen bildet ihren Strand, auf dem sich hier und da teilweise vom Wasser bespülte Granitblöcke erheben. Nach stürmischem Wetter findet sich oft Bernstein am Ufer dieses Binnensees.

Ich genoß mit vollen Zügen dies sonnige entzückende Dasein: absolute Freiheit, interessante Entdeckungen, anregende Segelfahrten, vollkommene Ruhe.

In meinem Tagebuch finde ich den wundervollen Sonnenuntergang und das purpurne Abendrot dieses Tages vermerkt. Von unserem Garten aus, den wir Eden nannten, denn wir fanden eine Schlangenhaut unter einem Baum, beobachteten wir das allmähliche Erlöschen des himmlischen Farbenspiels und dann:

Die Lausitzer Wenden sagen: Wenn der erste Stern erscheint, muß der Gänsehirt seine Herde heimtreiben, beim zweiten Stern der Schweinehirt, beim dritten der Schäfer und beim vierten der Kuhhirt. Ich genoß den Sonnenuntergang, war aber wohlbedacht, meine Schutzbefohlenen vor Erscheinen des ersten Sterns heimzubringen. Eine von ihnen war von einem glatten Stein in das einige Zoll tiefe Wasser gefallen, aber ihre Bemerkung: „Ich mache mir gar nichts daraus und immerhin bin ich wohl die erste Engländerin, die in der Müritz gelegen hat“, zeigte, daß die Sache nicht gerade gefährlich gewesen war.



An der oberen Havel

Zwei Frachtkähne von einer Bauart, wie sie wohl schon vor Jahrhunderten üblich war, lagen in der Kanalmündung; sie warteten seit Tagen auf günstigen Wind und konnten unter Umständen noch Wochen hier liegen. Ihre Mannschaft rannte am Ufer entlang und konnte nicht genug zusehen, wie wir mit unserem großen einfach gerefften Segel hinaus ins offene Wasser fuhren. Und ein großartiges Segeln war es bei starker Brise und hohem Wellengang.

In der Røbelschen Lanke überholten wir einen kleinen Fischerkahn, der mit dem Winde von Norden gekommen war; wir bedauerten die armen Leute, die sich mit einem so jämmerlichen Fahrzeug behelfen mußten, denn es hatte keinen Kiel und wurde nur mit einem Ruder vorwärts bewegt.

Die Zivilisation scheint in diesen Gegenden traurig im Rückstand zu sein. So wie hier muß es in England vor vielen Jahrhunderten ausgesehen haben. Ackerbautreibende Städte mit großen Scheunen vor den Toren, offene Felder und Landstraßen, weite Heiden und Wälder, während das gesellschaftliche Benehmen der besseren Stände hier nicht anders ist wie bei uns zur „guten alten Zeit“. Die Männer lärmend, gesellig, plump vertraulich, die Frauen geziert, sentimental, nichts kennend als Geschwätz und Hauswirtschaft. Die äußere Erscheinung ist dementsprechend. Arbeiter klappern in Holzpantoffeln daher, die ihre Strümpfe vor Schmutz und Nässe zu schützen nicht imstande sind, und man muß ihnen nur einmal bei ihrer Arbeit zusehen, z. B. beim Kartoffelaufnehmen. Männer, Frauen und Kinder knien im Schmutz und holen die Knollen mit kurzgestielten Hacken heraus. Alles, vom Mist bis zum Kohlkopf, tragen sie in zwei kleinen Körben, die von einem auf ihren Schultern liegenden Querholz herunterhängen. Ihre Schubkarren haben keine Ständer. Zur Beförderung schwerer Lasten spannen sie vier Pferde vor einen Wagen, der Lenker des Gespanns sitzt aber auf dem Handpferd und reitet es müde. Ihre Eggen bestehen aus plumpen Holzrahmen mit Pflöcken anstatt der Zähne; ihre Pflüge muten geradezu prähistorisch an. Ich sah

wohl Reklameschilder der bekannten englischen Firma Garret & Söhne (landwirtschaftliche Maschinen), aber auf den Feldern Mecklenburgs war zur Erntezeit keine ihrer Mähmaschinen zu erblicken, nicht einmal solch' altertümlisches Gerät, wie es zur Zeit des jüngeren Plinius in Gebrauch war.

In diesen männerarmen Ländern scheinen Frauen die meiste Feldarbeit zu tun. Der Herrendienst und eine halb-militärische unproduktive Beamtenlaufbahn hält viele Männer von nützlicher Arbeit fern. Man sagte uns, daß für die Erntezeit kaum genug Arbeitskräfte vorhanden wären. Wo man zehn Leute braucht, müsse man mit sechs auskommen. Die Bevölkerung in den beiden ackerbautreibenden Ländern Mecklenburg nimmt ab.

*

Nach dieser ersten Besegelung der Müritz wurde noch ein Abstecher in den Kölpin-, Fleesen- und Plauer See gemacht, dann war für dieses Jahr Schluß, und die Gipsy kam nach Waren ins Winterquartier. Die Reisenden unternahmen noch Bahnfahrten in die Umgebung, z. B. nach Neubrandenburg, und kehrten dann nach England zurück. Im nächsten Jahr und zwar am 27. Juli 1891 traf aber die ganze Gesellschaft in Waren wieder ein, und eine neue „Entdeckungsreise“ begann. Zunächst wurde Röbel ange-
laufen, die „berühmte Gänsestadt“, wie Mr. Doughty schreibt. Er erzählt dann weiter:

In strömendem Regen, der oft jede Landschaft unmöglich machte, segelten wir von Röbel ab, um das Steinhorn herum, dann südwärts an der Insel Burgwall vorbei in die Engen. Dann gingen wir durch die Brücke im Vipperower Damm und suchten den uns schon bekannten Ankerplatz „Am Langen Ort“ auf.

Am nächsten Morgen gingen fünf von uns mit Zelt und Frühstückskorb in das Beiboot und ruderten durch den Langen Ort zum Thüren- und Tralow-See. Unter schattigen Bäumen wurde das Zelt aufgeschlagen und die Mädchen badeten. Dann ruderten wir unter der Krümmelschen Brücke durch bis zum Ende eines anderen schönen Gewässers, benannt die Nebel. Der Wald bot zum Frühstück wilde Früchte: Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren; wir hätten Körbe voll pflücken können; es waren auch wilde Pflaumenbäume da, aber keiner von ihnen trug Früchte. Ein Waldmensch könnte in Mecklenburg lange sein Leben fristen: Wildpret, Wildvögel, Früchte, alles stände ihm zur Verfügung.

Die Schiffswache hatte während unserer Abwesenheit Besuch gehabt, nämlich die Töchter des guten Pächters von Alt-Gaarz, die wir voriges Jahr kennen gelernt hatten, waren gekommen. Ihr Vater war auf die Wildschweinjagd gegangen und seine Jagdgründe sind in der Tat ausgedehnt genug. Auf Niederjagd läßt er sich nicht ein, Rebhühner und Enten hält er kaum eines Schusses wert. Unsere Jungens hatten Erlaubnis Wasservögel zu schießen. Rohrdommeln gab es da — wir fanden eine tote am Ufer; Wildgänse und Enten in Massen, Möven, die nie aufs Salzwasser kommen und gut zu essen sind, Taucher in ganzen Schaaren. Unsere Mädchen gingen mit dem Besuch zum Gut und bekamen da Bier, Kaffee und geräucherten Schinken vorgesetzt.

Die Alt-Gaarzer müssen im Schutz ihrer Göttervögel, der Störche, ein glückliches Leben führen. Zwei alte waren da und eine Anzahl von Jungen. Ein Paar kommt jeden Frühling und nistet auf dem Scheunendach. Sie sind Muster der Pünktlichkeit; unveränderlich am 18. oder 19. August ziehen sie zum sonnigen Süden, wie die Alt-Gaarzer sagen. Alle Störche nehmen es nicht so genau; anderwärts sahen wir eine Woche später auch noch welche. Die beiden Töchter und der Sohn des Pächters fuhren eine Strecke mit uns. Es wehte eine frische Brise und wir lagen etwas schief auf dem Wasser, unsere Passagiere waren augenscheinlich froh, als wir sie am Vipperower Damm aussetzten. Draußen auf der Müritz ging es noch lebhafter zu; wir wurden zwei Stunden lang tüchtig geschüttelt, bis wir in den Bolter Kanal einliefen. Die Mädchen genossen ihr Morgenbad, das Zelt hatten sie zwischen den Steinen am wunderschönen Klopzower Ufer aufgeschlagen.

Dann trat ein höchst sonderbares kleines Fahrzeug in Erscheinung. Mit Klüver, Groß- und Vorstagsegel versehen machte es schon von weitem einen für diese Gegend ganz unwahrscheinlichen Eindruck. Und als es herankam, um neben uns anzulegen, rieben wir uns die Augen. Das schien ja eine Djonke aus dem fernen Osten zu sein,

lackiert und bemalt auf die seltsamste Weise. Schaurige Drachenbilder „schmückten“ ihre Seiten, ein Drachenhaupt war ihr Steuer, phantastische Gestalten umgaben die Kabinfenster. Ein winziges Beiboot war in gleicher Weise verziert. Langsam und sicher, ohne Segel oder Ruder, kam das Fahrzeug den Kanal hinauf, getrieben von einer kleinen Schraube. Der Betriebsstoff schien Naphta zu sein.

Der Bolter Schleusenmeister sagte, der Besitzer wäre Dr. Koch. „Der Bazillen-Koch?“ „Ja gewiß, der berühmte Dr. Koch aus Berlin.“ Das stimmte aber nicht, wie wir später erfuhren. Es war nicht der „Bazillen-Mann“, sondern ein gleichnamiger Landschaftsmaler, dessen bunter Kahn in Potsdam unter dem Namen „Kochs Farbenkasten“ bekannt ist.

*

Die Bolter Schleuse verbindet die beiden Flußsysteme der Elde und Havel. Der Unterschied des Wasserstandes beträgt etwa 12 Fuß; um soviel lagen wir tiefer, nachdem die Schleuse passiert war. Wir segelten über den flachen Carp- und den ausge dehnten Woterfitz-See, dann durch einen kurzen flachen Kanal in den schönen Lep-piner See.

Kaum vor Anker, so ruderte Tom davon, um das östliche oder Meckl.-Strelitzer Ufer zu erkunden. Abends kam er strahlend zurück; er hatte sich — unbewaffnet natürlich — an ein Rudel Rotwild herangeschlichen; dabei waren zwei Hirsche gewesen, einer mit prachtvollem Geweih, auch hatte er nicht weniger als zwölf Rehe gesehen. Hier sind in der Tat glückliche Jagdgründe, wenn man bedenkt, daß bei uns das Abschießen eines zahmen Fasans schon als guter Sport gilt.

Die Nacht über blieben wir auf dem Leppiner See. Was waren das für plötzliche Schreie, die durch die schweigende Finsternis erschollen. Wir alle wunderten uns. Nur Wilson wußte Bescheid. „Das sind Turteltauben, sagte er, die habe ich oft genug gehört!“ Der nächste Tag ist übel vermerkt in meinem Logbuch: „Heftige Regenböen“ heißt es. Wieder und wieder brausten sie nach kurzen Pausen daher, manche schien unser Boot umwerfen zu wollen. Mit gerefften Segeln durchfahren wie diesen See, den im Osten Kiefern-, im Westen Buchenwald umsäumt; durch eine moorige Enge kamen wir dann in einen Rohrteich und so noch dreimal, bis wir uns auf freiem Wasser befanden. Zum Frühstück ankerten wir an der Leeseite einer runden Waldinsel, wo wir einigen Schutz vor den Windstößen fanden. Die Mössel und die beiden Kotzower Seen lagen hinter uns, und wir befanden uns jetzt im Granzower Möschen, dem Dörfchen Granzow gegenüber.

Weiter ging es in schneller Fahrt um ein rundes Vorland zur Linken herum und durch eine enge Passage in den Mirower See; Bäume und ein malerischer Turm bildeten seinen Hintergrund. Wir gingen in einer kleinen Bucht im Norden des höchst unbedeutenden Fleckens Mirow vor Anker, den Baedecker nicht einmal dem Namen nach kennt. Während Ifould Einkäufe machte, wanderten wir durch grasbewachsene Straßen und ein gewölbtes Torhaus zum Schloß. Es war ein großes schmutzigweißes Gebäude; neben ihm steht die Kirche, deren grünes Kupferdach wir schon vom See aus wahrgenommen hatten. Das Schloß ist schlecht ausgestattet, traurig, innen und außen vernachlässigt. Über dem Altar der Kirche hängt ein Bild, das die Mutter des regierenden Großherzogs gemalt hat. Der Führer zeigte uns die Gruft: Sarg an Sarg mit verblichenen Kronen und verwelkten Kränzen, die Grabstätte des Meckl.-Strelitzer Fürstenhauses.

„Wohnt S. K. Hoheit jemals im Schloß?“

„Nein, selten oder nie!“

Die Antwort überraschte uns nicht. Niemals sah ich einen Ort weniger anziehend für Lebende, mehr an Tod und Begräbnis mahnend als Mirow. Schloß und Kirche liegen auf einer Insel; in alten Zeiten hat hier wohl eine Burg gestanden, denn einst war Mirow eine Komturei der Johanniter-Ritter.

Wir mußten nun unter einer Brücke durch, hißten das Segel und sausten in der Dämmerung schnell einen engen Kanal hinab, passierten zwei weitere Brücken und befanden uns dann auf einem dunklen Gewässer, dem Zotzen-See. In diesem Lande ist es keineswegs leicht, einen geeigneten Ankerplatz am Ufer zu finden. Fast immer erstreckt sich ein sandiges Vorland mit weniger als drei Fuß Wasser zwölf bis fünfzehn

Fuß weit in die Seen hinein. Wir mußten am Vorland liegen bleiben und vermittels des Beibootes, das an einer Leine hin und hergezogen wurde, eine Art Fährbetrieb einrichten. Dadurch wurde es zwar seiner eigentlichen Bestimmung entzogen, aber das half nicht, denn mit der Planke, die wir an Bord hatten, konnten wir das Land nicht erreichen.

In dieser Nacht lag die Gipsy am westlichen Steilufer des Zotzen-Sees, den hier gewaltige dunkle Kiefern umsäumen. Der Wind hatte sich gelegt und es war eine herrliche ruhige Nacht nach stürmischem Tage. Stundenlang genossen wir sie vom Deck aus, und als wir schweigend dort saßen, tönnten aus den tiefen Gründen des Waldes klare Mädchenstimmen zu uns hinüber, die liebliche Volkslieder sangen. Auf Meilen herum wohnt hier niemand mit Ausnahme des Försters, der einen oder zwei Morgen Land bewirtschaftet, und die unschuldigen Sirenen waren seine Kinder.

Wir lagen am Vor-Holm, der mit dem eigentlichen Holm eine Halbinsel bildet; ihr dichter Waldbestand ist nur durch den Försteracker an einer Stelle gelichtet. Mit Baden, Zeichnen und Erkunden verbrachten wir einen glücklichen Tag. Einige wanderten durch den Wald und entdeckten den Fehrling-See; andere beschlichen – waffenlos – das Wild. Rehböcke bellen fast wie Hunde und stampfen mit ihren feinen Füßen aus Unwillen über die Eindringlinge. Wieder andere besuchten den Förster. Bei seinem Hause steht eine mächtige Buche von 19 Fuß Umfang in 3,5 Fuß Höhe über dem Boden, mit einer Rasenbank zwischen ihren Wurzeln. Prinzessin Charlotte – später unsere gute Königin Charlotte – pflegte als junges Mädchen aus dem öden Mirower Schloß hierher zu kommen und Milch zu trinken.

Gegen Abend liefen wir in den Mössen ein. Die dunklen Kiefernwälder, die den Zotzen umgeben, stoßen an seinem Südende fast zusammen; es ist ein enger Hals da, der sich dann zum Mössen-See erweitert. Am nächsten Morgen war es fast windstill. Unmerklich beinahe glitten wir aus unserem kleinen Gewässer in den größeren Vilz-See hinein, der das Südufer des Mirower Holms bespült, und hier blieben wir fast den ganzen Tag, während uns die leichte Westbrise gegen den Zethner See trieb. Hin- und herkreuzend im Bereich der schattigen Waldhügel des Nordufers überquerten wir endlich den 10 Faden tiefen See und erreichten das kultiviertere Südgestade, an dem das Dorf Diemitz liegt.

Graue Reiher saßen auf überhängenden Zweigen und glichen in Stein verwandelten Vögeln. Störche und Kraniche zogen, ihre langen Beine hinter sich wegstreckend, am Abendhimmel hin. Hier und da spritzte das Wasser hoch auf vor dem plötzlichen Sturz Beute haschender Fischadler, während ein Bussardpaar über seinem Horst auf den trockenen Ästen einer Eiche majestätische Kreise zog. Kein Zeichen menschlichen Daseins war auf dieser bewaldeten Halbinsel wahrzunehmen, hier herrschte ungestört der Geist der Wildnis.

Am Südufer, westlich von Diemitz, wurde von Frauen Korn verladen und noch weiter ab, am Zethner See, stand zwischen Wirtschaftsgebäuden ein malerisches Wohnhaus, über dessen Tür ein Rothirschkopf mit stattlichem Geweih befestigt war.

Quer durch den Zethner See erstreckt sich eine Untiefe, die durch einen Rohrstreifen gekennzeichnet wird. Meine Söhne erkundeten eine Durchfahrt, und von leichtem Winde getrieben segelten wir langsam weiter. Das bewaldete Ostufer des Schwarzer Sees spiegelte sich im Wasser. Den Hintergrund bildeten kühne mit Nadelholz bestandene Vorsprünge, die sich kulissenartig hintereinander aufbauten und in blauer Ferne verloren. Ein ganz anderes Bild bot die gegenüberliegende Seite. Kahle runde Hügel, zwischen ihnen das Dorf Schwarz mit spitzem Kirchturm; davor schien ein grünbewaldetes Inselchen gleichsam im Wasser zu schwimmen. Wir ankerten schließlich an einer grasreichen Landzunge, von der wir einen natürlichen Durchblick bis in das Herz des Waldes hatten. Dieser überbot an Schönheit alles, was wir bisher von Wäldern in Mecklenburg gesehen hatten. Wundervolle Buchen hoch wie Türme und von gewaltigem Umfang spendeten weithin Schatten; säulengleiche Kiefern, hin und wieder eine typische „deutsche Eiche“ vollendeten das Bild. Dazwischen gab es Lichtungen, teils von grünem Gras bedeckt, teils rötlich schimmernd vom Buchenlaub des



Am Strand des Schwarzer Sees

vorigen Herbstes, andere wieder zeigten reichen Bestand von Heidekraut. Manchmal gewährten die Stämme einen Durchblick in blaue Fernen, oder ein Streifen sonnenbestrahlten Wassers blitzte hinter ihnen auf.

Aber kein menschliches Wesen belebte diese Einsamkeit. Wild dagegen sahen wir überall, doch nicht zahlreich. Es hatte Witterung von uns, denn der Wind wehte nach dem Lande zu, und so hielt es sich lieber in Deckung.

Nach Eintritt der Dunkelheit hörte Wilson ein Stampfen und Platschen im Wasser: „wie von Pferden in einer Schwemme!“ sagte er. Am Morgen sahen wir nach und fanden in dem weichen Grunde unterhalb des Steilufers tiefe Spuren von — nun von Rotwild oder von Wildschweinen, ich wagte es nicht zu entscheiden, denn ich weiß wohl, wie sehr sie einander gleichen.

Wir lagen an einer Rohrecke völlig im Windschatten, aber wir hatten einen Anker seawärts ausgebracht. Mit Sonnenaufgang erhob sich eine starke Brise und wir waren froh, unser Boot mit Hilfe des Ankers an den Wind bringen zu können. Zornige kleine Wellen schlugen gegen den Strand, die Binsen im flachen Wasser bogen sich tief hernieder, und die hohen Kiefern der Uferhöhen schien an ihren knorrigten Wurzeln zu reißen, als wir hinaussegelten.

*

Die weitere Fahrt über den Vilz-See drohte sich wegen plötzlich aufkommender Gewitterböen verhängnisvoll zu gestalten, doch gelang es noch im letzten Augenblick die Segel zu bergen und die Gipsy vor dem Kentern zu bewahren. Man versuchte dann den Rätz-See zu erreichen, saß aber bei der Fleether Mühle fest und mußte umkehren. Dafür gelangte man ohne Schwierigkeit durch die Diemitzer Schleuse in den Labus-See, quälte sich durch die stark zugewachsene Dollbek in den Grobenow-See und ließ auch schließlich den Klenz-See nicht unbesucht, wo es ja dann nicht weiter ging. Es wurde also zurück in den Labus gesegelt und von da über Canow auf bekanntem, jetzt oft von Dampfern befahrenem Wasserweg Rheinsberg erreicht. Das nächste Ziel war dann Neustrelitz.

Zwiesprache mit dem Großvater

v o n N. N.

Dein Bild mit den lebhaften Augen hinter fein goldgefaßten Brillengläsern und dem langen weißen Haar schaut mich täglich an. Und nachts im Traum begegnest du mir leibhaftig und dann sprechen wir miteinander, du, der Großvater und ich, die Enkelin. Wir haben uns im Leben nicht gekannt, du starbst schon 11 Jahre bevor ich zur Welt kam. Du hast noch im unbewußten Kinderdasein die Not des Jahres 1806 erlebt, ich erlebe eine andere Notzeit und 150 Jahre trennen beide. Vier große deutsche Revolutionen liegen dazwischen, wenn ich den Krieg eine große Revolution im Dasein eines Volkes nenne. Du erlebtest die ersten beiden, ich die letzten zwei.

Die großen Kriegsgeschehen in deinem Leben führten aufwärts zur Einheit Deutschlands, das Geschehen in meinem Leben führte wieder steil abwärts zu einem Trümmerhaufen. In Teilen von ihm ist auch die deutsche Sprache schon ausgelöscht, in anderen soll das Bewußtsein einer deutschen Nation getilgt werden.

Dein Mund sprach von der Kanzel herab zu den Menschen im alten Mecklenburg-Strelitz, als Deutschland 1871 in den Zenit von Ruhm und Glanz als Staat gelangte, und in Predigten und Gedichten vermochtest du frei deiner stolzen Freude Ausdruck zu geben.

Ich aber muß schweigen, weil ich dazu verurteilt bin und weiß nur, daß im Gegensätzlichen das Wesen allen Seins besteht, dem wir uns zu fügen haben, sei es Auf und Ab, Liebe und Tod, Licht und Schatten, Tag und Nacht. Aber ich trage dieses Schweigen, weil ich auch weiß, daß alles Dunkel zukunftsfruchtig ist für das Helle, was nach ihm kommt, gleichsam als Urmaterie, die sich dann selbst wieder neu und vielleicht schöner als vordem formt. Und vieles ist für den, der sehen will, schon wieder im ersten Morgenlicht erkennbar und ich will die Zuversicht hegen, daß es weiter zum Guten heranwächst, hinein in die volle Klarheit eines neuen und noch schöneren Tages als es der deine war, lieber Großvater.

Du durchlebtest dein ganzes reiches Predigerleben in der gleichen kleinen Stadt, in der ich meine glücklichen Kinderjahre verbrachte, in einer Umwelt, wo keine geschichtlichen Entscheidungen zu fallen pflegen, wo keine menschlichen Gegensätze in geschichtlicher Größenordnung aufeinanderprallen, wo im Jahr jener kleinen Revolution 1848 die Unzufriedenen in fast feierlichem Zuge zur Residenz ihres Großherzogs zogen und gleichsam fragten, ob man in der kleinen Familie aller Mecklenburg-Strelitzer wohl auch eine Revolution machen dürfe.

Das von dir in Versform selbstgeschriebene Tagebuch deines Lebens, lieber Großvater, liegt wohlverwahrt in meinem Schrein und wenn ich es aufschlage, dann sprichst du aus ihm zu mir. Dann sehe ich dich als Kind auf dem Arm der Mutter im Kriegslager der Franzosen stumm, nur durch deine Kinderaugen um die Freilassung deines Vaters bittend, und dann denke ich an das eigene Gebet fast 150 Jahre danach, die Franzosen möchten den Vater meiner Kinder zurückgeben. So taten es in beiden Notzeiten wohl ungezählte Frauen und Mütter. Aber es ist doch ein seltsamer Gleichklang im Leben deiner Mutter und dem eigenen.

Und seltsam auch jener: Du wandertest frohen Jugendmutes nach ernsten Studienjahren aus der mitteldeutschen Heimat deiner Eltern nordwärts. Dein Tagebuch zeigt mir alle Rastplätze auf dem langen Weg deiner Wanderung bis ins Mecklenburgische. Hier bliebst du dann, und im alten Strelitz wurdest du gemeinsam mit dem Namen Probsthan, und mit ihm und dem bekannten Pastorenhaus Giesebrecht in Mirow verschwägert, ein Seelsorger, dessen Wort weit über das eigene Städtchen hinaus in die Herzen der Menschen drang.

Wieder dann fast 150 Jahre später zog den gleichen Weg dein Urenkel. Dein Kirchenhaus in Strelitz hatte der letzte Krieg zerstört und ein bescheidener Neubau über der Stelle, wo dein Grab liegt, war noch nicht vollendet. So hielt dein Urenkel seine erste Predigt in deinem Predigerhaus, das der Krieg verschont hatte, mit gleicher Glaubensfreude und gleichem Ernst der Berufung, die dich auszeichneten, den alten Kirchenrat Friedrich Heinrich Carl Giebner.

Und unser Gespräch ging weiter. Ich fragte den Großvater, wie so oft Enkel den Großvater fragen: Erzähle mir doch noch mehr, als in deinem Buch steht, von dir und deinem Elternhaus. Und was weißt du denn noch aus dem Munde deiner Eltern von den Großen ihrer Zeit?

Liebes Kind, hörte ich den Großvater sagen, mein Vater kümmerte sich nicht um die große Welt, und in seine kleine kehrten die Großen ihrer Zeit nicht ein. Er hatte seine redliche Mühe und Sorge um die Seinen in dieser kleinen Welt, wenn es Alltag war. Nur wenn ein Festtag nahte, wurde auch seine Welt wohl ein wenig größer. Aber rasch kehrte danach der Alltag zurück und mein Vater trug wieder sein gewohntes Arbeitskleid und lebte, um zu leben und nicht, um zu erleben, wie damals und heute so manche Menschen in den großen Städten.

Doch dann wurde mein Großvater ein wenig redseliger und sprach auch von seinem eigenen Leben und von Menschen, denen er begegnete.

Schau, Kind, da war mein alter Küster Piper. Viele Jahre haben wir gemeinsam den Kirchendienst verrichtet, jeder auf seine Art. Im alten Strelitz brach ja oft Feuer aus, nicht immer zum Schaden der Betroffenen. Bei diesen Worten schmunzelte mein Großvater ein wenig und fuhr dann fort: Dann klopfte es immer an meine Studierstube und herein trat Küster Piper stets mit den gleichen Worten: „Näm's nich öwel, Herr Pastur, is Fier“ und damit erbat er sich die Kirchenschlüssel, um die Kirchenglocke als Sturmglocke zu läuten. Oft genug aber läutete er auch in seinem Küsterleben zur ewigen Ruhe eines Menschen. Dadurch kam es wohl, daß er auch mehr als andere Menschen an sein eigenes Ende dachte. Und so mochte der Entschluß bei ihm entstanden sein, Jahrzehntelang auf dem Boden des Küsterhauses seinen eigenen Sarg bereitzustellen. Da es ihm aber leid war, wenn er ungenutzt herumstand, so bewahrte er in ihm Jahr für Jahr den Wintervorrat an gedörrten Pflaumen und Birnen auf. Siehst du, mein Kind, das war eine der vielen Gestalten der kleinen Welt von Strelitz in ihrer prosaischen Nüchternheit. Aber auch die große Welt der Poesie blieb mir nicht ganz fremd. Jetzt schwieg mein Großvater für Augenblicke und vielleicht dachte er an die vielen kleinen Bände handgeschriebener Gedichte, die seine Enkelin noch treu bewahrt. Aber dann hub er wieder an:

Weißt du, Kind, einmal kam ich auch ganz in die Nähe eines Großen noch meiner Zeit. Aber es ging mir, wie mit dir, wir begegneten uns nicht mehr. Er war ein junger Dichter, aber er verstand dieses Handwerk besser als ich und so wurde er schon in früher Jugend ein glänzender Stern unter den Dichtern unseres Volkes. Auch du, Kind, hast schon in der Schule von ihm gehört.

Gespannt lauschte ich auf das, was nun aus dem Munde meines Großvaters folgte.

Ja, fuhr er fort, sein Name war Theodor Körner. Er war der gute Freund eines Probsthan, dessen Schwester meine geliebte Frau Germane wurde, und ihr Bruder stand neben dem Freund, als er im Freiheitskampfe fiel.

Jetzt wurde ich ein wenig aufgeregt und fragte eindringlich weiter: Und was weißt du alles von seinem Leben und Sterben?

Kind, antwortete der Großvater, ich weiß all das, was auch du von seinem Leben und Werk weißt. Was ich aber mehr davon weiß, das nahm ich in das eigene Grab mit hinein, wie es alle Menschen mit großen und kleinen Schätzen ihres Erlebens tun müssen. Und von seinem Sterben weißt auch du, daß es wie das Sterben eines jeden Soldaten war, der in gleicher treuer Pflichterfüllung für eine gerechte Sache fiel, auch ohne Träger eines großen Namens gewesen zu sein.

Jetzt schwieg ich etwas beschämt ob meiner kindlichen Neugier.

Aber nun fragte der Großvater mich: Was kannst du mir von denen berichten, die nach mir kamen?

Da konnte ich stolz und freudig antworten: Ja, Großvater, du lebst so vielfältig und vielgestaltig fort, daß ich viele Stunden brauche, dir von diesem Leben zu erzählen und gewiß würdest du bald abwinken und sagen: Kind, soviel faßt mein alter Kopf gar nicht mehr, laß es gut sein, denn ich weiß ja nun, daß das Bächlein der Generationen nach mir vielfältig verzweigt und kräftig und klar weitersprudelt, so wie es das Gesetz des Lebens fordert trotz Not und Tod, die wir beide gleichermaßen erlebten.

Aber, so fragte er weiter, hast du denn gar keine Sorgen, die doch immer nötig sind, wenn du auch Freuden erleben willst?

Nun antwortete ich ein wenig unsicher und zagend:

Lieber Großvater, es sind im Grunde ganz die gleichen, wie sie auch deiner Generation und jedem einzelnen aus ihr auferlegt waren. Aber ich spüre in besinnlichen Stunden wohl noch eine Sorge, die deiner Zeit fremd gewesen ist und aus der wieder hundert andere zu entspringen drohen. Das ehernen Gesetz der Zahl beherrscht sie und raubt mir oft die Ruhe, wenn ich der Zukunft entgegen sehe.

Du sagtest mir, so fuhr ich fort, daß die Welt für deinen Vater noch zu groß war, als daß er sich mit ihrer Größe zu befassen vermochte, sie überhaupt erfassen konnte. So wußte er also auch noch Platz für seine Kinder und ließ sie getrost in sie hineinwachsen. Auch für deine acht Kinder wußtest du noch Platz genug, du sahst ihn mit eigenen Augen, als du ein winziges Stückchen unserer Erde durchwandertest. Aber für meine Enkel wird diese Erde mit rasender Geschwindigkeit immer kleiner. Die Gesetze des Lebens, der Zahl und des Lebensraumes lassen sich nicht ändern, das Leben in seiner Forderung nach neuem Leben, die Zahl in ihrer Unbeschränktheit des möglichen Wachsens, der Raum aber, den das Leben für sich kategorisch fordert, in seiner Begrenztheit. Mir graut vor einem Zwiegespräch, das meine Enkel demaleinst mit mir führen wollen, wenn weitere 150 Jahre verstrichen sind, wie sie deine Jugend und mein Alter trennen und die doch nur eine Sekunde in der Geschichte der Menschheit sind. Und es macht mich auch nicht ruhiger, zu wissen, daß der Mensch dann den Krieg besiegt haben wird, weil er ihn besiegen muß, daß es dann keinen Kriegstod eines Dichtershelden mehr geben wird, weil es keine Vaterländer mehr gibt, für die solch Sterben sich lohnt und daß es auch keine Heimatscholle mehr gibt, auf der ein Bauer festgewurzelt steht und für sie, wenn nötig, sich opfert.

Jetzt sah ich den Großvater weise lächeln und hörte seine bedachtsamen und doch von festem Glauben getragenen Worte.

Mein Kind, Ihr Menschen Eurer Zeit und der dann kommenden seid doch so erfahren, daß Ihr die Sterne erobern wollt und, wenn Ihr nur selbst den Willen habt, auch die Zahl bändigen könnt. Wohl geht das Bändigen auch mit dem Verteidigen einher und Verteidigen bedeutet den Existenzkampf. Aber das ist dann nicht anders als es zu allen Zeiten war und immer zum Siege führte, wenn Streben und Vermögen in Einklang miteinander blieben. Das Jenseits davon war meinem Vater nur in schönen Träumen erreichbar und so wird es auch in der kleiner werdenden Welt deiner Kinder sein. Ein jeder Mensch war, ist und bleibt gebunden an seine und seiner Zeit Enge. Will er sie durchbrechen, so fordert er ihren Widerstand heraus und es war zu allen Zeiten seine Schicksalsfrage, ob er ihn bricht oder an ihm zerbricht. So war es zu meines Vaters Zeiten, so ist es zu deiner Zeit und so wird es bleiben für alle kommenden Generationen.

Da erwachte ich aus meinem Traum, aber ich bin ruhig und zufrieden, so oft ich an die Zwiesprache mit dem Großvater denke.

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

von Paul Steinmann

VIII

Mecklenburg-Strelitz und die nationale Erhebung

Die Errichtung des „vaterländischen Husarenregiments“ und dessen Anteil an den Freiheitskriegen (1813–15)

g) Das Yorcksche Korps verfolgt im Verbande der Schlesischen Armee die geschlagene Armee Napoleons bis an und über den Rhein

3. Die Gefechtsberührung mit dem Feinde geht der Schlesischen Armee seit dem 28. Oktober verloren. Sie muß vom 31. ab, statt nach Frankfurt, rechtsab auf Gießen zu marschieren

Nach Beendigung des Gefechts an den Hörselbergen am 26. Oktober 1813 schlug Blücher am 27. und 28. sein Hauptquartier in Eisenach auf. Am 27. erhielt Yorck den Befehl, über Wilhelmsthal auf Barchfeld (4–5 km östlich Salzung) vorzugehen, um das Bertrandsche Korps abzuschneiden, das „heute“ (am 27.) „von Seebach und Schwarzhäusen“ (10 km westlich Waltershausen) „aufbrach, um sich bei Tiefenort (10 km östlich Vacha) mit Oudinot zu vereinigen“. — Langeron sollte „über Marksuhl und Vacha dem Feinde auf dem Fuße folgen“, meldete aber, „den Abend nicht bis Marksuhl gelangen zu können und blieb bei Eisenach“. — Er konnte aber hernach die französische Nachhut einholen und sie nötigen, „eine Anzahl Pulverwagen in die Luft zu sprengen. Die weitere Verfolgung ward Kosaken übergeben ...“ — „Sacken aber ward auf Hersfeld und“ (soll wohl heißen: über) „Berka, und St. Priest nach Cassel geschickt, um sich dieser Stadt und ihrer Hilfsmittel zu bemächtigen“. — „Yorck bezweifelte jedoch, den die Nacht durch fliehenden Feind einholen zu können.“ Er machte bei Eisenach einen längeren Halt, wozu ihn auch „der traurige Zustand seines Korps veranlaßte“. So kam es, „daß Bertrand vollkommen Zeit gewann, seinen Flankenmarsch auszuführen und ungehindert zu entkommen“²⁰⁾. — Das aber sollte für die Schlacht bei Hanau, bzw. für deren letzte Phase, erhebliche Auswirkungen haben!

Die Strelitzer Husaren hatten am 26. Oktober nach dem Gefecht an den Hörselbergen im östlichen Abschnitt derselben biwakiert²¹⁾ und waren am 27. nach

Okt.
27.

²⁰⁾ Pertz, III, S. 499 ff, Friederich, II, S. 376. — Es ist aber kaum anzunehmen, daß, wie ein Blick auf die Karte zeigt, Yorck bei seinem längeren Anmarschweg in der Lage gewesen wäre, Bertrand bei Barchfeld abzuschneiden. Yorck hätte von Gneisenau statt in südlicher, in südwestlicher Richtung auf Tiefenort bei Vacha oder noch besser an Stelle Langerons über Marksuhl auf Vacha angesetzt werden müssen.

²¹⁾ „Es war ein ungeheurer Wind und eine schneidende Kälte; als wir zurückgingen und uns an ein Dorf legten, ging ich in dasselbe und legte mich in eine Scheune ... Den andern Morgen fanden wir alles eingefroren“, schreibt der Jäger Victor von Oertzen (S. 177).

Groß-Lupnitz nordöstlich Eisenach marschiert, „wo ein Lebensmittel-Transport zum Regiment stieß, den ein Kommando Husaren unter großen Schwierigkeiten in der umliegenden Gegend beigetrieben hatte“ (Richter, S. 39). — Das Eintreffen des Transportes und die arge Kälte werden es wohl veranlaßt haben, daß die Husaren hier schon das Ortsbiwak in eine Ortsunterkunft verwandelten²²⁾). Jedenfalls schreibt Milarch (S. 143), daß das in der Nacht 26./27. einsetzende Frostwetter „endlich den Befehl aus dem Blücherschen Hauptquartier bewirkte, daß die Truppen nicht mehr campiren, sondern jeden Abend Kantonirungen beziehen sollten“.

Okt.
28.—30.

Als die Verfolgung des Bertrandschen Korps am 28. Oktober von Yorck aufgenommen wurde, hörten auch für die Strelitzer Husaren „die Gewaltmärsche auf den unwegsamsten Gebirgswegen und Engpässen nicht auf. Am 28. gelangte man in's Werrathal bei Salzungen, am 29. cantonnirte das Regiment mit der 2. Brigade bei Lengsfeld“ (Lengefeld) „in Ober-Ochsen“ (Oechsen) „und Holzbach“ (?), „am 30. in Unter-Nist“ (?) „und Makenroth“ (Mackenzell) „und stieß nirgends auf den Feind“ (Milarch).

Yorcks Korps kam von jetzt ab nicht mehr in Gefechtsberührung mit dem Feind, der in aller Eile dem Rhein zustrebte, wohl aber mit den Relikten der Napoleonischen Armee! Denn diese löste sich immer mehr auf. Die Eilmärsche bei Tag und bei Nacht auf einer einzigen Straße, die Entkräftung der Truppe, ihre ungenügende Ernährung waren die Ursachen. Hinzu kamen die „fortgesetzten Beunruhigungen durch die Kosaken und Streifkorps . . . Und so war denn die Verfolgung, auch ohne große Gefechte, höchst wirkungsvoll, und es fehlten einzig und allein die Schrecken des Winters, um der französischen Armee des Jahres 1813 das nämliche Schicksal zu bereiten, das die Große Armee des Jahres 1812 in Rußland gehabt hatte“: Friederich, II, S. 377/78.

Okt.
30.

Nach Richter (S. 41/42) wurde von den Strelitzer Husaren „am 30. Oktober die Verfolgung der Franzosen über Geis auf Hünefeld“ (Geisa, Hünfeld) „fortgesetzt. Von Geis bis Hünefeld fanden wir eine Menge Franzosen, die Meisten hatten zur sogenannten jungen Garde gehört, die bereits enteelt an der Landstraße oder doch im Sterben begriffen, an den noch glimmenden Lagerfeuern, Gesicht und Hände halb verbrannt, in letzteren oft ein Stück Brot krampfhaft eingeklammert haltend; in Lumpen gehüllt, dalagen . . . Zu Mittag hielten wir in Mackenzeller“ (Mackenzell) „an; das Jäger-Corps ward in der dortigen Mühle einquartirt. Bei unserer Ankunft erhielten wir Mehlsuppe; Abends bekamen wir Hammelfleisch und Fische zu essen. Das waren köstliche Leckerbissen für unsere eingeschrumpften und gemißhandelten Magen . . .“ — „Je weiter wir, heißt's in den Erinnerungen des nachmaligen Lieutenants Denzin“ (Milarch, S. 143/44) „auf der Chaussee nach Fulda“ (am 31.) „fortrückten, desto mehr erhielten wir ein anschauliches Bild von dem Elende des Rückzugs der Franzosen aus Rußland. Wo wir Lagerstätten der französischen Nachhut an den erloschenen Feuerstätten erkannten, da waren auch Verschmachtene und Verstorbene zurückerblieben. Leichname lagen hin und wieder auf der Chaussee, bei manchen mehrere starke Holzknüppel, womit das erbitterte Landvolk die fliehenden Feinde erschlagen hatte . . . Weggeworfene Gewehre lagen überall umher. Unter den Brücken und Durchlässen der Chaussee hatten sich ermüdete Franzosen verkrochen, ruhig ihr Schicksal erwartend. Als der Stabsrittmeister von der Goltz in einem solchen Versteck einen französischen Offizier bemerkte und aufforderte hervorzukommen, mit dem Versprechen, für seine Weiterschaffung und Unterbringung zu sorgen, lehnte er es ab und erklärte, er sei seines Lebens überdrüssig und wolle hier sein Ende erwarten.“

Okt.
31.

Blücher hatte am 30. Oktober sein Hauptquartier in Philippsthal an der Werra. „Am 30. abends stand die Schlesische Armee in der Linie Rothenkirchen — Burghaun²³⁾ —

²²⁾ Nach Droysen (II, S. 241) bezog das Yorcksche Korps erst am 28., als es die Werra bei Salzungen und Barchfeld erreicht hatte, „seit dem Ausmarsch aus Halle das erste Kantonnement“.

²³⁾ Rothkirchen und Burghausen sind Versehen oder Druckfehler.

Hünfeld mit allen drei Korps in gleicher Höhe und mit 7 km Frontausdehnung.“ — Noch am 30. erreichte Blücher Fulda. Hier erkannte man, daß, weil „der Feind Tag und Nacht marschierte, um zu entkommen, es unmöglich war, ihn in seiner Flucht zu erreichen“ (Friederich, II, S. 376, Pertz, III, S. 503/04)²⁴⁾. — Es hatte ja auch die französische Armee bereits „in der Nacht vom 27. und 28. zwischen Fulda und Hünfeld gelagert . . .“. „Am 28. traf Napoleon in Schlüchtern ein, am 29. durchschritten seine vordersten Truppenteile ungehindert den gefürchteten Engpaß von Gelnhausen“ (Friederich, II, S. 383, 385).

Nach der Ankunft in seinem Hauptquartier zu Fulda am 30. Oktober wurde Blücher „durch die Nachricht überrascht, daß die bisher verfolgte Hauptstraße nach Mainz nun dem Böhmischem Heer vorbehalten werde, das Schlesische Heer hingegen mit seinem beschwerlichen Gepäck^{24a)} auf das unwegsame Vogelsgebirge verwiesen sey“ (Pertz, III, S. 505). — Von Fulda aus ging es also wieder mal querfeldein. „Die große Armee“, hieß es in Blüchers Befehl vom 31., folge auf der Straße nach Frankfurt dem Feind, weshalb die schlesische Armee rechtsab auf Gießen marschieren solle, da es möglich sei, daß der Feind auf Umwegen durch das Gebirg den Rhein zu erreichen suche. Wieder erhielt das Yorcksche Korps die Nebenwege durch das Vogelsgebirge, während den Russen die große Straße über Lauterbach zugewiesen wurde; am 3. November sollten alle drei Korps in Gießen sein. — Also neue zwölf Meilen in drei Tagen und wieder quer über das Gebirge. Im Yorckschen Hauptquartier war man nicht wenig aufgebracht über diese rücksichtslose Behandlung . . .“ (Droysen, II, S. 241). Man ahnte zu Fulda nichts davon, daß in diesen kritischen Tagen des endenden Oktober Napoleon in der Schlacht bei Hanau den General Wrede geschlagen und sich so den Weg zum Rhein erzwungen hatte!

4. Die Österreichisch-Bayerische Armee
soll den fliehenden Franzosen den Weg zum Rhein verlegen.

Erst an der Kinzig stellt Wrede Napoleon,
dieser durchbricht jedoch Wredes Front
in der Schlacht bei Hanau (29./31. Oktober 1813)

Die Heeresleitung der Alliierten hatte geplant, die französische Armee noch vor dem Rhein in die Zange zu nehmen: Die Kolonnen der Hauptarmee und die Schlesische Armee sollten in stetiger und harter Verfolgung den Franzosen auf den Fersen bleiben und der Österreichisch-Bayerischen Armee Wredes in die Arme treiben. Da aber zuerst die Hauptarmee und schließlich auch Blüchers Armee ihre Gefechtsberührung mit den Franzosen verloren hatten, war Wrede auf sich allein gestellt! Es kam daher alles darauf an, daß es ihm gelang, rechtzeitig Napoleon in einer für diesen ungünstigen Position anzupacken, um die französische Armee vernichten zu können.

²⁴⁾ Erbittert schrieb Gneisenau am 31. Oktober aus Fulda: „Die Menschen verstehen wohl einen Sieg durch Tapferkeit zu erfichten, aber nicht ihn zu benutzen. Man liebt es nur gar zu sehr, auf seinen Lorbern auszuruhen!“ Noch deutlicher wird Gneisenau in einem Brief aus Gießen vom 3. November: „Im Verfolgen des Feindes ist nicht alles geschehen, was hätte geschehen müssen. In Weimar verloren die Souverains und die Generale eine kostbare Zeit. — Die Souverains statt der Feste in Weimar, den Truppen Befehle zum Vorrücken gegeben, und Yorck nicht gezögert, so entkam dieser Armee nichts . . .“ (Pertz, III, S. 507, 518) . . . Vgl. dazu aber Anm. ²⁰⁾!

^{24a)} Man denke nur an die Pontons und das Brückenbaumaterial der russischen Trainkolonnen des Langeronschen und des Sackenschen Korps! Vgl. Carolinum, Nr. 42, S. 34.

Nach Abschluß des zwischen Bayern und Österreich am 8. Oktober 1813 zu Ried aufgerichteten Vertrages²⁵⁾ hatte Schwarzenberg „am 13. angeordnet, daß Wrede²⁶⁾ auf Bamberg marschieren, Würzburg fortnehmen, die Mainlinie befestigen und dann gegen die Verbindungen des Feindes auf Frankfurt oder Fulda wirken solle²⁷⁾. Als sehr zweckmäßig kann diese Verwendung des neuen Verbündeten unmöglich bezeichnet werden“ (Friederich, II, S. 282).

„Inzwischen war Wrede bereits auf Landshut unterwegs. Von hier rückte er . . . über Nördlingen, Dinkelsbühl, Ansbach auf Würzburg“. — Durch schroffe Drohungen erreichte er den Abfall von Württemberg, Baden und Hessen vom Rheinbund und erzwang Gestellung von Truppen. — In Dinkelsbühl hatte Wrede die Nachricht vom Sieg der Alliierten bei Leipzig und die Aufforderung Schwarzenbergs erhalten, „sobald wie möglich Schritte zu tun, um den Gegner von seinen Verbindungen mit Mainz abzuschneiden.“ — Eine, im Hinblick auf seine jungen Truppen, an sich notwendige Ruhepause im Vormarsch benutzte Wrede zu einer nunmehr sinnwidrigen — und in der Hauptsache erfolglosen — Beschießung und Bestürmung von Würzburg und der dortigen Zitadelle²⁸⁾. Dadurch vergeudete er „drei wichtige Tage, ohne daß den ermatteten Truppen die nötige Ruhe zuteil geworden wäre“ (Friederich, II, S. 383). So kam Wrede nicht mehr dazu, Napoleon in dem gefährlichen Paß von Gelnhausen den Weg zu verlegen!

Als Wrede am 26. in Richtung auf Aschaffenburg vorgerückt war, erhielt er von einem Streifkorpsführer die Nachricht, „daß seit dem 25. die französische Armee in ununterbrochenem Zuge durch Fulda marschiere.“ Trotzdem — und trotz seiner

²⁵⁾ Vgl. „Carolinum“, Nr. 44, S. 47, Anm. 9).

²⁶⁾ Karl Philipp Freiherr von Wrede wurde 1767 in Heidelberg als Sohn eines Regierungsrats und Landschreibers geboren, war als stud. jur. ein wilder Reiter, Schütze und Fechter und mit 18 Jahren bereits zum wirklichen Hofgerichtsrat ernannt worden und ein Jahr später schon als solcher tätig! Wegen seines „herrischen ungestümen Wesens“ hatte er keine Eignung für den Staatsbeamtendienst, zeitweilig österreichischer, dann pfälzischer „Civillkommissär“ (Heeresintendant), war er seit 1799 endgültig im Militärdienst tätig. Ohne jede soldatische Vorbildung „wurde seine Schule der Krieg“. Er organisierte ein pfälzisches Freiwilligenkorps und erhielt das Patent als Oberst. Nach dem Frieden von Luneville (1801) Organisator des bayerischen Heerwesens, seit 1804 Generalleutnant, hatte er in den Kriegen Napoleons gegen Österreich und Rußland 1805, 1807 und 1809 große Erfolge, erregte dadurch früh Napoleons Aufmerksamkeit, der ihn schon 1806 zum Großoffizier der Ehrenlegion, 1809 zum französischen Reichsgrafen ernannte und ihn mit Pensionen und Dotationen derart überhäufte, daß ihn die deutschen Patrioten haßten als ein den französischen Interessen blind ergebenes Werkzeug Napoleonischer Politik und als den brutalen Besieger des Aufstandes der Tiroler. — Diese bezeichneten ihn als den „Teufel im Blaurock“! — Durch sein „heißes Blut“, durch sein „schroffes Verhalten und sein selbständiges, selbstbewußtes Auftreten“ gegenüber französischen Marschällen war Wrede 1809 und 1812 mit diesen in Kollision geraten und hatte Napoleons Mißfallen erregt, so daß er dem ehrgeizigen Mann den Marschallstab versagte. Im übrigen erkannte Wrede im Oktober 1812 die kommende Katastrophe der Großen Armee und daß Napoleons Stern sich dem Untergang zuneigte. So wurde er die treibende Kraft des Anschlusses Bayerns an die Alliierten: Heigel (1898) in: Allgemeine Deutsche Biographie, 44, S. 246 ff (hiernach die Zitate, wenn nichts anderes angegeben ist), Friederich, II, S. 381/32. Weiteres in Anm. ^{32a)}.

²⁷⁾ Wredes Armee war rd. 52 000 Mann stark, einschl. 52 Schwadronen; er verfügte über 134 Geschütze: Friederich, II, S. 381.

²⁸⁾ Er konnte diese nicht erobern! — Erst dem Zaren Alexander gelang es am 26., den Großherzog von Würzburg zum Abfall vom Rheinbund zu bewegen. — Offensichtlich stellte Wrede seine im allgemeinen deutschen Interesse so wichtige Aufgabe, möglichst bald Gelnhausen zu erreichen, hintan im Interesse bayerisch-partikularistischer Bestrebungen, das Großherzogtum für den König von Bayern zu erobern! — Das Großherzogtum wurde denn auch auf dem Wiener Kongreß Bayern einverleibt. Der Großherzog (Erzherzog) Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz von Österreich, wurde wieder Großherzog von Toskana! Bruno Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte, 4. Aufl., 1890, II, S. 440, 483, 8. Aufl., 1960/62, III, S. 42, 86.

bei andern Gelegenheiten hervortretenden Tendenz zum selbstherrlichen Handeln — ließ Wrede sich durch eine am 28. einlaufende Mitteilung Schwarzenbergs, daß Napoleon, infolge Stellung Blüchers bei Langensalza, „vielleicht über Wetzlar auf Coblenz abbiegen werde, wieder irre machen“ (Heigel, S. 250)! In dem Glauben, daß auf Hanau nur eine Nebenkolonne von Napoleons Armee im Anmarsch sei, detachierte Wrede große Teile seiner Armee nach Mainz und Aschaffenburg, so daß er am 29. nur über etwa 30 000 Mann, darunter 52 Schwadronen und 2 Kosakenregimenter, und vor allem nur über 58 Geschütze, verfügte. — Die Detachierung von 76 Geschützen nach Mainz und Aschaffenburg war Wredes schlimmster Fehler, da er wissen mußte, daß er Napoleons Hauptwaffe nur durch eine weit überlegene Anzahl von Geschützen Widerpart halten konnte!

Zum Auffangen der französischen Truppen vor Hanau hatte Wrede eine in jeder Beziehung ungünstige Stellung ausgewählt: „Sie spaltete seine Truppen durch die Kinzig in zwei Teile und setzte seine Mitte der Gefahr aus, gegen den brückenlosen Flußbogen geworfen zu werden . . . Auf der anderen Seite gestattete der dichte Wald dem Gegner in aller Ruhe, gedeckt und ohne Verlust bis unmittelbar vor die Stellung zu gelangen, um dann überraschend vorzubrechen“ (Friederich, II, S. 385 ff, Karte S. 388/89): „Die eingenommene Stellung widersprach den einfachsten taktischen Grundsätzen und läßt sich nur aus Wredes Sorglosigkeit dem für schwach gehaltenen Feind gegenüber erklären . . . Obwohl ihm von den Streifkorpsführern immer und immer wieder Nachrichten zukamen, daß Napoleon mit seiner gesamten Armee im Anmarsch wäre, hielt er an seiner vorgefaßten Meinung fest. Als er sich endlich der unangenehmen Gewißheit nicht mehr entziehen konnte, beschloß er, den Kampf unter allen Umständen aufzunehmen²⁹⁾. Er glaubte dies um so mehr tun zu dürfen, als Schwarzenberg ihm versichert hatte, daß er den Franzosen scharf an der Klinge bleiben werde“. Aber Schwarzenberg hatte es mit seiner Verfolgung gar nicht eilig gehabt. Seine Kolonnen waren „am 29. nur bis Meiningen gelangt“ (Friederich, II, S. 376)!

Zunächst ließ sich die Schlacht bei Hanau für Wrede günstig an: Eine am 29. vordringende französische Kolonne von 3000 Mann mußte kapitulieren. Am 29. hatte Napoleon in Gelnhausen die Kunde erhalten, daß Wrede in Hanau wäre. Mit seinen erschöpften Truppen konnte der Kaiser nicht mehr ausweichen, er mußte den Durchbruch riskieren, wenn er zunächst „auch nur etwa 9000 Mann Infanterie, 7000 Reiter und 60 Geschütze zur Stelle hatte“. Längere Zeit ging das Gefecht hin und her. Dann aber ließ Napoleon auf seinem rechten Flügel gedeckt durch den Wald eine Batterie von 50 Geschützen vorbringen, die sehr bald die Artillerie Wredes zur Abfahrt zwang; die deckende Kavallerie wurde durch die französische Reiterei zurückgetrieben. „Damit war das Geschick des Tages entschieden.“ Wrede mußte den Befehl zum Rückzug geben, der für ihn „bei dem Mangel an Übergängen über die Kinzig sehr verlustreich wurde“. Die Kinzigübergänge und Hanau wurden von Wrede geräumt, die Rückzugsstraße der Franzosen war damit freigegeben. Die am 30. vor Hanau ins Gefecht gekommenen französischen Truppen und die weiter rückwärts marschierenden Kolonnen zogen am 30./31. durch Hanau, gedeckt durch Bertrand. Aber Wrede ließ sich durch die erlittene Niederlage nicht abschrecken. Er versuchte noch einmal sein Glück: Am Nachmittag des 31. beschloß er, die Nachhut der Franzosen anzugreifen. „Jedoch mißglückte gänzlich“ sein Angriff gegen eine wichtige Brücke, und die von Wrede persönlich geführte Kolonne „drang zwar in die Stadt ein, da aber Wrede . . . schwer verwundet wurde, wußte sie wieder abziehen“. — So konnte Bertrand „unbelästigt abmarschieren“. Wieder einmal hatte dieser Tapfere Napoleons Rückzug decken müssen! Wäre es York am 28. Oktober geglückt, Bertrands Korps den Weg zu verlegen und vernichtend zu schlagen, wäre Wrede in der Lage gewesen, Napoleons Armee auf ihrer Flucht zum Rhein unablässig zu verfolgen und sie weiter zu dezimieren!

²⁹⁾ „Jetzt ist nichts mehr zu ändern“, sagte Wrede, „wir müssen als brave Soldaten unser möglichstes thun“ (Heigel, S. 250).

„Die Verluste der Verbündeten in den viertägigen ^{29a)} Gefechten betragen an Toten und Verwundeten 194 Offiziere und 9087 Mann; auch auf Seiten der Franzosen dürfte sie diese Zahl nicht überschritten haben; dagegen fielen im Laufe der vier ^{29a)} Tage nicht weniger als 5 Generale, 280 Offiziere und 10 000 Mann in die Hände der Verbündeten“ (Friederich, II, S. 387).

„Man muß dem bayrischen General bezeugen“, schreibt Scherr (III, S. 310), „daß er unter den schlimmen Umständen, wie sie nun einmal waren, getan hat, was er immer konnte. Daß er aber, er der Geschlagene, sich nachmals als den ‚Sieger von Hanau‘ feiern ließ und als solcher sich gebarte, war lächerlich und verdiente vollauf Napoleons in Frankfurt zum Bankier Bethmann gesprochenes Hohnwort: ‚Mr. Wrede est bien un comte de ma façon . . . mais pas un général de ma façon‘“. — Scherr schießt hier aber doch über das Ziel hinaus ³⁰⁾: Wohl wurde in Bayern offiziell, wie auch vom bayrischen Volke, der Sieg Wredes bei Hanau gefeiert ³¹⁾, aber Wrede selbst hat sich bescheidener ausgedrückt: „Ich habe dem Kaiser so scharf zugesetzt, als mir möglich war; ein Theil seiner alten Garde ist vernichtet, aber ich mußte angesichts seiner überlegenen Macht und des Mangels an Munition in unseren Reihen die Straße frei geben“ (Heigel, S. 250).

Auf die Zeitgenossen haben aber die Schlacht bei Hanau und Wredes Persönlichkeit, seine Tapferkeit und sein Schicksal einen großen Eindruck gemacht! War doch diese Schlacht die letzte auf deutschem Boden, in der ein Feldherr der Alliierten es gewagt hatte, Napoleon entgegenzutreten! Wenn auch dieser aus dem Zusammenprall als Sieger hervorging, so hatte doch Wrede mit seinen jungen, unerfahrenen Soldaten Napoleons letzte Armee hart mitgenommen! Daher ist es nicht verwunderlich, wenn die Monarchen, insbesondere Kaiser Alexander, Wrede mit Orden und ehrenden Anerkennungen überhäufte! Das Bayrische Volk aber ehrte und feierte Wrede in dem bekannten Soldatenlied:

„Brüder uns ist alles gleich, ist auch Frankreich ein Kaiserreich!
Es jauchzen die Husaren, erschallen die Schützen,
folgen dem General Wrede nach, der für uns gewonnen hat die Schlacht.
Patriot, schlag ihn tot, Bonapart den Erzkujon,
mit der Picke ins Genicke, daß er kriegt die Schwerenot!“

Am 8. Dezember 1813 fand zu Wien im Saal der Universität ein Wohltätigkeitskonzert statt, das Beethoven selbst dirigierte. Das „Kunstfest“ brachte vor allem die Erstaufführung von seiner berühmten 7. (A-dur) Symphonie, die mit größter Begeisterung aufgenommen wurde, und die seiner „Schlachtsymphonie: Wellingtons Sieg bei Vittoria“ (21. 6. 1813). Am 12. Dezember fand eine Wiederholung statt. Der Reinertrag beider Konzerte (4006 Gulden) war bestimmt „für die in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen österreichischen und bayerischen Krieger“ ³²⁾.

Im November 1813 gehörten in Frankfurt bei Zusammenkünften von Fürsten und Generalen die Fortschritte von Wredes Genesung „zum Tagesgespräch“. — Kein Wunder, hatte er doch das Überstehen seiner an und für sich sehr gefährlichen Verwundung

^{29a)} Gefechte fanden aber nur vom 29.—31. Oktober statt!

³⁰⁾ Auch darin, wenn es bei ihm an anderer Stelle (III, S. 309) über Wrede heißt: „... obzwar ein mutiger Soldat, war nur ein sehr mittelmäßiger General“. — Das trifft zwar für die wichtigsten der von Wrede vor und in der Schlacht bei Hanau getroffenen Maßnahmen zu, aber in der Verallgemeinerung ist Scherrs Urteil nicht richtig: Hatte doch Wrede sich verschiedentlich 1805, 1807 und 1809 als General bewährt und sollte sich hernach noch 1814 in Frankreich sehr bewähren!

³¹⁾ Offenbar deswegen, weil Napoleon nach seinem Sieg Wredes Armee nicht verfolgt und vernichtet hatte! — Davon hatte er aber Abstand nehmen müssen, weil er bestrebt war, möglichst schnell über den Rhein und nach Paris zu gelangen.

³²⁾ Alexander Wheeler-Thayer, Hugo Riemann: Ludwig van Beethovens Leben, III, 2. Aufl., 1911, S. 385, 391 ff.

(Bauchschuß) nur dem Umstand zu verdanken, daß er „seit 24 Stunden nichts zu sich genommen hatte“ (Droysen, II, S. 257, Heigel S. 250) ^{32a)}.

5. Kantonement der Schlesischen Armee bei Gießen. Weitermarsch bis Limburg und Siegburg.

Statt bei Köln über den Rhein zu gehen, muß Blücher nach Wiesbaden abschwanken, um an der Belagerung von Mainz teilzunehmen.

Die Schlesische Armee hatte am 4. November „nach einem außerordentlich strapazen- und verlustreichen Marsche auf schlechten Gebirgswegen die Umgebung von Gießen erreicht“. Dort erhielt Blücher am 5. die Nachricht, „daß die französische Armee sich zwar bei Hanau Bahn gebrochen, daß aber ihre Trümmer höchstens nur noch 60 000 betragen und auch diese die Zeichen innerer Auflösung an sich getragen hatten“. Weiter erfuhr er, daß eine französische Reservearmee nicht vorhanden wäre und daß die Festungen sich in sehr schlechten Zuständen befänden. Das wollte Blücher ausnutzen, möglichst bald den Rhein überschreiten, um ins französische Gebiet einzurücken.

Zunächst aber „gewährte Blücher seinen aufs äußerste erschöpften Truppen drei Ruhetage“ (Friederich, II, S. 388, 391). — Die *Strelitzer Husaren* kantonnierten mit der 2. Brigade vom 4./5. ab in Klein Linden und Rödgen, die Jäger in Groß-Buseck (Richter, S. 42). Die Ruhetage „thaten hoch noth“, heißt es bei Milarch (S. 144). „Menschen und Pferde hatte man wegen Erschöpfung und Erlahmung auf

Nov.
4. ff

^{32a)} Nach seiner Genesung war Wrede, im Gegensatz zu dem Verhalten Metternichs und Schwarzenbergs, ebenso wie Blücher und Gneisenau bestrebt, so bald wie möglich über den Rhein nach Frankreich hineinzumarschieren. — Von demselben Geist waren auch seine Soldaten erfüllt, heißt es doch in weiteren Versen des erwähnten Liedes:

- „2. Brüder, haben wir kein Geld, ziehen wir nach Frankreich ins Feld!
3. Brüder, haben wir kein Schuh, stürmen wir dem Rheine barfuß zu!
4. Brüder, haben wir kein Wein, schlagen wir den Franzosen die Fässer ein!
5. Brüder, scheut nicht Schuß noch Stoß, immerfort auf Frankreich los!“

Wrede klagte, wie Blücher, über die „Schwerfälligkeit der Operationen“ Schwarzenbergs und neigte auch in dem Feldzug des Jahres 1814 zu Eigenmächtigkeiten, die aber bei Brienne (1. Februar) für die von Blücher angefangene Schlacht von entscheidender Bedeutung für den „glänzenden Sieg der Alliierten war. Auch bei Bar und Arcis sur Aube fand Wrede Gelegenheit, sich auszuzeichnen“. So kam es, daß Blücher, im Gegensatz zu seinem früheren Urteil (Carolinum, Nr. 44, S. 47, Anm. 9) ihn sehr zu schätzen begann. „Insbesondere durch sein beharrliches Festhalten an der Idee des directen Vormarsches gegen Paris erwarb sich Wrede ein wichtiges Verdienst“. (Heigel, S. 250/51). So war er „nächst Blücher der eifrigste und unermüdlichste Gegner Napoleons und infolge seiner unbestreitbaren Führereigenschaften eine der wichtigsten Personen der verbündeten Armeen. Mit Recht erblickt daher das heutige Bayern“, bemerkte Friederich im Jahre 1912 (II, S. 282), „in Wrede eine nationale Helden-gestalt von hervorragender Bedeutung für die Entwicklung des engeren Vaterlandes“. — Während der Kriege von 1814 und 1815 stand Wrede noch im „besten Einvernehmen“ mit den Preußen. Aber im Verlauf des Wiener Kongresses, wo er Bayerns Vertreter war, „ließ er sich von Metternich gängeln“ und wurde so ein erbitterter Gegner Preußens, ja ein Prototyp der bis in die Gegenwart reichenden Animosität der Bayern gegen die Preußen! — Wie im Krieg, so war auch im Frieden Wrede der Gestalter des neuen Bayern. Gelang es ihm doch im Jahre 1817, im Verein mit dem bayerischen Kronprinzen, den allmächtigen alten Franzosenfreund und reaktionären Minister Montgelas zu stürzen, eine liberale Repräsentativ-verfassung durchzusetzen und sie trotz aller Widerstände hernach zu beschirmen. Als Fürst (seit 1814) und Feldmarschall Wrede im Jahre 1838 verstarb, wurde sein Hinscheiden auch „in Heereskreisen aufrichtig bedauert, da er zwar stramme Zucht gehalten, aber auch un-parteiische Gerechtigkeit geübt und die Interessen von Offizieren und Soldaten aufs wärmste vertreten hatte“ (Heigel, S. 250 ff). — Seiner ganzen Veranlagung nach war und blieb Wrede ein Partikularist und ein bayerischer, aber kein deutscher Patriot!

den weiten beschwerlichen Wegen zurücklassen müssen. Zerbrochene Wagen und Kanonen waren auf den Wegen liegen geblieben . . . Nach einem schriftlichen Bericht des Generals von Yorck hatte das Corps in diesen Tagen nur eine Stärke von 9993 Mann von den 37 800 Mann, mit denen es am 17. August in die Linie der Schlesischen Armee eingerückt war. Die Pferde der Cavallerie, wie der Artillerie, waren mehrentheils ohne Hufbeschlag, die Mannschaft abgerissen und zerlumpt . . . So viel nur irgend sich herstellen ließ, ward in diesen Ruhetagen beschafft; auch fanden sich manche auf dem Marsch Zurückgebliebene wieder an“.

Bereits am 31. Oktober hatte Gneisenau in einem Schreiben aus Fulda dem Staatskanzler von Hardenberg seinen Plan dargelegt, mit der Schlesischen Armee „über den Niederrhein in der Richtung auf Maastricht“ vorzugehen, um von dort aus „die holländischen Festungen von denen des alten Frankreichs abzuschneiden . . . Auf diese Weise dürfte die Eroberung von Holland nicht schwer und wir im Stande seyn, uns am Niederrhein bald eine solide Operations-Basis zu bilden“ (Pertz, III, S. 510/11). In Gießen erhielt dieser Plan seine genauere Form: Am 15. November wollte Blücher bei Mühlheim (jetzt Ortsteil von Köln) den Rhein überschreiten und „über Aachen, Lüttich, Brüssel so weit vordringen, als es die Umstände erlaubten, wollte die reichen Hilfsquellen der Niederlande und die Waffenfabriken von Lüttich und Namur für seine Armee ausnutzen³³⁾ . . . Gneisenau wurde, um die Genehmigung . . . zu erhalten, ins Große Hauptquartier der Alliierten gesandt“ (Friederich, II, S. 391).

Den Alliierten und insbesondere dem deutschen Volke wären arge Rückschläge und schwere Opfer erspart geblieben, wenn die Heere der Alliierten, wie es Blücher, Gneisenau, Radetzky und Wrede wollten, nach Sammlung und Ordnung ihrer Truppen von Mitte November ab über den Rhein in die Niederlande und in Frankreich eingerückt wären, um in einem Zuge bis Paris vorzustößen und Napoleon zu entmachten. Bei ihrer großen Überlegenheit und bei dem derzeitigen Zustand von Napoleons Heer und Rüstungen hätten die Verbündeten in kurzer Zeit bis Paris gelangen können! Wie zutreffend diese Auffassung ist, ersieht man aus der Äußerung Neys, der später auf Befragen erklärte: „Messieurs les alliés auraient pu compter leurs journées d'étapes jusqu' à Paris“ (Scherr, III, S. 332). — Aber der Krieg der nationalen Erhebung der Völker war inzwischen immer mehr zu einem Kampf um die Interessen der Fürsten und ihrer Regierungen, zu einem Kabinettskrieg alten Stils, herabgesunken! Vor allem führte Österreich „den weiteren Kampf gegen Napoleon mit derjenigen Zurückhaltung und Dämpfung des Kriegseifers, die aus seinem Gleichgewichtssinn resultierte. Alexanders Schwanken und Friedrich Wilhelms Zögern erleichterten ihm sein Spiel“³⁴⁾. Das Österreich Metternichs hatte ja auch kein Interesse an dem Sturz Napoleons, vielmehr wollte man mit ihm verhandeln, um einen faulen Frieden zu schließen, ohne Rücksicht auf die nationalen Belange Deutschlands zu nehmen!

Nov. 7. ff. Die Strelitzer Husaren waren am 7. November von Gießen „mit dem gesammten Corps in der Richtung nach Mühlheim aufgebrochen . . .“ und waren über Wetzlar, Braunfels, Weilburg am 9. in Limburg angelangt, während „das ganze 1. Armeekorps . . . von Limburg bis über Siegburg hinaus cantionnirte“. Am 10., einem Ruhetag, begann Warburg einen Brief an den Kammerdirektor von Dewitz in Neustrelitz zu schreiben, in dem er „sein sehnliches Verlangen“ nach Verstärkung ausdrückte. — Die Stärke des Regiments betrug nach dem Report nur 15 Offiziere, 15 Unteroffiziere, 7 Trompeter, 3 Chirurgen, 4 Fahnen Schmiede, 189 Husaren und 257 Pferde, einschl. 15 Chargenpferde. — Allerdings war das Regiment „weniger durch Verluste an Gebliebenen, als durch die Menge von Commandirten . . . sehr geschwächt“ (Milarch). — Als Warburg den Brief am Abend des 12. vollenden wollte, kam plötzlich

³³⁾ Gneisenaus Plan war vortrefflich! Das ersieht man aus dem schnellen Siegeszug Bülow's durch die reichen Niederlande in Richtung auf Laon. Dort langten seine Truppen in sehr gutem Zustande an, während die der Schlesischen Armee abgekämpft, abgerissen und halb verhungert waren!

³⁴⁾ Friedrich Meinecke: Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815, 1906, S. 126.

der Befehl zum sofortigen Aufbruch, um nach Wiesbaden zu marschieren und die Belagerung von Castel und Fort Montebello (zwischen Wiesbaden und Mainz) durchzuführen. — Gneisenau hatte in Frankfurt nicht die Genehmigung für seinen genialen Plan erhalten! Im Großen Hauptquartier hielt man eine längere Ruhe und die systematische Ergänzung der Montierung und Ausrüstung der Truppen für nötig, um den Feldzug fortsetzen zu können (Friederich, II, S. 391). Vor allem aber hatte man über Art und Ziel des Verhaltens und Vorgehens ganz andere Vorstellungen als Blücher und seine Kreise! Nicht militärische, sondern politische Gesichtspunkte waren für Metternich und für die unter seinem Einfluß stehenden „Diplomatiker“ und deren Anhang maßgebend!

Die Strelitzer Husaren erblickten am 14. „auf dem Marsche nach Wiesbaden und Umgebung auf der Platte, dem höchsten Punkte des Übergangs über das Taunusgebirge, den Rhein. Er wurde mit einem freudigen Hurrah! begrüßt“, heißt es in Erinnerungen Denzins, „und das Lied angestimmt:

Nov.
14.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben etc ...“.

„Die 2. Brigade ³⁵⁾ ... kam in Wiesbaden zu stehen, bis auf unser Husarenregiment, welches in dem Dorfe Dolzheim, unfern Biberich“ (Biebrich), „zuerst Cantonierungsquartier bezog ... Eben als das Regiment am 15. in ... Dolzheim einrückte, trafen der Rittmeister Damm, Lieutenant Milarch, Lieutenant von Scheve, Jäger W. von Oertzen ^{35a)} und mehrere genesene Husaren und Pferde beim Regimente wieder ein ³⁶⁾ ... Der Vorpostendienst in der unfreundlichen Jahreszeit war bei der geringen Zahl der Mannschaft höchst beschwerlich. Dazu hatten die flüchtenden Franzosen die Ortschaften unseres Cantonnements mit typhusem Gift infiziert, welches unter unsern jungen Leuten zu wüthen begann, so daß wir in der ersten Woche 96 Kranke in das Lazarett nach Wiesbaden ablieferen, von denen die mehrsten jedoch genesen und nur wenige der Seuche erlagen. Zu den letztern gehörte einer der Neubrandenburger Schüler, der Unteroffizier Beckmann von der 4. Schwadron, der im Essen und Trinken etwas verwöhnt und vom frisch geschlachteten Fleisch auch nicht die Fleischsuppe genießen mochte und immer nur von Brot, Eier und Milch sich gesättigt hatte, trotz der Warnung seines Rittmeisters, der viel auf ihn hielt ... Der Feldwachdienst ward bei solcher Verringerung der dienstfähigen Mannschaft nur noch beschwerlicher“ (Milarch, S. 147).

Nov.
15.

Am 23. November wurde das Husarenregiment nach Bierstadt und Nordenstadt verlegt wegen bequemerer Unterbringung der Husaren und um der Feldwache für die Vorpostenkette näher zu sein. In Bierstadt traf am 25. November das am 2. Oktober von Neustrelitz unter Führung von Leutnant Lobeck und Wachtmeister Fischer abgerittene Depot ein: 1 Chirurg, 47 berittene und völlig ausgerüstete Husaren nebst

Nov.
23.

Nov.
25.

³⁵⁾ Den Oberbefehl über diese übernahm am 15. der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm von Preußen. Die Geschäfte des Brigadekommandeurs behielt noch Oberstleutnant von Warburg (Milarch, S. 147).

^{35a)} Obwohl der Jäger Victor von Oertzen nach dem Gefecht bei Goldberg (23. 8. 1813), unter dem frischen Eindruck von den schlechten Lebensmittelverhältnissen in dem ausgehungerten Schlesien stehend, seine Mutter gebeten hatte, ja seinen Bruder zurückzubehalten („Carolinum“, Nr. 47, S. 50, Anm. ^{3a)}), hatte es Wilhelm von Oertzen doch getrieben, am Freiheitskrieg teilzunehmen!

³⁶⁾ In seiner Meldung an Herzog Carl vom 17. berichtet Warburg über das Eintreffen der Offiziere. — Milarch übernahm wieder seine alte Stellung als Regimentsquartiermeister und Rechnungsführer. — Warburg schlug verschiedene Ernennungen bzw. Beförderungen vor: Stabsrittmeister Graf von Lüttichau zum Chef der 1. Schwadron, Premierleutnant von der Goltz zum Stabsrittmeister, Secondeleutnant von Langermann zum Premierleutnant, Jäger von Fabrice und Unteroffizier von Bredow aus Eichhorst zu Secondeleutnants.

16 Handpferden, sie brachten mit: 480 Pelze, 100 Reithosen und eine große Zahl von verschiedenartigen Ausrüstungsstücken, dazu eine Menge von Lebensmitteln, von Branntwein und Kümmel, ferner Pakete mit Lebensmitteln, Leibwäsche und Geld für die einzelnen Husaren. „An Geld fehlte es uns nicht, denn zu den durch Lieutenant Lobeck mitgebrachten Verpflegungsgeldern waren dem Regimente aus der Preußischen Generalkriegskasse 1850 Thaler gleich den Preußischen Cavallerieregimentern gezahlt worden und an die Offiziere 250 Reichsthaler Retablissements-Gelder. Unteroffiziere und Gemeine konnten bis zu dem letzten Oktober und die Offiziere bis zum letzten November ihren Sold ausgezahlt erhalten. Letztere bedurften nicht nur der Gelder zur Herstellung ihrer und ihrer Bedienten und Pferde Equipage“ (Equipierung, Ausrüstung), „sondern auch zu einer außerordentlichen Ausgabe. Die sämmtlichen Offiziere des Yorkschen Corps veranstalteten auf die Nachricht, daß der König beabsichtige das Corps zu sehen, einen Ball in dem Kursaale zu Wiesbaden, der auch zusagte . . . In den schönen, hell erleuchteten Räumen herrschte am 30. November ^{36a)} eine heitere, fröhliche Stimmung, die gar sehr abstach gegen die Stimmung, die in Gemüthern herrschte an den Tagen der Schlacht und des ersten blutigen Kampfes. Und doch hatten beide wieder etwas Gemeinsames: Das Herz fühlte sich erweitert und gehoben in dem Gefühl, mit Gottes Hülfe aus der Schmach und dem Druck errettet zu sein, der so viele Jahre auf uns gelastet hatte. Die Ehre des deutschen Namens war gerettet, und uns C-Husaren war die Brust gehoben durch das Bewußtsein, den Anforderungen unseres Fürsten entsprochen zu haben, wenn er in seinem Aufruf an sein Volk sprach: ‚Ihr, getreue Mecklenburger, werdet allen deutschen Brüdern ein Beispiel geben, auf daß man auch uns nenne in der Geschichte‘ . . . — Mit wahren Bedauern vermißte man die Offiziere der braven Weimaraner. Das Batallion war bald nach der Ankunft am Rhein nach der Heimath entlassen ³⁷⁾, nur noch 3 Offiziere und 60 Mann stark. — Die Stimmung ward bis zur enthusiastischen Freudigkeit gesteigert, als man sah, wie unsere Feldherrn: Blücher, Yorck, Horn und einige Herrn des Generalstabes, eine Kegelquadrille mit einander tanzten . . .“

Nov.
30.

Dez.
1.

„Am folgenden Tage hielt nun der König die Heerschau über das Yorksche Corps ab, welches durch herangekommene Reconvaleszenten und Commandirte wieder 15 000 Combattanten zählte. Auch unser Regiment hatte sich wieder bedeutend verstärkt; es zählte . . . 17 Offiziere, 42 Unteroffiziere, 8 Trompeter, 443 Husaren, 5 Oberjäger, 37 Jäger, also 552 Combattanten. Außerdem hatte das Regiment noch 4 Chirurgen, 4 Fahnen schmiede, 1 Sattler, 24 Trainknechte“ (Milarch, S. 149/53). — In Warburgs Bericht vom 7. Dezember heißt es hierüber: „Das Regiment, dessen Pferde sich nach der kurzen Ruhe ziemlich wieder erholt hatten und durch die eben angekommenen Pelze wie neu equipirt da stand, zog nicht wenig die Aufmerksamkeit . . . des Königs auch bei dieser Gelegenheit auf sich, die, als dasselbe en parade vorbeymarschierte, in gnädigsten Äußerungen seine Zufriedenheit mit der Haltung und dem ganzen Zustande des Regiments zu erkennen gab, und warlich, es war kein Regiment im Corps, welches bey dieser Gelegenheit mit ihm hätte weitteifern können . . .“. „Die Preußischen Regimenter“, schreibt Milarch (S. 154), „hatten die Löcher in den Uniformen wohl sorgfältig geflickt, aber das Alter war ihnen nicht zu benehmen. Blücher soll . . . geäußert haben: ‚Hat doch der Warburg, wie immer, ein wahres S. . . glück!!‘ Wenige Tage darnach, am 8. Dezember, ward Warburg bei der Parade in Wiesbaden öffentlich belobt, sein Avancement zum Obersten ³⁸⁾ . . . bekannt gemacht; ward ferner mit dem eisernen Kreuz erster Klasse und dem St.-Georgs-Orden decorirt. Yorck avancirte zum General der Infanterie . . .“

Dez.
7.

Dez.
8.

^{36a)} Droysen, II, S. 258.

³⁷⁾ „Es war zurückmarschirt, um unter dem Großherzog von Weimar nach den Niederlanden zu ziehen“: Droysen, II, S. 271.

³⁸⁾ „Zusammen mit dem Avancement der übrigen Offiziere im Preußischen Heere“: Milarch.

Warburg wohnte als Brigadekommandeur in Wiesbaden und hatte genug als solcher zu thun. Doch lag ihm das Regiment gleich sehr am Herzen“. ³⁹⁾ So bat er in seinem Brief an den Kammerdirektor von Dewitz „dringend, spätestens am 1. Februar . . . wieder einen Einsatz von 40 Pferden nebst Mannschaft von Strelitz abgehen zu lassen“, weil das Regiment seine ursprüngliche Stärke noch nicht wieder erreicht habe. Am 22. Dezember meldete er dem Herzog, „daß das Regiment bey der gegenwärtigen rauhen Jahreszeit das Loos mit allen andern theilt, sehr viele Kranke zu haben . . . Bis jetzt ist noch keiner gestorben, und ich erwarte von der starken mecklenburgischen Natur das Beste“, heißt es zum Schluß.

Dez.
22.

„Am heiligen Christabende, den 24ten Dezember“, schreibt Richter in seinen Erinnerungen (S. 47) „haben sich die kleinen deutschen Knaben gewiß nicht eifriger mit ihren hölzernen oder ledernen Pferdchen, womit sie beschenkt worden, beschäftigt, als wir Jäger und Husaren mit unsern treuen Streitrossen; den ganzen Tag ward gesattelt und abgesattelt, wieder gesattelt und wieder abgesattelt; denn wir erwarteten, daß die Franzosen die Artigkeit haben würden, hinter ihren dicken Mauern und hohen Wällen hervorzukommen, um uns ein vergnügtes Weihnachtsfest zu wünschen. Ein solcher Wunsch, noch mehr seine Erfüllung, würde uns sehr erfreut haben; denn so melancholisch-traurig, als ich und die meisten meiner Kameraden das Weihnachtsfest vom Jahre 1813 verlebt haben, ist es bei keinem der folgenden Christfeste seitdem der Fall gewesen.“

Dez.
24.

6. Nach Auflösung des Rheinbundes und nach erfolglosen Friedensverhandlungen mit Napoleon wird von den Alliierten der Vormarsch über den Rhein nach Frankreich hinein beschlossen. Blücher läßt die Korps St. Priest und Sacken bei Koblenz und Mannheim, die Korps Yorck und Langeron bei Kaub (1./3. Januar 1814) über den Rhein gehen.

Die Politiker und Strategen Österreichs hatten es nicht besonders eilig gehabt, Napoleon auf den Fersen zu bleiben. Als diesem aber der Durchbruch bei Hanau gelungen war, eilten sie, möglichst schnell mit ihrem Kaiser Franz nach Frankfurt zu gelangen, um ihn und sich als Sieger feiern zu lassen! Von demselben Streben war auch Kaiser Alexander erfüllt. Dieser aber gewann den Wettlauf der Monarchen nach der alten deutschen Kaiser-Krönungsstadt! Am 5. November hielt er dort seinen Einzug ⁴⁰⁾, „jubelnd als Befreier Deutschlands begrüßt und gefeiert; ihm folgte am Tage darauf Kaiser Franz ⁴¹⁾, mit noch größerer Begeisterung empfangen, da man allgemein der Hoffnung lebte, daß er sich die Krone Karls des Großen, mit der er hier vor 21 Jahren gekrönt worden war, von neuem aufs Haupt setzen würde. Daß der Kaiser und seine Ratgeber hieran nicht im entferntesten dachten, bewies der Wort-

³⁹⁾ Das war auch später der Fall: Als Prinz Wilhelm nach Hünnerbeins Austritt aus dem Yorkschen Korps am 3. Januar 1814 den Oberbefehl über die 5. Brigade übernahm, hatte Warburg den Oberbefehl über die 2. Brigade „ganz allein. Und kann ich deshalb“, schrieb er am 13./14. Januar an Herzog Carl, „manches zum Soulagement des Regiments dienende veranlassen. So ist es mir geglückt, ihm pro Escadron 20 Paar Stiefeln zuzuwenden sowie auch 50 Ellen Tuch und 50 Paar Hufeisen“. Die Lieferung von weiteren und von Solinger Degenklingen hofft er bewerkstelligen zu können. Da er die versprochenen 900 Reichstaler mecklbg. Courant noch nicht von der Kriegskasse erhalten hatte, habe er eine Anleihe: 550 Reichstaler Courant aufgenommen, welche Kammerdirektor von Dewitz an die Frau des Regiments-Chirurgen Dittmar in Pasewalk zurückgeben sollte.

⁴⁰⁾ Das Folgende nach: Friederich, II, S. 388/90.

⁴¹⁾ König Friedrich Wilhelm von Preußen traf erst am 13. von Berlin in Frankfurt ein.

laut der in diesen und den folgenden Tagen mit den Fürsten des Rheinbundes abgeschlossenen Allianzverträge, die eine Wiederherstellung des Deutschen Reiches in seiner früheren Gestalt von vorneherein unmöglich machten“.

„In Frankfurt entwickelte sich . . . ein fieberhaft bewegtes politisches Leben und Treiben. Jetzt, nachdem die letzte Möglichkeit geschwunden war, daß Napoleon seine Herrschaft in Deutschland behaupten könne, eilten seine ehemaligen Vasallen, die Fürsten des Rheinbundes, nach Frankfurt, um hier, wie früher in Paris, die Gnade des Siegers zu erbetteln und durch rechtzeitigen Anschluß an die Verbündeten zu retten, was für sie noch zu retten war“⁴²⁾. Mit den Herrschern von Württemberg, Baden, Hessen-Nassau und Sachsen-Coburg-Gotha wurden Bündnisverträge besiegelt, wobei Österreich ihnen die volle Souveränität garantierte! Mit dem König von Sachsen und einigen anderen Fürsten wurden „wegen ihres undeutschen Verhaltens“ keine Verträge abgeschlossen „und ihre Länder zu Ausgleichsobjekten bei der Neuregelung des Besitzstandes in Deutschland bestimmt. Die Napoleonischen Schöpfungen des Königreichs Westfalen und des Großherzogtums Berg wurden ohne weiteres aufgelöst und ihre Bestandteile ihren alten Fürsten wieder zurückgegeben. So zogen denn . . . der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Braunschweig und für den König von England der Herzog von Cumberland in die alten Residenzen zu Cassel, Braunschweig und Hannover ein, begeistert empfangen von ihren treuen Untertanen, die nicht ahnten, welchen Zuständen sie in kurzer Zeit entgegenzugehen sie das Unglück hatten . . . die Mißgriffe dieser Fürsten, die . . . nichts vergessen und nichts gelernt hatten, brachten es nunmehr zuwege, daß mancher gut deutsch Gesinnte, noch ehe das Jahr 1813 ganz verlaufen war, mit Wehmut an die Zeiten des Königs Jérôme zurückdachte . . . Die elende Metternichsche Politik . . . berücksichtigte nur in einseitiger Weise die partikularistischen Interessen Österreichs und zerstörte mit kaltem Blute alle von den besten Teilen des deutschen Volkes gehegten Hoffnungen“ (Friederich).

Bereits am 9. November hatte Metternich mit Billigung Schwarzenbergs und russischer und englischer Staatsmänner unter der Hand durch einen Mittelsmann Verbindungen mit Napoleon wegen Friedensverhandlungen anknüpfen lassen: „Europa wünsche ehrenvollen Frieden, nicht Napoleons Entthronung, Frankreich solle seine alte Machtstellung innerhalb seiner natürlichen Grenzen des Rheins, der Alpen und der Pyrenäen behalten.“ Napoleon ging – man muß sagen: glücklicherweise! – „über die doch so milden Friedensbedingungen dünnelhaft hinweg“. Jedoch sah er sich unter dem Drucke der öffentlichen Meinung seines Landes genötigt, am 2. Dezember auf die Vorschläge der Alliierten einzugehen, stellte aber solche weitgehenden Bedingungen, daß sie für die Alliierten unannehmbar waren⁴³⁾. Nun wurde endgültig der Einmarsch der Hauptarmee und der Schlesischen Armee in Frankreich beschlossen, nachdem Bülow und Wintzingerode^{43a)} bereits in der ersten Novemberhälfte ihren Vormarsch in Holland aufgenommen hatten.

⁴²⁾ Bereits 1812 hatte Gneisenau ein hartes, aber zutreffendes Urteil über die deutschen Fürsten gefällt: „Es ruht ein Fluch auf allen diesen Fürstenkindern“ und „beifällig das Wort des Erzherzogs Karl wiederholt: „Die Welt kann nur durch einen Mann, nicht geboren im Fürstenstande, gerettet werden“: Friedrich Meinecke: Das Zeitalter der Deutschen Erhebung (1795–1815), 1906, S. 118. — Bemerkenswert aber muß dazu werden, daß es drei rühmliche Ausnahmen gab, das waren die beiden mecklenburgischen Herzöge und Karl August von Sachsen-Weimar!

⁴³⁾ Arthur Kleinschmidt in: Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte, II, 1890, S. 484/46.

^{43a)} Bernadotte verließ seine alten Mitstreiter der Nordarmee, kämpfte fortan nicht mehr gegen Franzosen zusammen mit den Alliierten, ging vielmehr seinen Sonderinteressen nach: Er zog gegen Dänemark ins Feld und erreichte es, daß Dänemark Norwegen an Schweden im Kieler Frieden (14. 1. 1814) abtrat.

Noch vor Mitte Dezember sollte der größte Teil der Hauptarmee durch die Schweiz auf das Plateau von Langres^{43b)} vorgehen. — Also nicht Napoleon und sein Heer, auch nicht Paris, waren das Ziel, man wollte, entsprechend der veralteten Strategie des 18. Jahrhunderts, nur einen bestimmten Abschnitt, eine Position, erreichen, um im Besitz dieser Napoleon durch Manövrieren zum Frieden zu zwingen!

Die Schlesische Armee sollte zwischen Koblenz und Mannheim den Rhein überschreiten, durch die Festungsgürtel in südwestlicher Richtung vorstoßen, bis die Hauptarmee die Verbindung mit ihr durchgeführt hatte. „Blücher hatte in aller Stille den Übergang über den Rhein vorbereitet; er schreibt darüber an Gneisenau:

„Ew. Excellence benachrichtige ich vorläufig ganz ergebenst, wie ich den 1. Januar mit Tages anbruch den Reihn mit der armehe passiren werde, die Disposition soll morgen erfolgen. Um mein vorhaben zu verheimlichen, werde ich den 29. dieses mein quartier nach Frankfurt verlegen und solche Einrichtung treffen lassen, als wen ich auf eine dauer da verbleiben werde.

Hoegst, d. 26. December 1813

Blücher'. 44)

Die für den Rheinübergang des Yorkschen und des Langeronschen Korps — St. Priest sollte bei Koblenz, Sacken bei Mannheim den Rhein passieren — in Aussicht genommene Gegend von Kaub begünstigte durch die mitten im Strom gelegene Pfalz sehr den Brückenschlag. — Diese war seit dem 21. Dezember von ostpreußischen Jägern besetzt. — Sonst aber war das Gelände sehr ungünstig, da die einzige Schlucht, die zum Rhein hinunterführte, vom jenseitigen Ufer eingesehen und unter Geschützfeuer genommen werden konnte! Der Übergang konnte daher nur gelingen, wenn er in aller Heimlichkeit und überraschend erfolgte (Droysen, II, S. 275/76).

Gleich nach dem Weihnachtsfest spürten die um Wiesbaden herum in Kantonnementsquartieren liegenden Truppen der Schlesischen Armee, „daß man auf einen baldigen Aufbruch gefaßt sein mußte“. Das „entnahm man unter andern Vorzeichen auch daraus, daß die Divisionsprediger die Regimenter bereiten und Gottesdienst, verbunden mit der Feier des heiligen Abendmahls, abhielten“. Am 28. Dezember traf bei den Strelitzer Husaren der Befehl ein, „sich für den bevorstehenden Feldzug instand zu setzen“. Am 30. Dezember erhielt das Regiment den „Befehl, zum sofortigen Aufbruch“, und gleichzeitig traf Blüchers Proklamation ein, daß es jetzt über den Rhein geht, um den Feind zum Frieden zu zwingen. Das Regiment marschierte zunächst durch Wiesbaden, sodann bei trübem Nebelwetter über den Westerwald nach Langscheid und am 31. nach Niederwallmenach ins Kantonnement (Milarch, S. 155/57, Richter, S. 47/48).

„Am 31. December“ schreibt der Karabinier Jacobi in seinen Erinnerungen (Behm, S. 236/37), „rückten wir durch den Hohlweg, der nach Caub hinunterführt, an den Rhein. Es war eine schwere Sylvesternacht, wohl mancher mochte sich eine bessere wünschen. Tags zuvor hatte es geregnet, es war sehr kalt, der Wind pfiß eisig und scharf den Hohlweg hinauf, in dem wir hielten, links hohe schroffe Felsen, rechts ein mit Gestrüpp bewachsener Abhang. Wachtfeuer durften wir nicht anmachen, um uns den Feinden drüben nicht zu verrathen. Es blieb uns zu unserer

Dez.
28.

Dez.
30.

Dez.
31.

^{43b)} „Man glaubte, in ihm den Schlüsselpunkt für die Beherrschung Frankreichs gefunden zu haben. Auf dieser Hochfläche entspringen die Flüsse, Maas, Marne, Aube und Seine. Man nahm an, daß durch ihre Inbesitznahme der Defensionswert dieser Flüsse auf ein Mindestmaß herabgedrückt würde. Wenn das Plateau de Langres in der Hand der Verbündeten wäre, dann könnte Napoleon das Friedensangebot nicht mehr zurückweisen. Sollte er den Kampf dennoch fortsetzen, wollte man wie 1813 frontale Beobachtung und flankierenden Druck anwenden. Das Hauptquartier beharrte auf seinem Hauptgrundsatz: Die Schlacht dort zu vermeiden, wo der Gegner sie sucht. Dieser Plan beruhte auf irrealen politischen und falschen strategischen Voraussetzungen“: Heinz Helmert und Hans-Jürgen Usczeck: Der Befreiungskrieg 1813/14, 1963, S. 138/39. — Auf alle Fälle war dieser Plan das gerade Gegenteil von Gneisenaus genialer Vernichtungsstrategie!

⁴⁴⁾ Werner Behm: Die Mecklenburger 1811 bis 1815 in den Befreiungskriegen, 1913, S. 236.

1814
Jan.
1.
Erwärmung kein anderes Mittel als Laufen, und dies geschah in der Art, daß wir ab-
sahen, die Husaren in Reihen sich anfaßten und so den Hohlweg auf- und nieder-
liefen. Endlich kam der Morgen des 1. Januar ⁴⁵⁾ des Jahres 1814. Unser Obrist nahte.
Wir wünschten ihm ein Prosit Neujahr. „Ich danke Euch, Husaren. Wie ist es Euch
ergangen?“ — „Schlecht Herr Oberst!“ „Nun, mir ist es auch nicht schön ergan-
gen.“ — „Leider kamen wir am 1. Januar noch zum Übergang über den Rhein
weil der Strom und das Treibeis die Brücke wieder zerstört hatten ⁴⁶⁾. Geduldig muß-
ten wir also bis zum 2. Januar warten und uns bei Brod und Branntwein in unserm
Jan.
2.
Hohlwege durchwehen lassen. Endlich rückten wir weiter, mußten wieder absitzen
und standen im Schnee. Endlich standen wir am Ufer des Rheins, saßen ab, nahmen
die Pferde am Zügel und führten sie hinüber. Zuerst bis zur Rheininsel, die Pfalz,
wo Warburg neben General Blücher hielt, der uns ein frisches: „Glück auf, Lands-
leute!“ zurief. Dann ging es weiter an das linke Ufer des Rheins. So hatten wir denn
den letzten deutschen Strom dem Feinde entrissen. . . . — Mit dem Liede:

„Es zogen drei Regimenter wohl über den Rhein,
ein Regiment zu Fuß, ein Regiment zu Pferd
und ein Regiment Husaren!“

betraten wir das linke Rheinufer“.

„Als wir auf der schwankenden Brücke von der Pfalz zum jenseitigen Ufer hin-
übergingen“, schreibt Milarch (S. 160/61) . . . , „da entwandte sich bei dem Ge-
danken, was uns zu thun bevorstand, auch diesen Strom dem Feinde abzurufen,
wohl aus manchem Herzen das Gebet: O, Herr hilf! O, Herr laß es wohl gelingen.
Kaum saßen wir am jenseitigen Ufer im Sattel, so gings auf der hart an den steilen
felsigten Uferwänden hingehenden Kunststraße in raschem Trabe auf Bacharach. Das
fanden wir von unsern Füsiliern besetzt, und so ging es ohne Aufenthalt den steilen
Felsweg die Höhe hinauf, wo wir in hellem Sonnenschein dem Sammelplatz unserer
Brigade zuzogen. Kaum ward das schon vorhandene Fußvolk unser ansichtig, so
empfang uns ein tausendstimmiges Heurich! Heurich! Willkommen Heurich! und
ward eben so laut und freudig von unserer Seite erwiedert — Wir waren der letzte
Truppentheil von der Brigade, den man erwartet hatte“.

⁴⁵⁾ Um 3 Uhr früh waren auf Kähnen der Kauber Fischer 200 brandenburger Füsiliere und
Jäger übersetzt. Als sie trotz des Verbots mit Hurrah aus den Kähnen sprangen, „fielen
einige Schüsse aus dem Douanenhäuschen; sie blesierten einen Jäger und einen Führer . . .
Es waren schon weitere Truppen übersetzt, ehe der Feind aus Bacharach und Oberwesel
herankam, nach kurzem Feuergefecht wich er eiligst zurück“ (Droysen, II, S. 276/77).

⁴⁶⁾ In einem Brief Warburgs an Herzog Carl, dat. „Marschquartier Windesheim zwischen
Aremberg und Creutznach, den 3. Januar 1814“, heißt es: „Der Feind machte dem Yorckschen
Corps, welches zuerst den Rhein passirt ist, weniger Schwierigkeit als der vaterländische
Strom selbst, welcher den Ankern keinen sichern Grund darbot und dadurch den eigentlichen
Übergang um einen ganzen Tag verzögerte“. — Am 1. Januar war „um 4 Uhr früh der
zweite Teil der Brücke bis auf wenige Pontons fertig, da riß der gewaltige Strom die Anker
aus und trieb die Brücke hinweg; alles Rates ungeachtet hatten die Russen sich geweigert,
von den schweren Rheinankern zu nehmen. Es währte bis zum Morgen des 2. Januar, ehe die
Brücke beendet war . . .“ (Droysen, II, S. 278). — Die letzten Truppen Blüchers passierten
hier erst am 3. Januar den Rhein.



Der Eid des Hippokrates

Von Hermann Brunswig

Politik, Verwaltung und Wirtschaft haben die Krankheit verstaatlicht, sie zu einem Anliegen des öffentlichen Wesens gemacht. Seuchen zu bekämpfen, die Mittel für eine allgemeine Volkshygiene bereitzustellen, ärztliches Wissen und Forschen für sich zu nutzen und auszuwerten, ist für den modernen Staat unumgänglich geworden. Das Gesundheitsamt hat sich des Einzelnen bemächtigt, macht vor dem Kranken nicht halt, zumal wenn seine Krankheit die Allgemeinheit gefährdet. Krebs, Tuberkulose, Rheumatismus, Kinderlähmung sind längst Gegenstand der öffentlichen Sorge und Vorsorge. Der Kampf gegen die Ansteckungsgefahr, gegen Epidemien läßt sich ohne Gesetze und Staatsautorität überhaupt nicht durchführen. Wasser, Wohnung, Nahrungsmittel unterliegen der laufenden Kontrolle des staatlichen Gesundheitswesens.

So drängt sich der unpersönliche Staat zwischen Arzt und Patienten; das Kranksein des Einzelnen wird aus der persönlichen Sphäre des Vertrauens zwischen beiden herausgehoben: — eine Behörde mischt sich in Dinge, die eigentlich zwischen Arzt und Patienten bleiben sollten. Daher kommt es, daß der einzelne Kranke oft nicht mehr zwischen allgemeiner Vorbeugung und individueller Behandlung klar zu unterscheiden vermag, auch keine Bedenken hat, seine eigene Krankheit der Maschinerie der obrigkeitlichen Hygiene zu unterwerfen. Der heutige Kranke verlangt das sogar vom Staate, verlangt zu leben ohne zu leiden; nur zu klagen will er sich immer noch vorbehalten. Die soviel berufene medizinische Laienbildung, aus kessen „Illustrierten“, aus „Reader's Digest“, aus „populär-wissenschaftlichen“ Vorträgen zusammengeklaut, läßt sich aus der Mentalität heutiger Kranker nicht mehr hinwegdenken. Die Medizin ist nicht mehr ein Tabu, von aller Glorie des Glaubens umstrahlt: — sie ist säkularisiert, und jeder Arzt weiß davon ein Liedchen zu singen, wie der Patient ihm seine Privatdiagnose vorschreiben oder doch suggerieren möchte, von der er auf irgend einem Kongreß gerade hat etwas läuten hören. Mit allen Schätzen des medizinischen Wissens beladen, sitzt der Patient stolzgeschwellt am tausenden Webstuhl des medizinischen Fortschritts auf die Gefahr hin, das mit erhöhtem Blutdruck teuer bezahlen zu müssen. Denn er will von allen und gerade von den modernsten Behandlungsweisen etwas abhaben: statt Aderlaß, Blutegeln, Klystier oder Prießnitzumschlägen will er Sulfonamide, Penicillin, will er Hormone, Vitamine A und B schlucken, will er die Mandeln heraushaben, seinen Hexenschuß als Bandscheibenverlagerung, als vegetative Dystonie oder als Managerkrankheit diagnostiziert und behandelt sehen. Denn welcher Patient, der nur ein bißchen was auf sich hält, litte nicht lieber an einer vornehmen Zivilisationskrankheit als an einem ordinären verdorbenen Magen, den ihm ein Hummer mit zuviel Mayonnaise bescherte.

Indes, welche tiefsinnige, mit tausend Gründen belegte Erklärung seiner belegten Zunge der Kranke dem Arzte auch vorbetet, er, der da leidet, ist wirklich krank, der Manager wie der Bergkraxler, der sich in einer Gletscherspalte des Aconcagua die große Zehe verrenkte. Nur, daß die innere Anteilnahme des Kranken an seiner großen Zehe wesentlich anderer Art ist als die an seiner Kreislaufstörung, die ihn als ganzen Menschen bis ins innerste Wesen seiner Natur, seiner „Psyche“ erfaßt. Eine große Zehe kann auch der muntere Heilgehilfe August wieder einrenken, die Managerkrankheit hingegen ruft nach einem Paracelsus mit der tiefen Einsicht in das psychosomatische, das seelisch-leibliche Leiden, das ohne intimstes Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient nicht zu heilen ist. In solchem Vertrauensverhältnis wird der Arzt dann zum Schöpfer, und dessen seligen Rausch wird er immer dann spüren, wenn er mit dem Kranken allein ist, ohne Laborantin, ohne Röntgenologen, ohne Heilgymnastiker, das heißt ohne den ganzen „Apparat“, der den heutigen ärztlichen „Betrieb“ so unpersönlich gestaltet. Röntgenbild, Metabolismus, Elektrokardiogramm,

Urinanalyse zerlegen den Kranken in einzelne Organe und Funktionen, in alle die unentbehrlichen Rädchen der komplizierten Maschinerie des Krankenhauses, die der Arzt dann — am Schreibtisch — zu Diagnose und Therapie kunstvoll zusammensetzt. Eine hohe Kunst, die aber den Arzt zu einer Art Techniker macht, zu einem Ingenieur der Medizin, der aus Kurven, Diagrammen, Fotos und chemischen Formeln das Bild der Krankheit „konstruiert“, den Kranken selber aber dabei vielleicht aus den Augen verliert. Der suchende Blick des Hohen Herrn im weißen Kittel, der morgens begleitet von einem Schwarm weißgekleideter Engelein die Runde geht, gilt zu oft mehr der Fieberkurve über dem Bette als dem Fiebernden, der da drin liegt. Wie weit der kranke Mensch dabei auf seine Kosten kommt, und nicht nur auf seine Krankenhauskosten, diese Frage sollte sich jeder Arzt immer wieder vorlegen. Der Patient will mit dem Arzt reden, will sich ausschütten, unbeholfen, ungeschickt, unsachlich und ungehemmt, aber immer heischend in Ängsten und Not nach Zuspruch und Trost. Er will viel essen, ohne dick zu werden, will rauchen und trinken ohne Herzbeklemmungen, will ungesund leben ohne zu sterben, kurz will von allen Übeln geheilt werden; nicht durch einen ihm unbegreiflichen Stein des Weisen, sondern mit Spritzen, Pulsfühlen und Medikamenten. Aber neben dieser körperlichen Behandlung verlangt er auch eine ärztliche „Seelsorge“ und wo der behandelnde Arzt für seine Herzenergüsse keine Zeit oder kein Verständnis aufbringt, läuft er zum Psychotherapeuten, der mühsam all das seelische Gestrüpp ausraufen muß, das der Internist für belanglos hielt. Warum ist eigentlich die so sympathische Erscheinung des alten Hausarztes, — ich denke hier an unseren Obermedizinalrat Dr. Roggenbau —, so selten geworden, der nicht nur die Krankheit behandelte, sondern auch den Kranken. Die brennende Frage, ob und wie weit der Patient in den Heilungsprozeß mit einzubeziehen sei, steht heute unbeantwortet über dem Verhältnis zwischen Arzt und Patient. Die so oft beklagte Ablehnung des Arztes, sein Fachwissen mit dem Patienten zu diskutieren, ist gewiß berechtigt. Aber verlangt er nicht doch zugleich eine seelische Mitwirkung des Kranken, die über das passive Vertrauen „der Arzt wird schon wissen“ weit hinausgeht? Der Patient bleibt doch die Hauptperson, auf die der Arzt seine ganze Heilkunst konzentrieren muß, indem er das seelische Vertrauen zwischen sich und dem Patienten aufbaut.

Denn seine Heilkunst steht und fällt mit der ewig hehren Idee von der Heiligkeit des Menschenlebens, gerade seit der Staat mit allem Menschenleben so leichtfertig umging, seit er mit massenmordenden Verbrennungsofen, mit einer unvorstellbaren Ausdehnung des Atomkrieges diese heilige Idee so unmenschlich verletzt hat und noch immer verletzt. Kann, soll der Arzt, der auch das geringste Leben bang sorgend umhegt und umpflegt, darob verzweifelt die Hände in den Schoß legen? Er soll es nicht, denn die Welt zu verbessern ist nicht seine, ist Sache der Politiker. Gottlob! — Im Krankenhaus schrillt die Klingel noch immer Alarm, Schwestern, Ärzte stürzen herbei, Serum wird zugeflogen, Blut wird gespendet, die eiserne Lunge wird angesetzt — da hebt sich die Brust, der Puls wieder schlägt, und ein armseliges Leben ist gerettet, — inmitten einer Zivilisation, die Millionen sinnlos vernichtet. Da steht er, der arme, der reiche Arzt, froh und beglückt, daß die Kreißende die Augen aufschlägt, das Kind lebt. Wie heilig ist seine Kunst, wie unbefleckt sein blutiger Mantel, wie gut weiß er seine „Technik“ zu handhaben. Und das alles für eine arme, armselige und doch so selige Frau und ein Kind. Der Mensch bleibt doch die Hauptperson unserer Zivilisation, um ihn dreht sich alles, dank dem Arzte, und seinen Helfern und Helferinnen, mit dem schönen Namen der „Schwester“. Er blieb einer, der in dieser furchtbaren Welt trotz allem noch an die Heiligkeit des Menschenlebens unbeirrt glaubt. Er schwur den Eid des Hippokrates: „lauter und heilig seine Kunst zu bewahren“.

Und er hält ihn, denn über ihm weht die „unsichtbare Flagge“, die seinen Händen niemals entsinkt.

An m. : Dieser Aufsatz, im Angedenken an unseren langjährigen Hausarzt Herrn Obermedizinalrat Dr. Roggenbau geschrieben, sei allen „Carolinern“ gewidmet, die Arzt waren und sind.

Hermann Brunswig



*Kreisphysikus Hofrat Dr. Brückner, Leibmedicus von Dörchlüchting
Miniatur 1806 — Augen: braun, Rock: blau
Im Besitz von Irmgard Unger-Brückner in Neubrandenburg*

Plattdeutsch vor 170 Jahren

Von

Irmgard Unger-Brückner und Bernd Funck
Neubrandenburg Eberswalde

Das folgende plattdeutsche Spiel wurde bereits zum Ausgang des 18. Jahrhunderts geschrieben und hat in bestem Zustand die Zeiten überdauert. Sein Verfasser ist ein zu seiner Zeit sehr bedeutender Mann, eine Persönlichkeit des Neubrandenburg um die vorletzte Jahrhundertwende. Es ist Adolf Friedrich Theodor Brückner, der Leibarzt „Dörchlüchtings“, seit 1786 Geheimer Hofrat, lagen ihm die Verpflichtungen eines Stadt- und Kreisphysicus ob. Dr. Adolf Brückner wurde 1744, am 29. November zu Neezka geboren, als Sohn des dortigen Pastors Christoph Adam Brückner und der Sophie geb. Trendenlenburg, Tochter des Superintendenten T. zu Neubrandenburg. Er heiratete am 23. April 1779 Ernestine Lemcke, Tochter des Gutspächters L. zu Grauenhagen (geb. Gevezin, 25. Jänner 1758, gest. Neubrandenburg 20. März 1827). Der Kreisphysicus starb am 21. April 1823 zu Neubrandenburg. Er war der Schwiegervater dreier berühmter Mecklenburger: Franz Boll, August Milarch, Carl-Hermann Runge.

Die beigegebene Miniatur zeigt ihn in seinem 62. Lebensjahre, denn diese soll 1806 von einem französischen Offizier gemalt worden sein aus Dankbarkeit für die ihm im Hause Brückner angetane Pflege und Heilung. Vom Kreisphysicus sind auch noch drei andere Darstellungen erhalten: eine Silhouette in voller Gestalt sowie zwei Brustsilhouetten von ihm und seiner Frau. Zusammen mit der Miniatur befinden sie sich im Besitz von Frau Irmgard Unger-Brückner, Neubrandenburg. Auch das Manuskript des plattdeutschen Kurzspiels für vier Personen entstammt dem erhaltenen Teil des einst großartigen und umfangreichen Brückner-Archivs. Dieses Zeugnis plattdeutscher Mundart dürfte in seiner Art recht selten sein, denn es gibt wohl nicht mehr allzu viele literarische Denkmäler solchen Stils und für den Liebhaber des Plattdeutschen wird es von besonderem Interesse sein. Es wird sofort die eigenartige Orthographie auffallen; zu jener Zeit schrieb man noch alles so wie man es aussprach. Es gab keinerlei Regeln, noch weniger fürs Platte. Leider war nicht alles einwandfrei lesbar und in Zweifelsfällen haben wir an diesen Orten nur punktiert. Zu unserem Bedauern ist auch das letzte Wort trotz vieler Bemühungen nicht zu lesen. Irmgard Unger-Brückner schlug „Wächter“ vor, es fehlt aber jeglicher Artikel, so daß dies wohl doch ausscheidet. Allerhöchstwahrscheinlich handelt es sich um einen Namen; vielleicht bezog sich der Autor in ihm auf irgendjemanden aus den Freunden der Familie und schrieb diesem zur Ehre oder zur Lehre dieses Spiel?! Die Fabel selbst halte ich für recht interessant ihrer Schlichtheit halber und der äußerst knappen, aber gelungenen Darstellung des Problems wegen. Der Verfasser hat es verstanden, in dieser kurzen Handlung sehr viel Inhalt miteinander zu verbinden. In der beinahe modernen Art und Weise des Gedankenflugs breitet er das Thema vor seinem Leser aus und neben der Grundhandlung, den Dummheiten ausheckenden Pierdiungs, bringt er Begebenheiten aus dem Landleben Mecklenburgs, wobei als dritte und Ausgangshandlung des Ganzen noch „dat Spöken“ hinzugesellt wird, und das alles in knapp vier Seiten! Es darf feststehen, daß der Verfasser von seinen Lesern Mitdenken verlangt. Möge dieses Stückchen plattdeutsche Literatur auch dem Leser von 1967 Freude bereiten.

De Pirdiungs z'nachts up'n Fell

Michel, Jochen, Hans Krischan

M.: O! Willn dat Griepen nu man syn latn, Jungs!

Ick kann nich mieh.

J.: Mi zuckt dat Hart ok all so. (legt sich im Grase nieder)

H.: Ja! Dat liggen kann ok nicht warn. Denn wart uns man werrer frieren.

M.: O! Ick kann nich mir lopn, — un wat sor'n süß anfangen?

H. (schiebt den Huth aus dem Gesicht): Krischan, Du worts't mal! Wat dücht Di?

K.: Na? (H. weißt auf des Edelmanns Gart und nickt.)

Ja! Dat wir so wat.

H.: De grootn woodn. — Du warts't mal. —

M.: Äppel! — Topp! Jungs, dat lart't uns dohn (stößt J. mit dem Fuß an).

Up oll! Kumm mit!

J.: Gath ii man. Ick gah nich werrer mit. — Ji warn de Schwernoth kriegn.

H.: Wo so!

J.: Wenn uns de Edelmann wart up dn Puckel kamen.

H.: O! Dat is jo noch nich wieß worrn. T'wiern io man'n Poor Stieg!

J.: Jo! Kniepst iu man an em nich. He't so plitsch as'n Duhschriwer [Duhschriewer, d. H.]. — Jürn hett gistern all'n ein Pietsch ut d' Stadt mitbringen müßt.

H.: Dat wir wat! —

M.: Ju! Wat wirt nu mirh! Schläg' krieg wi io doch, all Dag', de Gott warnn lett.

H.: Dat wir de Düwel! Do freu ick mi nich up . . .

J.: Jo! Do wart he Di na fragn. He hett man recht denn' Düwel annahm mit schlagen.

K. (geht ab sich nach dem Pferd umzusehen, im Weggehen): Dat is dien Vara gistern worh worrn.

J.: Dat meen ick! — Ick was ock so dull. —

H.: Dien Vara? Wat harr em de Oll Mann dohn?

J.: Jo! Wat harr'e em dohn? — Wenn'n Hund hängen will; so find'n sacht'n Strang dato.

H.: I! Ick meen, he wir verladn Johr noch man Staathöller by em west.

J.: Dat is he west, und dat is he 43 Johr west. He was't all by dißen sienen Vara, und de sall jo immer segt hebben, dat he all siene levn Dag nich vergeetn wull, dat he em so tru deent harr.

H.: Na! Worüm kam he denn af von em?

J.: Worüm he af kam? — He würd nu all old und stief; he sall di all 4 Stieg' un 9 Johr wesen. Mutter het sick dat nu man körtlings (von'n Prester) ut dat Karckenbock vörlesen laten. . . John (?) hett he ball gah nich mir, um di Paete de he noch hett, sünn kried-witt. — Wat wull ick doch noch seggn? Jo! Nu künn he de Lüid nich mir so folgen un schlan . . . deht he ock nich so as de Eddelmann mal wull, Dun gaf em'n Paß, un namm de Utgewahs von Jung werrer. De hett hüt ümmer sirh hillt mit.

H.: Wat de Düwel nich deht! — Hüht em de Bengel to!

J.: Jo! Wat weet ickt. De Lüid seggen na sowat von.

H.: Öwer Du, vergett din Vara nich, wur wurt dat wirre mit dienen Vara.

J.: Mien Vara! — De kreeg mit harro Hand noch loß, dat he sin Huuß in liggen dürft. Öwer arbeiden süll he em dorföh.

H.: Dat sick Gott erbarm! De kann io mal nnicks mir warn laten.

J.: Dat wäst eben. — Gistern süll he'n Graben in de Koppel urrümen. Dat was de Dach ne grof Hitt. Dunn wort de Oll Mann ja mal spack warr. Stief is he all. Dunn föllt he do üm, un kann nich leene werrer upkamen. — Da ligt he. — Keen Minsch kümt de em uphelpt. Up de Läng' öwerföllt em de Schlag, un he drueßt in. — De Eddelmann ritt da eben, un möt ja ditt woll wahr' warn.

Damit he . . . , und schleit den Oll Mann so veel, dat wir'n fö deht na Huuß tragen müßen. — Ja! Un mi was to Mohd! — Wenn ick man so har dürft, as woll wult har. Ick har em den Hals üm dreit. — De olle Mann kann sick noch nich en Spir verdahn. Sine Rügg, sine Sieden, sine Arm sünd noch so blag, as ne Schört. — Ick glöw, dat wa't em nicks beter gahn, as den ollen Nachtwächter. De müßt richtig sine Oogn an to dohn.

H. (in Gedanken — schaudert sich): Huu!

M.: Ja hu! (schüttelt ihn und guckt ihm ins Gesicht) stah hirh lang un brumm. Dat war't doch nich anners. Kumm, t' is hoog Tied nah de Äppel.

J.: Ja dat lat di ditmal man vergahn, wo ick Di raden sall.

M.: Worüm?

J.: He paßt nu woraftig up. Schlagen kann he so doch von mich warrn. Du hüht't io wol, wat de Schriwer gistern noch serd.

M.: I! Dat hett he lang vergeetn.

J.: As ick Di segg! — He hett noch keen Rauh. Dat let sick nich ümmer so vergeetn.

H.: Wat is dat.

M.: De Eddelmann schlog doch in Aust den oln Nachtwächter doht. De müst ock dat Kuhrn warn. Du wast da mal von hüht hebben. Von de Tied an hatte de ga' keen Rauh hatt. He sall ga' nich schlag'n körn'n und ümmer . . .

He . . .

H.: Gotts! Dat mag mal spöcken by em!

M.: Wer wart nich.

K. (kömmt gelaufen und ruft): Ho! Ho!

M.: Wat is'n?

K. (ankommend): Jungs! Lat'iu wat vertellen.

M.: Na?

K.: Hans in sinen brunen Start ligt by de Brügg un hett sick't Been intwey bracken.

J.: Jung wat schnacks't. Büst Du dull?

K.: Du magst't alleen mal syn. Du darfst io man hen . . . und kiek to, wenn't süß nich glöwen wißt.

J.: Nu to! Ick wär io mal —

K. (zu Hans): Jung, nun wast Du de Schwerangst kriegen.

M. (klopft ihm auf die Schulter): Bravo, nu möt he Die de Bücksen mal recht utbinnen.
— (kuckt ihm untern Huth) He! Wat meent's?

H.: Ick?

M.: Ja recht Di!

H.: Dat mine Weg de wied'st is.

J.: Jung! Du wärist io nich?

H.: De töwst den Düwel by! (er geht)

M.: (er will ihn zurückhalten): Jung!

H. (reißt sich los): Gott bewah'iu (geht weg).

J.: He geit woraftig! Gotts Jung un keen Enne!

M. (ruft ihm nach): Hans! So grüß . . .

Anmerkung: Es wird für die Allgemeinheit von Bedeutung und Interesse sein, daß das Spiel „De Pirdiungs z'nachts up'n Fell“ schon in dem Musenalmanach des Dichters Johann Heinrich Voss zur Veröffentlichung kam.

Der Alte

Dei Man seilt an den Häben,
dei Bäuken späuken sacht,
ick will tau Rauh mi gäben
in disse mäude Nacht.

Mi is, as wenn dit Läben
dat Hart nu nich mihr höllt,
as müsst ick lising schwäben,
dormit 't ok sachten föllt.

Ick heww mi lang naug hollen
in Storm un Sünnenschin,
nu lat't em gahn, den Ollen!
Jug Läben, dat is sin.

G. H. (1967)

Alexander S. Puschkin

Prolog von Ruslan und Ljudmila

Ein Eichbaum grün steht an dem bucht'gem Meer.
An jener Eiche eine goldne Kette:
Und Tag und Nacht geht an der Kette her
Der weise Kater um die Wette.
Er geht nach rechts – es tönt Gesang,
Er geht nach links – ein Märchen klang.

Voll Wunder ist's dort: Hier der Waldgeist schreitet,
Dort auf den Zweigen eine Nixe gleitet.
Und auf den unbekanntnen Wegen
Niemals erschaute Tiere sich bewegen.
Dort steht die Hütte auf den Hühnerfüßen,
Die ohne Fenster, ohne Tür sie ließen;
Voll Geister sind die Täler und die Wälder;
Und bei dem Morgenrot strömen auf Felder,
Auf sand'gen öden Strand die Wellen.
Und dreißig hehre Recken aus den hellen
Wassern schreiten Mann für Mann,
Des Meeres Freund, ihr Väterchen, voran.
Den Zaren nimmt im Schritt der Königssohn gefangen,
Vor dem, so grausam, mancher mußte bangen.
Dort in den Wolken hoch vom Volk geachtet
Der Zaub'rer über Meer und Wälder führt
Den Helden, wie es ihm gebührt.
Im Kerker hier des Zaren Tochter schmachtet,
Doch dient der braune Wolf ihr wahrhaft treu.
Dort fährt der Mörser mit der Hexe. Ei!
Er wandert ganz aus sich allein!
Trotz Goldes leidet Zar Kaschej Pein.
Dort ist des Russen Seele – dort ihr Klang!
Dort war ich und den Met ich trank;
Am Meere sah die grüne Eiche ich,
Saß unter ihr so wonniglich,
Und der gelehrte Kater mir erzählte,
Bald er ein Liedchen, bald ein Märchen wählte.

(Aus dem Russischen von G. H. Piehler)

Der russische Komponist Glinka (1804-1857) schuf nach Puschkins Märchentext die berühmte altrussische Nationaloper gleichen Namens. Stilistisch ist sie stark von der deutschen Romantik beeinflusst. Glinka nimmt für Rußland etwa die Stellung Carl Maria von Webers in Deutschland ein.

Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (I)

Von Gerhard Brose

Inhalt

- I. Auswahl und Aufzeichnung der Sprachproben
- II. Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch
- III. Sprachproben
 - 1. Pingsten bi uns in Kurow (Kreis Randow)
 - 2. Necksprüche in Nipperweäs (Kreis Greifenhagen)
 - 3. Hochtiet in Nipperweäs (Kreis Greifenhagen)
 - 4. Neckspruch in Selch (Kreis Greifenhagen)
 - 5. Nudeln un Karmenaad (Kreis Greifenhagen)
 - 6. De dojig Buerfru met de witt Handschoh (Kreis Greifenhagen)
 - 7. Abzählvers (Kreis Greifenhagen)
 - 8. Neckspruch in Kloaj (Kreis Greifenhagen)
 - 9. Galopptanz (Kreis Greifenhagen)
 - 10. Dat Äselsei (Kreis Greifenhagen)
 - 11. De Jongers hier sind ni up't Muul fallen (Kreis Greifenhagen)
 - 12. Kinderreim (Kreis Greifenhagen)
 - 13. Neckreim (Kreis Greifenhagen)
 - 14. Dä Buer und dä Preester (Kreis Greifenhagen)
 - 15. Hans Hildebrand und dä Buttkendroager (Kreis Greifenhagen)
 - 16. Großvoater geht met mi angeln an't Ihn (Kreis Naugard)
 - 17. Neckreim (Kreis Pyritz)
 - 18. De Breetsch Sproak (Kreis Pyritz)
 - 19. Ottsch wull bottere (Kreis Saatzig)
 - 20. Sätze des Deutschen Sprachatlasses (Kreis Saatzig)
 - 21. De Paster un de Köster up de Kinnelbair (Kreis Kammin)
 - 22. Neckreim (Kreis Greifenberg)
 - 23. Wo dat koame is, dat Regemünn-Stadt unnergoahe is (Kreis Greifenberg)
 - 24. Ai schweed Mäke drifft mi'm Iesstück öäwer dai Ostsee (Kreis Greifenberg)
 - 25. Dat Boarelaira (Kreis Schlawe)
 - 26. De Krümmelstain (Kreis Stolp)
 - 27. Dem Praisterbauerjung sai dorig Voater millt sich (Kreis Köslin-Bublitz)
 - 28. Joohrmark in Wolgast (Kreis Usedom-Wolgast)
 - 29. Fasteloabend (Mönchgut auf Rügen)
 - 30. Ain Geschicht von'n Waarwulf (Kreis Franzburg-Barth)
 - 31. Stroalsund (Kreis Grimmen)

Auswahl und Aufzeichnung der Sprachproben

Als einem Liebhaber plattdeutscher Mundarten war es mir seit langem ein Anliegen, mich mit der Sprache meiner engeren und weiteren pommerschen Heimat zu beschäftigen. Sie in den ihr eigentümlichen Merkmalen zu erfassen, einen Überblick über ihre Gliederung zu gewinnen und nach der Ursache der Entstehung von Sprachgrenzen zu fragen, ist einerseits für den Germanisten von wissenschaftlichem Reiz; zum anderen kommt jeder, der mit einer heimatlichen Mundart aufgewachsen ist, später, wenn er sie liest, und noch mehr, wenn der ihr eigentümliche Klang an sein Ohr dringt, seelisch immer wieder „nach Hause“. Das haben besonders diejenigen erfahren, die ihre Heimat wider ihren Willen verlassen mußten. Wie stark die Sprache der Heimat den Menschen binden kann, schildert z. B. in so eindringlicher Weise Friedrich Griese in seinem Roman „Die Wagenburg“. Die Hauptfigur Karl Johann wird in den napoleonischen Kriegswirren aus ihrem mecklenburgischen Dorf nach Spanien verschleppt. Dort, im fremden Land und unter fremden Menschen, fühlt Karl Johann sich unbehaust. Eines Nachts dringen plötzlich ein paar Worte an sein Ohr, „die ihn wie ein Schlag mitten vor die Brust trafen . . . da hatte einer gesprochen, der aus dem Mecklenburgischen stammte . . . jedes Wort lag fest in seinem Ohr, er war in einer unbändigen, maßlosen Aufregung“. Später, als Karl Johann den Sprecher zufällig im Spital kennenlernte, bekannte er seinem Landsmann: „Du hast mir damals sehr geholfen.“ Die paar Worte in seiner dörflichen Sprache hatten ihm neue Lebenskraft gegeben, hatten ihn wieder „zu sich gebracht“.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg begann ich Mundartenproben zu sammeln, wenn ich Reisen nach Pommern unternahm, und zwar schrieb ich sie wortgetreu, wie sie meinen Gewährsmännern aus dem Munde kamen, in ihrer Anwesenheit nieder. Mit dieser Methode der „Naherkundung“ verfolgte ich ein doppeltes Ziel: einmal wollte ich das, was die Sprachforscher für größere Räume mittels der „Fernerkundung“, der Fragebogenmethode, an Sprachmerkmalen gefunden hatten, an Ort und Stelle durch Sprachproben bestätigt finden, zum anderen kam es mir gleichzeitig darauf an, ein möglichst wertvolles volkstümliches Erzähl- oder Liedgut in diesen Proben festzuhalten. Dies konnte aber nicht immer glücken, da nicht alle Gewährsleute — ich fand sie oft nur durch Zufall — mit Sagen, Märchen oder Liedgut aufwarten konnten. Da ich aber auf jeden Fall ein sprachliches Zeugnis mit nach Hause bringen wollte, ließ ich mir dann etwas über Volksbrauchtum berichten, das in der Heimat der Gewährsleute noch lebendig war.

Demzufolge findet man in den Textproben meiner Sammlung Berichte über Pfingstbrauchtum (Nr. 1), Hochzeitsbräuche (Nr. 3), einen kleinen, von volkstümlichem Humor durchzogenen Bericht über den im seenreichen Pommern so beliebten Angelsport (Nr. 16), in Nr. 25 hören wir etwas über einen Heischeumzug am Sylvesterabend, in Nr. 29 etwas über einen solchen Umzug zu Fastnacht, verbunden mit dem Brauch des sog. Stüpens, wobei die Erwachsenen von den Kindern zum Scherz mit Ruten geschlagen wurden. In Nr. 28 berichtet „ein Kind des Volkes“ in seiner ursprünglichen, lebendigen, humorvollen Art von einem Besuch auf dem Jahrmarkt in Wolgast.

Beispiele für die im Volksmund so beliebte, naive Neck- und Spottlust begegnen uns in den Textproben Nr. 2, 4, 9, 13, 17, 18, 22 und in den Liedern Nr. 14 und 31. Diese primitiven Dorfreime mit ihren z. T. stereotypen Wendungen, in denen man die Bewohner wegen ihrer tatsächlichen oder angeblichen Eigenarten der Reihe nach durchhechelt, (Nr. 13, 17, 22) hörte ich in vielen Dörfern Mittel- und Hinterpommerns; je nach der Einwohnerzahl des Dorfes sind sie von längerem oder kürzerem Umfang. Die Lieder Nr. 14 und 31 sind nicht einem Buch entnommen, die Gewährsmänner teilten sie mir aus dem Gedächtnis mit. Eine Variante zu Nr. 14 findet man übrigens in dem Buch „Nu lat uns singen — Plattdütsch Leederbok, Tweet Deel“ von Gustav

Friedrich Meyer, Verlag Hans Lüdtke, Kiel, S. 12; dort ist auch die Melodie des Liedes angegeben.

In einem Fall (Nr. 20) griff ich auf einige der 40 Sätzchen zurück, die den Erhebungen für die Herstellung des Deutschen Sprachatlasses zugrunde lagen; denn ich wollte, da der Gewährsmann keinen größeren Erzählstoff hatte, wenigstens eine etwas längere und typische Merkmale enthaltende Mundartprobe dieser Gegend bringen. Ich nahm sie nach dem Kriege aus dem Mund eines pommerschen Vertriebenen im Auftrag von Professor Dr. Walther Mitzka-Marburg auf Tonband auf, der solche Aufnahmen für die wissenschaftliche Fixierung und Sammlung von Mundarten der vertriebenen Ostdeutschen benötigte.

Die Textprobe Nr. 5 zeigt in humorvoller Weise, wie eine im Hochdeutschen unbekannte mundartliche Sonderbezeichnung zu Mißverständnissen führen kann.

Zu seinem Recht kommt aber auch das im engeren Sinne volkstümliche Erzählgut, wie es sich in Sage, Schwankmärchen und Anekdote niederschlägt. Volkssagen in der Art von Spukgeschichten bringen die Nummern 6 und 27, eine der vielen Varianten der Sage vom untergegangenen Vineta ist Nr. 23, während in Nr. 24 die Herkunft rotbunter Kühe in der Volksüberlieferung begründet wird. Eine der zahlreichen Varianten von Berichten über die Herkunft gewaltiger Steine in der Landschaft stellt Nr. 26 dar. In der Geschichte Nr. 30 macht man sich über den alten Volksglauben an die Existenz von Werwölfen lustig.

Das Schwankmärchen ist dreimal vertreten. In Nr. 10 hören wir, wie man einfältige Leute für dumm verkauft, indem man eine alte Frau einen Esel aus einem Kürbis ausbrüten lassen will. Dieser Typ des Schwankmärchens ist in zahlreichen Variationen weit verbreitet, so z. B. in Ostfriesland (vgl. „Der Upstalsboom, Ostfrieslands Volksüberlieferungen“ von Friedr. Sundermann, 1. Band, Verlag Dunkmann, Aurich), im Hannoverschen (vgl. „Celler Sagen aus Stadt und Land“ bei Schweiger u. Pick, Celle 1934), in Ostpreußen (vgl. „Volk aus dem Ordensland Preußen erzählt Sagen, Märchen und Schwänke“ von Gustav Grannas, Elwert Verlag Marburg 1960 Nr. 85 unter dem Titel „Dat Kobbelel ut Domnau“). Eine weitere Fassung enthält das „Ostdeutsche Märchenbüchlein“ von Peuckert auf S. 11, hsg. vom Göttinger Arbeitskreis im Verlag Holzner. In Prenzlau in der Uckermark fällt einem über Land fahrenden Händler ein runder Käse vom Wagen, den man für ein Pferdeei hält und ausbrüten lassen will. In einer anderen ostpreußischen Fassung wird der Schwank zur Zote, die sich die Männer am Stammtisch erzählen: eine Kokosnuß wird für ein Elefantenei gehalten, ein Mann muß sich zum Brutgeschäft ins Bett legen, wobei er von der Dienstmagd in Abständen kontrolliert wird. Dies seien nur ein paar Beispiele für die vielen deutschen Varianten dieses Schwankmärchens; es begegnet aber auch im ausländischen Erzählgut, z. B. als Zigeunermärchen bei den Siebenbürger Sachsen.

Ein zweites Schwankmärchen bringt Nr. 15, wiederum nur eine der vielen Varianten dieser Geschichte, ich erwähne als Beispiel die Fassung Nr. 97 in dem schon zitierten Buch von Gustav Grannas.

Die Schwankgeschichte Nr. 21 erinnert uns natürlich sofort an Fritz Reuters „De Köster up de Kinnelbair“, zieht aber auch den Pastor in das Geschehen hinein und läßt Küster und Pastor vom Wagen fallen, der sie nach Hause bringen soll.

Eine der vielen Volksanekdoten über den Alten Fritz bringt Nr. 11.

Zum Schluß darf ich noch einmal betonen, daß ich meine Texte direkt nach dem Volksmunde aufzeichnete, nur in einem Fall erzählte mir der Gewährsmann, daß er seine Kenntnis aus einer gedruckten Fassung schöpfe, die Geschichte „De Paster und de Köster up de Kinnelbair“ (Nr. 21) sei ihm aus dem Buch „Ut de Groot Justinsche Eck“ von Bulgrin (?) bekannt.

Leider blieb meine Sammlung lückenhaft, da die im engeren Sinne süd hinterpommerschen Mundarten und der äußerste Nordosten Pommerns im Raum von Stolp, Bütow und Lauenburg nicht mehr berücksichtigt werden konnten, da der Zweite Weltkrieg eine Fortsetzung der Sammlung verhinderte. Zwar konnte ich im Kriegsgefan-

genenlager und nach dem Kriege aus dem Munde von Vertriebenen noch ein paar Sprachproben erhalten, aber zu der gewünschten Vervollständigung kam es nicht mehr. — Es gab vor dem Kriege eine Bestandsaufnahme pomm. Mundarten auf Tonband, die der gefallene Dozent Dr. Mischke an der Universität Greifswald durchführte; ob seine Aufnahmen erhalten blieben oder durch den Krieg verlorengingen, ist mir nicht bekannt.

Zur Schreibweise unserer Sprachproben nur ein paar kurze Bemerkungen: Wenn sie nicht in phonetischer Umschrift erfolgt und nicht durch Tonbandaufnahme belegt wird, kann sie immer nur einen Notbehelf darstellen; sie genügt aber für unsere Zwecke, so daß die Leser, soweit sie selbst in einer plattdeutschen Mundart einigermaßen heimisch sind, die Texte verstehen können. Unsere Schreibweise erfolgt vielfach in Anlehnung an die hochdeutsche Rechtschreibung. So werden das Dehnungs-h und das Dehnungs-e für -i- beibehalten. In offener Silbe wird langer Selbstlaut durch einfache Schreibung, in geschlossener Silbe aber durch Doppelschreibung bezeichnet, außer wenn das plattdeutsche Wort mit dem hochdeutschen übereinstimmt, z. B. in „Brot, erst“. Kürze des Selbstlautes wird durch Doppelschreibung des folgenden Mitlautes bezeichnet. Langes, offenes -o- wie etwa in englisch „all, water“ wird -oa- geschrieben, der Umlaut dazu -öä-. Der Unterschied zwischen stimmhaftem Verschlusslaut -g- und stimmhaftem Reibelaut -g-, zwischen stimmhaftem und stimmlosem -s-, stimmhaftem und stimmlosem Zahnlaut (d-t-) wird nicht gekennzeichnet. In den vorpomm. und hinterpomm. Texten werden die Doppellaute -ai- und -au- einheitlich mit einem -a- geschrieben, nur ganz vereinzelt erscheint in einem hinterpomm. Text (Nr. 25) die Schreibung -ei-, wenn ein deutliches -e+i- hörbar ist, ebenso vereinzelt wird statt -a+u- ein -o+u- in Probe Nr. 25 geschrieben, wenn ein deutliches -o+u- hörbar ist.

Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch

Es ist eine reizvolle, wenn auch manchmal schwierige Aufgabe der Dialektgeographie, Mundartengrenzen festzustellen. Durch die moderne Mundartenforschung ist nachgewiesen worden, daß die späteren politischen Grenzen eines Landes mit den Mundartengrenzen nicht ohne weiteres zusammenfallen, mag dies bedingt sein durch die Nachwirkung der mittelalterlichen Territorialgrenzen oder im ehemaligen Ostdeutschland durch den Gang der mittelalterlichen Kolonisation oder durch die moderne Verkehrsentwicklung, die vor den vielfach künstlichen politischen Grenzen nicht haltmacht. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist dann durch das Einströmen der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemals deutschen Ostgebieten in den Westen eine gewisse Vermischung und Überlagerung der Sprache der Alteingesessenen und der Neuankömmlinge eingetreten, wodurch die Gültigkeit früherer Mundartengrenzen in Frage gestellt werden kann.

Was das Plattdeutsch angeht, wie es innerhalb der politischen Grenzen Pommerns bis zum Zweiten Weltkrieg gesprochen wurde, können wir uns auf die Forschungen von Hermann Teuchert, Robert Holsten, Martin, Fritz Tita und Karl Kaiser stützen, die zur Aufstellung von Mundartengrenzen führten und auch die Frage nach ihrer Entstehung aufwarfen.

Für den Nichtfachmann sei bemerkt, daß sich solche Grenzen oft nur für ein einzelnes Lautmerkmal oder für einige Lautmerkmale ziehen lassen, einzelne Linien, die nicht immer zusammenfallen, sondern sich oft nur zu mehr oder weniger eng benachbarten Linienbündeln zusammenfügen; wir reden dann trotzdem von „Lautgrenzen“. Andererseits spricht man von „Wortgrenzen“, d. h., man hat das Verbreitungsgebiet eines bestimmten Wortes oder mehrerer Wörter festgestellt, wobei sich wiederum ergab, daß sich die Verbreitungsgebiete für mehrere Wörter decken können, sich aber durchaus nicht zu decken brauchen. Solche Laut- und Wortgrenzen sind mittels einer Fragebogenerkundung z. B. auf den Karten des Deutschen Sprachatlasses von Wrede-Wenker und des Wortatlasses von Walther Mitzka — die Zentralstelle beider Unter-

nehmungen befindet sich an der Universität Marburg — und z. T. auch auf den Karten des „Atlas der pommerschen Volkskunde“ von Karl Kaiser dargestellt. Zu beachten ist, daß „Lautgrenzen“ und „Wortgrenzen“ nicht zusammenzufallen brauchen, sondern weit auseinandergehen, sich schneiden und überlagern können.

Dies gilt auch für das pommersche Sprachgebiet. Wir beginnen mit den Wortgrenzen. In seiner Untersuchung „Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch“ stellt R. Holsten eine grobe Dreiteilung Pommerns heraus, und zwar in ein vorpommersches Gebiet nördlich der festliegenden Landgraben-Zarow-Linie, — diese Linie ist deshalb fest, weil sie durch ein früher unpassierbares Sumpfgebiet geschaffen wurde — in einen sog. mittelpommerschen Keil, der sich vom Süden her bis an die See schiebt, und in ein hinterpommersches Gebiet. Der mittelpomm. Keil spielt in den Wortschatzuntersuchungen von Holsten eine große Rolle; er hat im Süden eine ganz verschieden breite Basis, eine feste Grenze nur im Westen an der Landgraben-Zarow-Linie, pendelt aber mit seinem östlichen Schenkel hin und her bis ins Gebiet der Rega und darüber hinaus und dringt mit seiner Spitze verschieden tief nach Pommern hinein.

Den kleinsten Keil stellt das Verbreitungsgebiet der Bezeichnung „Knappendräger“ für Storch dar (vgl. unsere Textprobe Nr. 12 von Kladow); dies Gebiet umfaßt nur den Kreis Greifenhagen und den Kreis Pyritz bis zur Plöne. Dagegen sagt man in Westpommern „Oadeboar“ für Storch, so auch in Ostpommern (vgl. unsere Textprobe Nr. 21 von Klein Justin) oder „Knackoawe“.

Nur im Dreieck zwischen Oder und Ihna gelten die Ausdrücke „Mummsack“ und „Mummjud“ für hochdeutsch etwa „schwarzer Mann“ als Kinderschreck (K. Kaiser, Atlas der pomm. Volkskunde).

Die meisten Wortkeile greifen aber mit ihrem Westschenkel über die Oder hinaus. So begegnet die Bezeichnung „Nudel“ für Kartoffel (vgl. Textprobe Nr. 5 von Selchow) in den Kreisen Randow, Greifenhagen und Pyritz (Holsten, Sprachgrenzen S. 42/3), während man für Kartoffeln in Westpommern „Tüffel“ oder „Tüften“ (vgl. Textprobe Nr. 28 von Zinnowitz), in Ostpommern „Pantüffel“ oder „Patüffle“ sagt (vgl. Textprobe Nr. 16 von Gollnow und Nr. 21 von Kl. Justin).

Die Bezeichnung „Kleinmiddag“ für zweites Frühstück (vgl. Textprobe Nr. 11 von Kladow) reicht im Westen bis zur Zarow, im Osten bis in die Gegend von Nörenberg (Kaiser a. a. O.).

Auch die Bezeichnung „Bäsing“ für Heidelbeere (vgl. Textprobe Nr. 16 von Gollnow) dringt keilartig nach Pommern hinein, desgl. das Wort „wättern“ für „das Vieh tränken“, wogegen es für Heidelbeere in Westpommern und im ostpomm. Küstenstreifen „Bickbeer“ heißt und man für „das Vieh tränken“ in West- und Ostpommern „bönnen“ sagt (vgl. Textprobe Nr. 24 von Deep).

Diese Beispiele mögen genügen, um die Dreiteilung Pommerns auf dem Gebiete des Wortschatzes zu demonstrieren. Bemerkte sei noch, daß die nach Pommern hineinragenden Keile sehr weiträumig sein können. Wortschatz- und Volkstumskarten zeigen uns, daß der pomm. Rand des Keiles nur ein Teil eines außerpomm. Hauptgebietes ist. Das gilt z. B. für die Bezeichnung „Kumm“ (Krippe im Stall), die im Osten bis zur Netze und Warthe, im Westen bis in die Gegend von Berlin reicht. (Kaiser a. a. O.). Das pomm. Verbreitungsgebiet von „böten“ (Krankheiten besprechen) hat nach Süden Anschluß durch die Mark Brandenburg hindurch bis weit nach Sachsen und Thüringen hinein und reicht westwärts nicht nur über die Elbe, sondern auch über die Weser bis in die Gegend von Osnabrück. (Kaiser a. a. O.). Der auf der Insel Wollin die See berührende Verbreitungsbezirk des Ausdrucks „Padde“ für Frosch dehnt sich außerhalb Pommerns in einem Streifen vom Ostharz bis zur Weichsel aus. (Kaiser a. a. O.).

Die Mundartenforscher haben nun die Frage aufgeworfen, auf welchem Wege die verschiedenen Wortbezeichnungen nach Pommern eingedrungen seien. Eine aufschlußreiche Antwort fanden sie in dem Gang der mittelalterlichen Kolonisation. Abgesehen

vom äußersten Nordosten des Landes, dem Raum um Stolp, Bütow und Lauenburg, der im 14. Jh. von der Weichsel her mit Mitteldeutschen durch den Deutschen Ritterorden besiedelt wurde, ergoß sich der eine aus niedersächsischen Siedlern bestehende Strom von Westen her über Mecklenburg nach Vorpommern, Usedom, Wollin und in den hinterpomm. Küstenstreifen hinein, der andere vom Süden her ins Land aus der Mark Brandenburg längs der Oder. Ohne Zweifel ist der Süden zu beiden Seiten der Oder ein besonders offenes Einfallstor. Wortschatzuntersuchungen weisen darauf hin, daß Mittelpommern, insbesondere die Kreise Greifenhagen und Pyritz, mit Niederfranken aus Holland, Seeland und Flandern besiedelt wurden und daß das 1173 am Westufer des Madüses gegründete Kloster Kolbatz daran entscheidenden Anteil nahm: es holte die Siedler aus dem Westen über die Altmark als Zwischenstation. Sie brachten ihre besonderen Wortbezeichnungen mit. So ist „Padd“ für Frosch niederfränkisch (Teuchert, Teuthonista IV, 1928, S. 233), ebenfalls „Pieroatz“ für Regenwurm (vgl. unsere Textprobe Nr. 16 von Gollnow), das auch in der Altmark begegnet. (Holsten, Sprachgrenzen). Niederfränkischen Ursprungs sind ferner „Miere“ für Ameise, „bömig“, die Stumpfheit der Zähne nach dem Genuß saurer Speisen bezeichnend (Teuchert, Teuthonista IV, 1928, S. 231), ferner „wätären“ (das Vieh tränken) und „Pütten“ für Brunnen (Teuchert). Heidelbeere heißt in Mittelpommern „Bäsinge“ (vgl. Textprobe Nr. 16 von Gollnow), im Niederfränkischen „Bäse“ (Holsten, Sprachgrenzen). Für „Grieben“ (zum Braten zerschnittenes Schweinefett) sagt man in den pomm. Kreisen Randow, Greifenhagen, Pyritz vereinzelt „Koajen“ oder „Krapen“ (Kaiser a. a. O.); beide Bezeichnungen kommen auch in der Provinz Brandenburg vor und tauchen auch in verwandten Formen am Niederrhein auf (Martin, Teuthonista III, 1926/7, S. 63 ff.). Dies seien nur einige Beispiele für die Herkunft von Worten aus dem Niederfränkischen. Teuchert geht in der Konstruktion eines Zusammenhanges zwischen Mundart und Besiedelung sogar so weit, daß er aufgrund des Auftretens niederfränk. Wörter in Mittelpommern, die der Mark Brandenburg unbekannt sind, zu der Annahme kommt, es habe auch eine von der märkischen unabhängige niederländische Besiedelung gegeben, von der zwar die Geschichte nichts melde, auf die aber durch das sprachliche Zeugnis hingewiesen werde.

Wenn wir uns nun den Lautgrenzen zuwenden, so können wir nach Teuchert (z. B. in dem Aufsatz „Von Pommerns Mundarten“ in der Heimatbeilage des Pyritzer Kreisblattes v. 27. 8. 1927) ganz im groben wiederum eine Dreiteilung des pomm. Sprachgebietes feststellen, nämlich in eine vorpomm. Mundart, die im ganzen zu derjenigen Fritz Reuters stimmt, in eine mittel- und hinterpomm. Mundart. Eine deutliche Scheide längs der Plöne, so bemerkt Teuchert, gestatte eine Teilung des mittelpomm. Bezirkes in zwei Untermundarten; wenn man aber beide als Einheit betrachte, so könne man mit Holsten von einem „mittelpomm. Keil“ reden.

Für eine im Gesamtniederdeutschen auffällige Lauterscheinung, nämlich den Wandel eines urspr. inlautenden -d- zwischen Vokalen zu -j- hat Teuchert die Grenze eines Gebietes umrissen, das fast vollständig die pomm. Kreise Greifenhagen und Pyritz, einen südlichen Streifen des pomm. Kreises Saatzig und die nördlichsten Teile der Neumark um Arnswalde, Woldenberg, Friedrichsdorf an der Drage, Bernstein, Soldin, Schönfließ, Königsberg bis an die Oder heran umfaßt. (Teuchert, Pyritzer Kreisblatt v. 27. 8. 1927 und Zeitschr. für deutsche Mundarten 1913, S. 44). Der Deutsche Sprachatlas stellt die Verbreitung dieses Lautwandels auf Karte 12 „brojer“ (Bruder) dar. In den Bemerkungen zu unseren Textproben Nr. 2–15 von Nipperwiese, Selchow, Kladow, Kehrberg und Nr. 17, 18 von Pyritz und Brietzig wird jeweils auf dieses Lautmerkmal aufmerksam gemacht. Wie schon für eine ganze Reihe von Wörtern hat Teuchert auch für dieses Lautmerkmal nachgewiesen, daß es uns über die Altmark bis zum Niederrhein führt. (Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1913, Heft 1/2, S. 44).

Es sei hier noch auf eine kurze, aber deutliche Lautgrenze im südlichsten Teil des Kreises Greifenhagen hingewiesen: nicht weniger als zwölf Linien, die sich südlich der Strecke Fiddichow a. d. Oder — Kehrberg-Kladow-Gr. Schönfeld — Bahn zu einem

Grenzenbündel dicht zusammenfügen, trennen den südlichsten Zipfel des Kreises von dem im engeren Sinne pommerschen Sprachgebiet ab und weisen ihn in seinem Lautstand mehr dem Neumärkischen zu. Es würde hier zu weit führen, auf alle zwölf Lautgrenzen einzugehen, es sei aber auf die Bemerkungen zu unseren Textproben Nr. 2-7 von Nipperwiese und Selchow aufmerksam gemacht und auf den Aufsatz von G. Brose in der Zeitschr. für Mundartforschung XXIII. Jahrg., Heft 1, S. 31/2. Holsten sieht in der stark neumärkischen Färbung der Mundart dieses Gebietes wiederum einen Zusammenhang mit der mittelalterlichen Besiedelung. Der südliche Zipfel des Kreises Greifenhagen war Besitz der Ordensritter. Diese, zum mindesten die Johanniter, kamen sicher über die Mark dorthin. (Holsten, „Zur Bedeutung der Sprachgrenzen für die Geschichte der Kolonisation“ in den Monatsblättern f. pomm. Geschichte und Altertums-kunde 1925).

Das hinterpomm. Sprachgebiet wird von dem mittelpommerschen durch einige auffällige Lautmerkmale deutlich abgegrenzt, einmal durch die sog. -en/-e-Linie, die besagt, daß das auslautende -n- in unbetonter Silbe im Mittelpommerschen mit wenigen Ausnahmen erhalten bleibt, während es in den hinterpomm. Mundarten schwindet (vgl. dazu die Bemerkungen zu unseren Textproben ab Nr. 17). Nach Teuchert (Von Pommers Mundarten, Pyritzer Kreisbl. v. 27. 8. 27) verläuft diese Linie vom Papenwasser zur Ihna, folgt dieser aufwärts und weist das neumärkische Land Bernstein und Friedeberg noch Pommern zu. Mit dieser Linie deckt sich ungefähr die rein/regge-Linie. Die Form „regge“ für hochd. „rein“ erscheint allgemein im Hinterpommerschen bis zu einer Linie, die östlich Rummelsburg und Schlawe in nördlicher Richtung bis zur Küste führt („regge“ ist z. B. in unserer Textprobe Nr. 20 für den Kreis Saatzig belegt). Die Form „regge“ ist westfälischen Ursprungs, während der Schwund des auslautenden -n- in unbetonter Silbe auf slawischen Einfluß zurückgeht.

Insgesamt läßt sich das hinterpomm. Sprachgebiet weiter in zwei große Gruppen unterteilen, das Nord- und Südhinterpommersche. Die Lautgrenze zwischen beiden Gruppen bilden die sog. laiw/leew-Linie und die Blaut/Blood-Linie. Sie verläuft vom Papenwasser die Ihna aufwärts bis Stargard, von hier südlich von Freienwalde und Wangerin vorbei, weist Dramburg, Falkenburg und Tempelburg dem Süden zu und folgt dann der Südgrenze des Kreises Neustettin. (Teuchert, Von Pommerns Mundarten 1927). Nördlich der laiw/leew-Linie erscheint der Diphthong -ai- in Wörtern wie „laiw, häit, airst, Bain, daip, hai, sai“ usw. (lieb, heiß, erst, Bein, tief, er, sie), während es südlich dieser Linie heißt „leew, heet“ usw. mit langem -e-. Ferner erscheint im Nordhinterpommerschen der Diphthong -au- in Wörtern wie „Blaut, Faut, Brauder“ u. a. (Blut, Fuß, Bruder) für ein südhinterpomm. langes, geschlossenes -o-: „Blood, Foot, Broder“. In den Bemerkungen zu unseren nordhinterpomm. Textproben ab Nr. 19 wird auf die Diphthonge -ai- und -au- als charakteristische Merkmale jeweils hingewiesen. Südhinterpomm. Proben sind in unserer Sammlung nicht enthalten (vgl. den Abschnitt „Auswahl und Aufzeichnung der Sprachproben“), aber die Formen mit langem -e- bzw. langem -o- in den genannten Wortbeispielen begegnen auch im Mittelpommerschen und sind daher in unseren Proben Nr. 1-16 belegt.

In den Bemerkungen zu unseren vier vorpomm. Sprachproben Nr. 28-31 wird auf die Übereinstimmung des Vorpommerschen mit dem Nordhinterpommerschen, was die Diphthonge -ai- und -au- in den herangezogenen Wortbeispielen betrifft, hingewiesen. Es handelt sich hier um ein gemeinsames Erbe der vorpomm. und nordhinterpomm. Mundarten aus der Zeit der mittelalterlichen Besiedelung, die von Westen her über Mecklenburg längs der Küste erfolgte.

Für die äußerste Nordostecke Hinterpommerns, eine dritte Untergruppe der hinterpomm. Mundarten östlich einer Linie Rummelsburg-Schlawe-Stolpmünde, sind in unserer Sammlung keine Proben enthalten (vgl. den Abschnitt „Auswahl und Aufzeichnung der Sprachproben“).

Sprachproben

Kreis Randow

KUROW

Nr. 1 Pingsten bi uns in Kurow

Vürzähn Doag vör Pingsten güng bi uns in Kurow dat Kalmusplücken los, wo wi Jungens uns doch so manchen Gröschchen mit verdeent hebben. Ut de annerten Dörper leten wi keenen Jongen in uns Revier rin. Wenn schon ener kem, denn müßt hä a'n Tuuschmiddel mitbringen, 'n Taschenmetzer örrer so wat. Wenn hä sich denn wat plücken künn — de Kalmus stünnen unnen in de Oarerwischen — müßt hä uns ok noch de Hälf't afgäben. Wi hebben uns denn den Kalmus, so dreißig bet fufzig Bund, fertig moakt, 'n Bund kost't in Stettin 'n Gröschchen örrer 'n Sechser. Annerten Morgen güng't denn hen noa Stettin, to Foot örrer mit'n Damper — Kurow liggt joa bloß sieben Kilometer von Stettin af. Doar sind wi da stroatup stroataf lopen, ok in de Hüser rin, un wenn wi den Kalmus verköfft harren, denn hoalten wi uns för'n Gröschchen Semmel. Da güng't werrer to Foot noa Huus, müßten awer dörch Pommeränsdörp un Güstow dörch. Wenn uns doa de Jongens to sehnen kregen, de wi keenen Kalmus harren plücken loaten, keem't natürlich erst to'n Schlägerie. To Huus müßten wi Muttern dat meiste Geld afgäben, un dat annert hebben wi uns spoart to't Duuwköpen. Dat weer nämlich so Mod bi uns, dat'n ersten Pingstdag Duuwafschmieten weer.

'n poar Doag vör Pingsten güngen'n poar Jongs von uns noa Stettin rin un köfftten de Pingstduuw, drei Preise un drei Schlöpen doato un bröchten's mit'n Damper noa Huus. Son Duuw bestünn ut'n Rump, Flüchten, Schwanz un zwee Klauen. Up een Klau weer'n Appel mit ne Möll up. Inmidden up'm Rump weer'n Zep'ter mit Schnurrfärer, Schoarstinfäger, un vöär weer'n Voagel dran. De Duuw weer ungefähr een un'n vürtel Meter lang un wöög so dreißig bet vürzig Pund.

Nu güng't hen noa'n Spitzen Barg, wo a'n poar Doag vörhär'n Loch gegroawt weer, un doa keem da dä Stangen för de Duuw rin, dä weer so fufzähn bet achtzähn Meter lang. Ener von uns bleew awer as Wach doar, dat kener ranschmieten däär. Noa't Middagäten treckten wi uns'n goden Anzug an, un üm halv zwee weer'n Ümmarsch in't Dörp, un denn güng't noa'n Spitzen Barg, wo erst utgelost würr, wäm toerst mit Schmieten ran keem, denn dat güng noa't Rehj. Nu güng dat Schmieten los. Jeder harr sienen egen Knüppel. Wenn's nu all dörchschmäten harren, müßt. sich jeder sienen Knüppel werrer hoalen und ok dat, wat hä afschmäten harr. Weer dat nu een Stück, wo hä'n Preis drup kreeg, da geeft'n groot Hallo, un wi hoalten em up't Schullern to droagen. Weer alls afschmäten, denn würrten de Preis verdeelt: dä'n Rump afschmäten harr, kreeg'n ersten Preis, för'n Appel geeft'n zweten Preis un för'n Zep'ter'n drüdden. Wäm'n Preis kräge harr, kreeg ok jeder'n Schlööp üm, un denn güng't — de drei vörup — in Rehj un Glied noa't Dörp. Doa drükk denn jeder bi sich to Huus Kaffee, un denn güng't no mal hen noa'n Spitzen Barg. Doa späält ener Handharmonika, un wi vernaschten an de Zuckerbuud dat Geld, wat jeder von to Huus mitkrägen harr. Dat güng oabends bet acht Uhr, denn weer alls vörbi. — 'n zweten Pingstdag weer da no ees Duuwafschmieten für de gröttern Jongs bet zwanzig Joahr. De harren awer Musik un oabends Danz in'n Kroog.

Zum Lautstand

Obwohl Kurow schon westlich der Oder liegt, hebt sich seine Mundart deutlich vom Lautstand der vorpomm. Mundarten ab, was besonders die Vokale und Diphthonge betrifft. So begegnet in Kurow ein langes -e- z. B. in den Wörtern „de, een, verdenen, keem, sehnen“ (die, ein, verdienen, kam, sehen) und ein langes, geschlossenes -o- z. B. in „to, Foot“ (zu, Fuß) und langes, geschlossenes -ö- in beispielsweise „köpen, Schlööp“ (kaufen, Schleife) für die vorpommerschen Diphthonge -ai- (a⁺i), -au- (a⁺u) und -öu- (o⁺i): „dai, ain, verdainen, kaim, saihnen“ und „tau, Faut“ und „köupen, Schlöüp“.

Ferner hat die Sprache von Kurow ein langes -e- in „erst, weer“ (erst, war) statt „ierst, wier“ im Vorpommerschen. — Hochd. „er hatte, sie hatten“ heißt in Kurow „harr, harren“ statt in Vorp. „heer, heren“ mit einem langen -e-.

Hochd. „er wurde, sie wurden“ zeigen in Kurow ein kurzes -ü-, während es im Vorpommerschen gedehnt wird: „wüür, wüüren“. Dagegen hat die Sprachprobe von Kurow mit den vorpomm. Textproben die Beibehaltung der Verschußlaute -b- und -g- gemeinsam in Wörtern wie „gäben, Morgen, se kregen, droagen“ (geben, sie kriegten, Morgen, tragen“).

Zum Wortschatz

Die Bezeichnung „Wischen“ für hochd. „Wiesen“, mittelpommersch „Wäse“, weist nach Vorpommern und Mecklenburg hin.

Insgesamt gehört also die Sprachprobe von Kurow zu den mittelpomm. Mundarten.

Kreis Greifenhagen Nipperweäis (Nipperwiese)

Nr. 2 Necksprüche

Die Nachbardörfer necken die Nipperwieser wegen der häufigen langen Laute —a— und —ä— in ihrer Sprache:

De Nipperweässhchen Apen kaken un braje alls in enen Grapen. (Die Nipperwieser Affen kochen und braten alles in einer Pfanne).

oder: Mäken, in de Käken liggt'n Knaken, dän kast kaken. (Mädchen, in der Küche liegt ein Knochen, den kannst kochen).

Nr. 3 Hochtiet in Nipperweäis

Wenn he ¹⁾ in Nipperweäis ne Hochtiet is, dann brengen de ganze Verwandten un Bekannten Botter un Eier tom Kokenbacken in't Hochtietshuus, un dat ganze Döörp kriggt wat von af. Polterabend gefft't ok, un da waad wat vögedraagt un allerhand upgeseggt. Dann sind ok veäl Tokieker buten, de schleäpen de Scherwel tohoop von't ganze Döörp un schmieten's anne Wand. Awer Polterabend geht ni lang, da willen's de ganze Kraft upspoären to de Hochtiet.

Üm zwee rüm is meistens de Tru. Wenn de Bruut noa de Kirch geht, dann leggen's eähr Geld inne Schoh. Se seggen, dann waad't ni all, un de Bruut trääj't den Bruutmann up'm Been, dann behöllt's de Bäwerhand. De Bruutlü därwe sich ok ni ümkieken, süst seggen's, se kiekten sich'n ängern ut.

Wenn nu de Tru värbi is, dann waad de Hochtietsgesellschaft met Musik vonne Kirch afgehoält, un dann gefft't düchtig to eäten un to drinken, un de Musik bloäst doärto. De Tafel duert'n poär Stüngen; 'n Fischgericht is ümmer bi. Wenn's nu met de Tafelie fertig sind, waad alls utgerüüm't, un dann geht't met Danze los. Iärscht gefft'n Bruutdanz. De Bruut danzt iärscht met'n Schwiegervater un dä Bruutmann met de Schwiegermutter, — de ängerten därwe no ni metdanze — un so geht't de ganze Verwandtschaft dörch. De Engen sind awer bloß siähr kort, süst kamen's joa ni met all rüm, un de olle Lü hebben joa ok ümmer wenig Luft. Wenn nu dä Bruutdanz värbi is, fängen's joa all an to danze.

Üm zwölwe rüm kamen de Utklejer. Ick bin ok ees no Utkleje west. Wi sind vier Utklejer west, zwe Fru'es as Manns un zwe Manns as Fru'es utgekleejt; 't wiär awer ok kener to kennen: de Fru'es hebben sich son karierte Mannshose antreckt, un de Manns hebben sich unger eähr Röck sone olle Fru'esungerhose von früher met Spitze un Kanten antreckt, un de keken unger de Röck nu vöär, un as wi dann no Huus gingen, hebben's us jeder n' Stück Koken geäwt.

¹⁾ hier

Wenn de Hochtiet to Eng geht, dann waad dä Kranz afgedanzt. — Dä jung Mann mutt to Huus bliewe un up sien jung Fru töwe. — Alle Hochtietlü maken ne lange Rehj, un as iärschter geht dä Bruutführer, dä hett ne Flasch Schluck inne Hand un lött alle Lü,, de em uppe Stroät begäge, utte Flasch enen neähmen. Hinger den Bruutführer kamen de junge Fru un de Hochtietsgäst. Se foäten sich alle anne Häng un neähmen ok Taschedöker, dat dat Eng ni afritt. Dann geht't dörch't ganze Döörp dörch de Hüser dörch un äwer Bänk un Discher, un de Musik speält ümmer doarto:

Schüer'n Keätel ut,
bist ok miene Bruut,
kast ok Kaffee kaken,
kast ok bi mi schlafen

Wenn's nu an't Hochtietshuus rankamen, dann steht dä jung Mann hinger de Huusdöör un paßt up, dat hä sien jung Wief nu kriggt, un dann schmitt hä eähr'n Dook äwer'n Kopp un fangt's sich. In disse Ogenblick störken de Hochtietlü äwer de jung Fru heär und rieten eähr'n Schleuer inzwei un jeder versöök't'n Stück von to kri'e, dat brengt de Bruut un de Hochtietlü Glück.

Wenn dä Kranz afgedanzt is, dan gefft't no ees düchtig wat to eäten un to drinken, un dann is de Hochtiet ut.

Z u m L a u t s t a n d

Folgende Lautmerkmale der neumärkischen Mundart sind auch in dieser Sprachprobe des pommerischen Nipperwiese vorhanden:

1. langes —a— vor k: maken, kaken, Knaken (machen, kochen, Knochen).
2. urspr. kurzes —a— in offener Silbe wird lang: gedraagt (getragen).
3. langes —a— begegnet vor —m— und —p—: kamen (sie kommen), Apen (Affen), Grapen (Pfanne), schlafen (sie schlafen), ferner heißt es: Abend, Tafel, braje (Abend, Tafel, sie braten).
4. langes —ä— (ausgesprochen wie in den englischen Wörtern bad, bag = schlecht, Beutel) erscheint in: Mäken, Käken, äwer, begäge, trääj't (Mädchen, Küche, über, sie begehen, er tritt).
5. die neumärkische Brechung von langem —ä— zu —eä— begegnet in Wörtern wie: Nipperweäs, veäl, schleäpen, eäten. neähmen, speält, Keätel, geäwt (Nipperwiese, viel, schleppen, essen, nehmen, spielt, Kessel, gegeben).
6. die neumärk. Brechung von langem, offenem —o— (vgl. engl. all) zu —oä— haben wir z. B. in: afgehoält, bloäst, Stroät (abgeholt, er bläst, Straße).
7. kurzes —a— wird zu —ä— umgelautet in: änger (anderer).
8. kurzes —e— statt —i— finden wir in bringen (bringen).
9. der gebrochene Laut —iä— vor —r— begegnet in: siähr, iärscht (sehr, erst).
10. inlautendes —nd— wird zu —ng— nach kurzem —e, ä, i, u, ü— in: Eng, Engen, Häng, hinger, unger, Stüngen (Ende, Enden, Hände, hinter, unter, Stunden).

Folgende Lautmerkmale sind nicht nur neumärkisch, sondern z. Teil auch südpommersch (in den Kreisen Greifenhagen und Pyritz):

1. urspr. inlautendes —d— zwischen Vokalen wird zu —j—: braje, trääj't, utkleje, utkleejt (sie braten, er tritt, sich verkleiden, verkleidet).
2. —j— für urspr. inlautendes —d— zwischen Vokalen schwindet in: Lü (Leute).
3. inlaut. —g— nach langem —i— schwindet in: kri'e (kriegen).
4. de Fru'es = die Frauen.
5. auslautendes —n— in unbetonter Silbe schwindet nach langem Vokal, nach stimmhaften Reibelauten und nach Zischlauten in: kri'e, begäge, töwe, bliewe, braje, utkleje, Hose, disse, danze, Spitze (kriegen, begegnen, warten, bleiben, braten, verkleiden, Hosen, diesen, tanzen, Spitzen).

Insgesamt ist festzustellen, daß die Mundart von Nipperwiese als Übergangsgebiet von der Neumark zu Südpommern einen starken neumärkischen Einschlag im Lautstand aufweist.

Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher und Mecklenburg-Strelitzer Kalender auf das Jahr 1875, welches ein gemeinsames Jahr von 365 Tagen ist. Mit Bildern.



Über Mecklenburgische Kalender

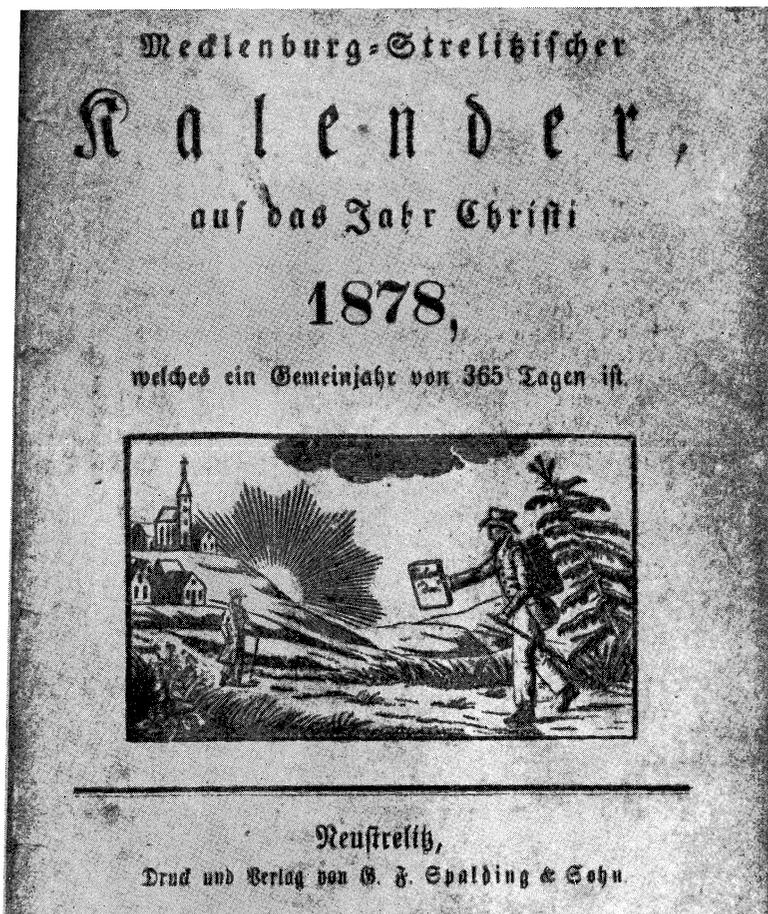
Von Annalise Wagner

I

Ein königlich-schwedischer Professor als Kalendermann im Strelitzer Land um 1755

Der älteste vorliegende Meckl.-Strel. Staats- und Hauskalender datiert von 1755, „darinnen die neue, alte und römische Zeitrechnung gewiesen — der tägliche Lauf und Stand der Sonne, des Mondes, der Planeten und andere nützliche Bemerkungen auf den Strelitzschen Mittagsszirkel berechnet von Andreas Mayer, kgl. schwedischer Professor der Mathematik und Experimentalphysik zu Greifswald“ (das damals noch zu Schweden gehörte). So lautet der Titel des schreibheftgroßen, etwa 42 Seiten starken Kalenders. Er ist mit handgemachtem Kleisterpapier eingebunden und hat als Impressum einen Auszug aus dem Kalenderprivileg, das Adolf Friedrich IV. (Dörchläuchting) erließ. Vermutlich hat Adolf Friedrich IV. bei seinem Universitätsbesuch in Greifswald diesen Professor Mayer kennengelernt und stand unter seinem Einfluß, denn noch viele Jahre später machte er laufend mit dem Neubrandenburger Konrektor Bodinus, bei Reuter Aepinus genannt, naturwissenschaftliche Experimente im Neubr. Palais. Mayer bot dem Herzog an, einen zuverlässigeren Kalender für sein Strelitzer Land anzufertigen, der besser auf den meckl. Horizont eingerichtet sei, wie er sich auszudrücken beliebte. Der Herzog willigte ein und alle „Buchführer, Posten, Bilderkrämer, Wasserträger und Buchbinder“ wurden ermahnt, keine fremden Kalender ins Land zu bringen. Die „Landreuter“ sollten fleißig darauf achten, daß dies eingehalten würde, andernfalls würden die fremden Kalender beschlagnahmt und für

100 Stück würden 12 gGr (= gute Groschen) Strafe erhoben. Sehen wir uns diesen Kalender näher an: als erstes lesen wir eine chronologische Zeitrechnung nach den wichtigsten Ereignissen der Welt. Sie beginnt mit der Erschaffung der Welt nach Calvins Rechnung. 5708 Jahre wären dann bis 1755 vergangen – oder nach der Zerstörung Jerusalems wären 1689 Jahre vergangen – oder nach Mohammeds Flucht 1172 oder nach der Erfindung der Buchdruckerkunst 319 Jahre und so geht es weiter. Dann werden die Sonn- und Mondfinsternisse aufgeführt. Es folgen Bemerkungen zu den einzelnen Jahreszeiten mit astrologischen Berechnungen und eine Uhrentabelle im



Vergleich zu einer Sonnenuhr. Danach geht die normale Taschenuhr immer einige Minuten vor oder nach, je nach dem Sonnenstand der Jahreszeit. Auf jedem Monatsblatt ist der Römische, der Julianische Kalender und der deutsche Kalender nebeneinander gedruckt. Großen Raum nimmt die Wettervorhersage ein. Außerdem befinden sich 2 halbspaltige Abhandlungen im Kalender: eine kurze arabische Erzählung und dann ein bemerkenswerter Aufsatz von der Furcht, die manche beim Gewitter haben. Hier könnte man eine Parallele zu „Dörchläuchting“ mit seiner angeblichen Gewitterfurcht ziehen. Es ist vom Kulturgeschichtlichen gesehen sehr aufschlußreich, diese Abhandlung zu beleuchten. Der Verfasser spricht von der Tatsache, daß Gott donnert und blitzt und damit den ganzen Luftkreis erschüttert. Dabei könne man



nicht „kaltsinnig“ bleiben und sich ausschweifend und unvernünftig verhalten. Es bestünde aber durchaus kein Grund, sich der Furcht hinzugeben, denn aufgrund des rechnerischen Beispiels, daß in einer Stadt wie Berlin mit 30 000 Seelen, in der nur alle 50 Jahre ein Mensch durch Donner (!) erschlagen würde bei jährlich 20 Gewittern die sich über Berlin abspielten, und das wären in 50 Jahren 1000 Gewitter, die über 3 Millionen Menschen hinweg gingen, und von diesen 3 Millionen würde nur ein Mensch erschlagen. Also stünden 3 Millionen gegen einen Grund, und deshalb sei die Furcht unbegründet. Sei es aber dennoch ein Gewitter, das das „zeitliche Vermögen“ erschlage (Hab und Gut) oder gar das Leben, so geschähe es ohne vorhergehenden Schmerz und in einem Nu sei man in „die Herrlichkeit versetzt“ – und bringe es einen um sein Vermögen, so sei man der Menschen Mitleid sicher und es sei kein eigenes Verschulden. – Im ganzen Aufsatz wird behauptet, daß der Donner ins Haus schlägt und daß er das Haus in Brand stecke, daß der Donnerschlag dem Menschen die Sinne nehme. Vom Blitz und seiner Elektrizität ist nirgends die Rede, trotz des Zeitalters der Aufklärung wußte also auch der hochgelehrte Kalendermann Prof. Mayer noch

nichts davon. Um das Dunkel und die Furcht vor dem Gewitter zu verschleiern, wird am Schluß noch einmal der schnelle sanfte Tod, der im Augenblick in die Seligkeit führe, gepriesen, er gleiche dem Erleben des Heiligen Elias, der bei Donner und Blitz seine Himmelfahrt vollzog.

Natürlich waren im letzten Teil genealogische Tabellen der herrschenden Fürsten Europas und vor allem die Ankunft und der Abgang der Posten zu Strelitz genau vermerkt. Mit den Gerichtstagen im Lande und dem Verzeichnis der Jahrmärkte aller Orte, die Marktgerechtigkeit besaßen, schloß der Kalender ab. Gedruckt war er in der Adlerschen Offizin zu Rostock. Nach 1796 wurde er beim Hoffbuchhändler Michaelis in Neustrelitz verlegt. Nach der kriminellen Affaire mit Michaelis, der übrigens den ersten Schillerschen Musenalmanach in Neustrelitz verlegte, trat der Buchbinder Spalding als Herausgeber auf.



April: Voss un Haas hewwen den Teterowschen Hekt fungen

II

Der Voss un Haas Kalenner, sein Vorläufer und Nachfahre

Es liegen ab 1800 Kalender in einem sehr kleinen Format vor, etwas kleiner als ein Oktavheft. Der Kalender für Strelitz enthält jetzt nur das Nötigste und kostet nur noch einen Groschen. Es steht aber vorne auf dem Titelblatt noch „mit großherzogl. Privilegium“. Daraus geht hervor, daß die Herausgabe eines Kalenders noch unter Schutz stand. Ab 1850 zeichnet als Herausgeber die Buchdruckerei G. F. Spalding. Der Inhalt ist jetzt ein anderer als in den ersten 50 Jahren geworden. Neben dem Kalendarium ist allerlei Nützliches zu lesen: Blut einer Wunde zu stillen (Holzkohle zu Pulver gestoßen und aufstreuen); Mittel zum Einschlafen (mit der flachen Hand eine zeitlang die Stirn reiben); Schutz gegen Erfrieren (mit Gänseschmalz einreiben); Mittel gegen Kartoffelkrankheiten, Insektenplage und dgl. Später werden kleine Erzählungen eingestreut, auch Gedichte und landwirtschaftliche Hinweise sowie alte Wetterregeln. Es beginnt sich der echte Volkskalender zu entwickeln.



September: Voss un Haas hollen Kinnelbier in Niegenstrelitz



Oktober: Voss un Haas mit ehr Familie in Niegenbramborg

Von 1863 an beginnt im Hinstorff Verlag zu Ludwigslust dann der Mecklenburg-Schwerinsche und Mecklenburg-Strelitzsche Kalender zu erscheinen. Zum ersten Male erscheinen auf dem Titelblatt in einem Holzschnitt Voss un Haas, beide verkleidet, Voss n' lange Pip smökend, Haas eine kurze und auf einen Krückstock gestützt. Auf der Rückseite wurde jedesmal ein aktuelles Bild abgedruckt, so z. B. der Rennplatz für edle Pferde in Neubrandenburg oder das alte Reichspostgebäude zu Wismar. — Sehen wir uns auch diesen Kalender etwas näher an. Jeder Monat ist oben mit einem reizenden Holzschnitt verziert: im Vordergrund stehen Voss un Haas und diskutieren, im Hintergrund ist ein Städtebild zu sehen aus beiden Mecklenburg, z. B. Kloster Malchow, Voss un Haas auf einem Peekschlitten auf dem Malchower See; oder Teterow, die beiden tragen an einer großen Stange den bekannten großen Hecht; Stadtpfeiffer und Kinder vorne weg. In Malchin sind beide auf der Entenjagd und so geht es bis zum Dezember.

Weitere Beiträge bestehen aus kleinen Gedichten von Klaus Groth und kurzen plattdeutschen Vertellers, meistens wurde der Stoff aus der Gegenwart genommen und stadt- und landbekannte Persönlichkeiten eingeflochten. In dem einen Kalender wird z. B. eine sozialdemokratische Versammlung in Schwaan behandelt, wo „Haas mit den Wölfen heult“. Der schlaue Voss klärt ihn auf und rät ihm, lieber keine gewaltigen Aufklärungsreden zu halten, um die zweibeinigen Geldkasten anzuprangern und freie Schule, Steuern und Brot zu verlangen. Die Versammlung endigt mit großer Schlägerei, wobei diesmal der schlaue Voss die Prügel bekommt. Die Abenteuer, in die Voss und Haas verwickelt werden, sind immer humoristischer Art; sie werden meistens mit den Zeitereignissen in Verbindung gebracht. So 1871 mit dem Dtsch.-franz. Krieg oder mit der Wiener Weltausstellung. Fürstliche Ereignisse und die Bekämpfung der aufstrebenden Sozialdemokratie spielen eine Rolle. Die „Gesundheitspflege“ bestritt der bekannte Rostocker Universitätsprofessor Uffelman, dessen Sohn in Neustrelitz das Gymnasium besuchte.

Etwas Neues wurde in der Abteilung „För de Gören“ geboten. Reizende Holzschnitte mit Kinderszenen, ähnlich denen von Ludwig Richter, stehen neben kleinen plattdeutschen Rimels und Rätseln: Lütt Häuhning, Lütt Beddelmann und allerlei Schnurren un Vertellers, Sparlings un Adebars, Katten un Hunn' möten för all de Läuschen herhollen. In der Kleidung der zwei Originaltypen hat sich etwas geändert: Voss als Gelehrter mit Brille auf der Nase, Schirm und Botanisiertrommel, während Haas als Jäger mit Gewehr auftritt. Bis 1902 hat der Volkserzähler und Lehrer Ludwig Kreutzer, den hauptsächlichlichen Teil der Kalendergeschichten bestritten, dann treten Wilhelm Schmidt aus Rostock und der bekannte Helmuth Schröder mit plattdeutschen Geschichten und

Gedichten für die Unterhaltung ein. In den 20er Jahren begegnen wir Rudolf Tarnow und Schauster Harms ut Bruel.

1935 bekam der bisherige Meckl. Schweriner und Meckl. Strelitzer Kalender einen neuen Namen: Voss un Haas Kalender. Die „zwei Humoristen“ gingen jetzt nicht mehr stark gestikulierend auf dem Titelblatt einher, sondern tanzten unbekleidet unter einem niederdeutschen Bauernhaus, das von knorrigen Eichen gerahmt wurde. Das ging so bis zum Jahre 1942, dann erschien der Kalender nicht mehr.

1947 holte ihn dann der Rostocker Hinstorff Verlag wieder unter dem Namen „uns Kalenner“ hervor. Ein Hauskalender für Mecklenburg-Vorpommern. Diesmal in weit größerem Format. Neue Autoren wie Wilhelm Ernst und Adam Scharrer, Ehm Welk stehen neben Fritz Reuter und Heinrich Seidel. „För de Gören“ heißt jetzt „für die Kinder“ und ist in hochdeutsch geschrieben. Allerlei Wissenswertes wechselt mit den politischen Tagesereignissen ab. Im Mittelpunkt steht der Aufbau des Sozialismus in der DDR, besonders aber der in Mecklenburg. Der mecklenburgische Volkskalender bekommt jetzt ein höheres Niveau, umfaßt Naturwissenschaft, Volkskunde, Literatur und Geschichte. Die Herausgeberin ist Hertha Schlesinger, Georg Hülse beginnt mit neuen Federzeichnungen das Kalendarium zu schmücken. Zu Voss und Haas hat sich der Igel gesellt, mit dem die andern allerlei aufstellen.

Von 1960 an heißt der Kalender nur noch „uns Kalenner“ und der Untertitel „mecklenburgischer Kalender“ ist weggefallen. Voss un Haas werden in die moderne Landwirtschaft einbezogen und die Sachgebiete Ornithologie und Naturschutz treten neu hinzu. Der Kalender wird auf 160 Seiten erweitert und regional ist er besonders auf die Ostsee bezogen. Schifffahrt und Fischereiwesen spielen dabei eine bedeutende Rolle. Erfreulich ist, daß die plattdeutsche Sprache wieder breit ihren Einzug gehalten hat. Mit dem Jahrgang 1961 stellte der alte Haus- und Volkskalender sein Erscheinen für immer ein.

Wir haben gesehen, welche Rolle dieser meckl. Volkskalender im Kulturleben unserer Heimat in den über 200 Jahren gespielt hat, er war in jeder Familie zu Hause und ohne diesen kleinen Begleiter konnte das neue Jahr nicht beginnen.

Hans-Peter Range

Von Beethoven bis Brahms

Einführung in die konzertanten Klavierwerke
der Romantik.

Dieser neuartige Konzertführer ist eine für jedermann verständliche Analyse aller Solowerke und Klavierkonzerte von Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann, Liszt, Brahms mit Biographien, Fotos, Statistiken und Schallplatten-Empfehlungen für jedes Werk.

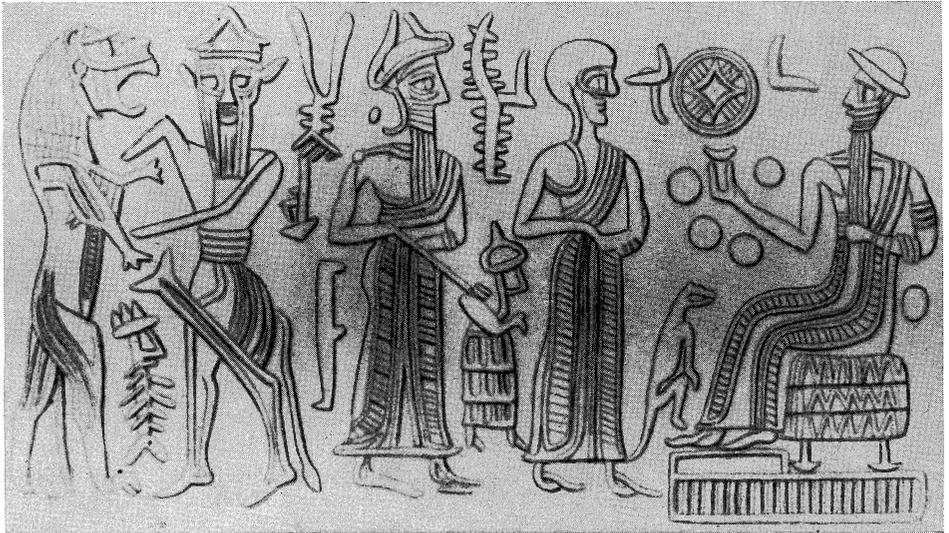
240 Seiten, 7 Fotoseiten, Leinen, DM 19,80

MORITZ SCHAUBURG VERLAG • LAHR/SCHWARZWALD

Die Entdeckung eines Siegelzylinders mit Keilschriftkommentar

von Eckhard Ungert

Die altmesopotamischen Siegelzylinder, die zur Beurkundung auf Tontafeln abgerollt wurden, die aber auch durch ihre magischen Halbedelsteine und durch eingeritzte Bilder zur Abwehr der Dämonen durch die Götter als Talismane wirkten, Zehntausende an Zahl, hatten wohl Beischriften, die aber meist eingeraht, also für die Bilderklärung ausgeklammert sind. — Unbeachtet blieben bisher die nicht eingerahmten Keilschriften der Siegel, die hierdurch enge Beziehung zu den Bildern zeigten. Unter diesen entdeckte ich ein bisher einziges Unikum, das mit sieben Zeichen die Figuren und die Handlung erklärte, und zwar einen Siegelzylinder aus Hämatit (Bluteisenstein) im Britischen Museum in London, der als einer der ältesten Funde, schon 1791, durch Vermittlung der Zarin Katharina II. vom Engländer TASSIE und dem Deutschen RASPE, publiziert, 1827, 1842 und 1847 vorzüglich durch den französischen Kupferstecher REVELL durch LAJARD zuletzt abgebildet, jedoch bisher unbeachtet blieb. Dies lag an den, meist übertrieben archaischen, d. h. „archaistischen“, also bewußt supergelehrten Zeichen des um 1900 v. Chr. lebenden altassyrischen Bildhauers. Er nennt den Löwen einen „Dämon“, den jenen bändigenden Stiermenschen den „Wildstiermenschen“, und der spätere „Wilde Jäger“ (Wotan) ist hier bereits gefürchtet, als „Großer Jäger“, den ein großer Gott, hinter dem der Schwurdolch des Gottes Assur, mit Rundscheibe in seiner Mitte, von mir als Rundmessedolch bezeichnet erscheint, im Stock abführt,



Zeichnung

Altassyrischer Siegelzylinder mit Keilschriftkommentar zum Löwen (= „Dämon“), Stiermensch (= „Wildstiermensch“), Schwurdolch, Symbol des Gottes Assur, im Stock gefangenem kleinen Gott („Großer Jäger“), dazu dessen Jagdgehilfe, der hockende Gepard. Der Priester ruft „Erlöse!“, der sitzende Sonnengott antwortet: „Tummle Dich, Lauf!“, und überreicht eine Tasse mit Lebenswasser. Kreuzsternsymbol der Sonne. Hämatit, Zeichnung der Abrollung von Kupferstecher REVELL, Paris. Britisches Museum, London. Original Höhe 0,022 m (!), Bildlänge: 0,039 m.



Photographie

Siegelzylinder mit Keilschriftkommentar für die Personen. Samson (= „Sönnchen“), assyrisch: Kind des Samsi opfert für seine Ehefrau Delila, um von Gott Assur — unter Mitwirkung des Marduk von Babylon und einer Göttin, als Hebamme (mit Zylinderhut), einen Gebärtssteingürtel zu erlangen. Hämatit, Abrollung, Höhe: 0,026, Bildlänge: 0,043 m. Britisches Museum, London.

zu welchem Jäger auch der hockende G e p a r d, ein Jagdgehilfe seit alten Zeiten, gehört. Die Handlung der Erlösung vom Banne der drei Dämonen zeigt das Zwiegespräch zwischen dem Priester, der vor seinem Munde das Zeichen „Erlöse!“ sprechen läßt, und dem sitzenden Sonnengotte, der ebenso jenem antwortet: „Tummele Dich. Lauf!“, ihm eine Schale (mit Lebenswasser) überreicht, und durch den Kreuzstern der Sonne (mit Wellenstrahlen in den Zwickeln) symbolisiert ist. Christus, der auch als Sonnengott und durch das Kreuz gekennzeichnet ist, heilt seine Kranken und entläßt sie ebenfalls mit dem Worte: „Gehe!“ Auf dem 25. Internationalen Orientalistenkongreß in Moskau habe ich in einem Lichtbildervortrag am 10. VIII. 1960 meine Entdeckung vorgetragen, die auch in den „Sitzungsberichten“ (TRUDY) des Kongresses ausführlich publiziert wurde. In Jena habe ich am 15. X. 1963, zum erstenmal in Deutschland, auf dem Kongreß des „Instituts für Allgemeine Religionsgeschichte“ der Universität, auch noch weitere Siegelbildforschungen „Neue Erkenntnisse zur Dämonologie“ bekanntgegeben, und hierbei die Erklärung eines weiteren altassyrischen Siegelzylinders, um 1700 v. Chr., aus Hämatit, im Britischen Museum, publiziert; hier opfert ein Kanzler, dessen Name „Kind des Samsi“, dem alttestamentlichen Samson, d. h. „Sönnchen“ entspricht; für seine Gattin Delil-ili, die mit Delila eines Namens ist; er opfert, um vom Gott Assur einen „Gebärtssteingürtel“, zur günstigen Geburt mit Hilfe der magischen Steine zu erlangen, welchen der Gott ihm darreicht. Gott Marduk von Babylon, symbolisiert durch seinen Drachen, den man am Ischartore des Pergamonmuseums in Berlin sieht, ist in einer zweiten Szene, rechts, anwesend, neben einer niederen Göttin, die später die Geburt als „Hebamme“, die durch den Zylinderhut charakterisiert ist, günstig leiten wird. Die Ehefrau Delila ist zwar klein, aber in der Mitte des Bildes, mit ihrer Namensbeischrift dargestellt worden. Möglicherweise sind diese beiden Samson und Delila in Assyrien Vorbilder für Samson und Delila der Bibel.



Der Himmelstempel in Peking

Ein Mecklenburger als Tourist im heutigen China

Von Heinrich Pinnow

Es ist nicht immer leicht für einen Touristen, die deutsche Sprache der chinesischen Dolmetscher zu verstehen. Einer von ihnen, der uns (zwölf Reisenden und mir als Leiter) Anfang August dieses Jahres in Peking eine Fabrik zeigen wollte, bezeichnete sie erst als Holzstoff-Fabrik, dann als Zellstoff-Fabrik, schließlich als Möbel-Fabrik.

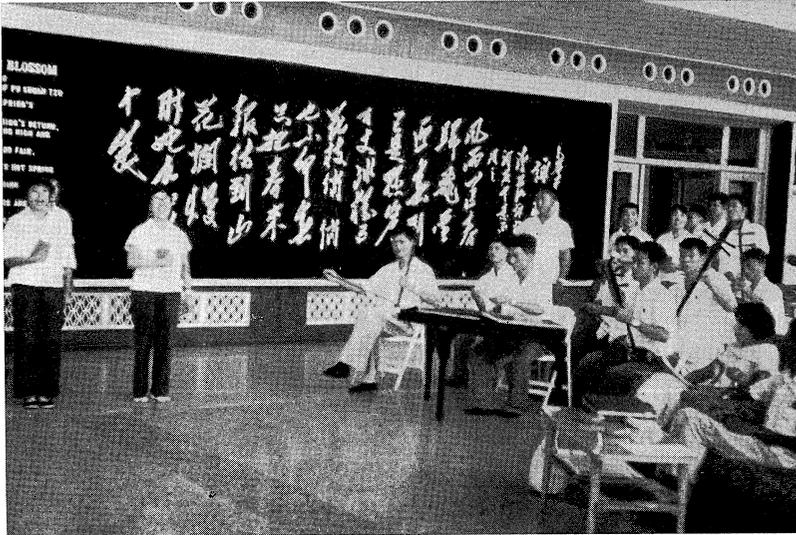
Die Baracken, in denen dieser Betrieb untergebracht ist, waren innen und außen über und über mit roten Plakaten beklebt. Auf dem Hof sah es recht unaufgeräumt aus.

Im Empfangsraum wird der übliche grüne Tee gereicht, die Ventilatoren summen in diesem heißem Sommer, von allen Wänden sieht uns Mao an – er gehört dazu, in jedem Raum, vom Hotelzimmer bis zum Bauernhaus und zur Arbeitersiedlung. Wir wissen schon, was kommt: die übliche Begrüßung durch den Betriebsleiter oder vielmehr durch den Leiter des Revolutionskomitees, der vor kurzem den früheren Betriebsleiter entfernt hat. Warum entfernt? „Er hat immer nur daran gedacht, daß sich der Betrieb rentiert.“ Das ist also nicht recht. Jetzt wissen wir es. Einen solchen Fabrikdirektor muß man ausmerzen. Wo ist er denn jetzt? „Er steht als Hilfsarbeiter an der Schälmaschine.“ Und wer sitzt jetzt an seiner Stelle, wer hat jetzt die Leitung? „Da sind jetzt die früheren Hilfsarbeiter mit der richtigen Gesinnung.“ Hat sich in der Produktion etwas geändert? „Ja, wir produzieren nicht mehr nur Holzkästen für Näh-

maschinen wie früher, sondern vor allem Bildnisse des Vorsitzenden Mao auf Holzplatten.“ Tausende sind davon schon erzeugt; augenblicklich ist da leider etwas an den Maschinen nicht in Ordnung.

In einer Teppichknüpferei, die wir am nächsten Tag besichtigten, waren herrliche Wandteppiche zu sehen, auf denen eine Demonstration vor dem Tor des Himmlischen Friedens primitiv-naturalistisch abgebildet ist. Hier kann man bei dem eben fallenden Regen kaum über den Hof von einem Arbeitsraum zum anderen gelangen; es gibt keine befestigten Wege.

In diesem Spätsommer 1967 ist es recht schwierig, in wirklich interessante Betriebe zu kommen. Die Stadt Wuhan z. B. mit ihren großen Stahlwerken hätte uns besonders



Die Begrüßung der Fluggäste in Kanton durch Rote Garden

interessiert. Sie stand auf dem Reiseprogramm, das wir mit dem Staatlichen Chinesischen Reisebüro vertraglich vereinbart hatten. Aber sehr bald nach unserer Ankunft in China stellte sich heraus, daß wir dorthin nicht kommen würden, nicht kommen konnten. Denn diese wichtige Industriestadt mit der einzigen Brücke über den Jangtse ist nicht in der Hand der Roten Garden. Uns ließ man nur dahin, wo die Mao-Anhänger fest im Sattel sitzen oder zu sitzen glauben. Einmal sollten wir nach Nanking, dann ging es wieder nicht. Erst war Hangtschau gesperrt, dann waren wir plötzlich doch da, aber nach einem Tag mußten wir eilends nach Schanghai zurück, wohin wir eigentlich gar nicht wollten. In Peking blieben wir dann drei Tage länger als vorgesehen, sollten dann wieder nach Kanton, das uns aber am Abend vor unserem Hinflug erklärte, es könne uns nicht aufnehmen. Ist es da ein Wunder, daß China jetzt überhaupt keine Touristen mehr ins Land läßt? So sind wir unversehens die letzten Touristen in China geworden.

Zwei Tatsachen machen es bei uns immer schwer, sich die wirklichen Verhältnisse in diesem großen Reiche richtig vorzustellen.

Die erste ist die Atombombe. Man versteht bei uns nur schwer, wie es möglich war, in einem Lande, in dem ersichtlich die wirtschaftliche Ordnung zurückgeblieben und gestört ist, dennoch 1964 und 1967 die gewaltige Leistung auf dem Atomgebiet zu erreichen. Die Roten Garden setzen überall Betriebsführer ab. Die Leute, die wirklich etwas von der Wirtschaft verstehen, sind verdächtigt, gehemmt. Die Schulen und

Universitäten sind seit einem Jahr geschlossen, die Schüler und Studenten demonstrieren auf den Straßen. Die Professoren werden z. T. mit schwerer landwirtschaftlicher Arbeit umerzogen. Aber doch wohl nicht alle Professoren, nicht alle Techniker, nicht alle Ingenieure. Der totale Staat hat eben ungeheure Möglichkeiten, zu konzentrieren und alle Kraft auf eine bestimmte Aufgabe zu lenken. Da tritt alles andere zurrück und in einer gewaltigen Anstrengung kann Erstaunliches geleistet werden. Übrigens hat die Atombombe außerhalb Chinas wohl bedeutend mehr Aufsehen erregt als bei den Chinesen selbst. Sie sind seit Jahrhunderten so sehr von ihrer eigenen Überlegenheit überzeugt, daß es auch den einfachen Mann gar nicht wundert, wenn sie auch eine Atombombe bauen können.

Das andere falsche Bild, das wir uns von den Verhältnissen in China machen, besteht darin, daß wir glauben, in einer Revolution, wie sie seit Juli 1966 hier im Gange ist, müsse alles drunter und drüber gehen. In Wirklichkeit ist in China das normale Leben viel weniger gestört, als wir annehmen müssen, wenn wir von den Zusammenstößen gegensätzlicher Gruppen hören oder lesen. Die Verpflegung der Volksmassen ist weitgehend gesichert. Wir haben keine hungernden Menschen gesehen, keine Bettler. Ersichtlich bekommt jeder seinen Reis in eben ausreichender Menge monatlich zugeteilt. Bei der Bedürfnislosigkeit der Chinesen muß das langem, wenn es auch kaum etwas dazu gibt. Für uns verwöhnte Europäer war es verblüffend, einmal als Getränk nur heißes Wasser zu bekommen, aber das hat dem chinesischen Bauern lange genügen müssen.

Auch die Verwaltung funktioniert anscheinend, ebenso das Transportwesen, wenn nicht gerade Rote Garden außerhalb des Fahrplans transportiert werden sollen; dann kommt es manchmal zu den Kämpfen mit den Eisenbahnern, von denen wir lesen. Das Merkwürdige ist, daß die Roten Garden bloß demonstrieren, aber nicht den eigentlichen Staatsapparat übernehmen. So kann es geschehen, daß Lin Schao-tschü immer noch als Staatsoberhaupt amtiert, obwohl er täglich als Revisionist beschimpft wird, als der „Chruschtschow Chinas“. Und ähnlich ungestört sind viele entscheidende Führungsstellen des Staates und der Verwaltung noch in der Hand der bisherigen Machthaber.

Was sich aber vor allem dem Besucher aufdrängt — auch wenn er nur kurze Zeit im Lande ist und auch wenn er mit den offiziellen Begleitern unnützen Ärger hat — ist die Liebenswürdigkeit der Chinesen. Damit meine ich nicht die Höflichkeit, für die China einmal berühmt war und die mit der Ausschaltung der alten Führungsschicht dahingeschwunden ist, sondern ihre liebenswerte Art. Wir konnten überhaupt keine Spur von einem Fremdenhaß bemerken, im Gegenteil. Wo wir gingen und standen, waren wir in den Städten und auf dem Lande von einer ständig wachsenden Menge von Menschen umgeben. Sie bestaunten uns, haben sicherlich vieles an uns merkwürdig gefunden, aber keiner hat uns je bedrängt, keiner ist lästig geworden. Immer freundlich, waren sie stets bereit, mit uns zu lachen und uns zu helfen. Auch ohne miteinander sprechen zu können, haben wir aneinander Gefallen gefunden. Diese angenehme Art der Chinesen, ihre Sauberkeit, Nüchternheit, ihr Fleiß, machten sie für uns sehr liebenswert. Auch untereinander scheinen sie kaum zu streiten, im Privatleben haben wir eigentlich nie Lärm oder böse Worte hören können. Ständig geschäftig, können sie es unter den gegenwärtigen Umständen kaum zu einem höheren Lebensstandard bringen, auch nicht in Wohnung und Kleidung, aber Neid auf uns haben wir nie bemerkt.

So haben wir doch vieles sehen können, was eigentlich nicht in dem offiziellen Programm unserer Besichtigungen vorgesehen war.

Unsere Begleiter wollten uns immer davon überzeugen, daß die alte Kultur Chinas für uns uninteressant sein müßte. Die große Mauer und die Ming-*)Gräber wurden uns

*) Chinesisches Herrscherhaus, welches von 1367—1644 regierte.

schließlich mürrisch gezeigt, der Sommerpalast bei Peking und der Buddha-Tempel wurden halb nebenbei erledigt. Unsere Begeisterung für den herrlichen, schlichten Himmelstempel mit seinem wundervollen Blau über den weißen Marmoralustraden wurde etwas spöttisch geduldet. Überall hat man Mao-Bilder an den alten Bauten angebracht, überall leuchten die roten Propagandaparolen von den alten Kunstwerken. Der Kaiserpalast in Peking ist ganz geschlossen, angeblich im Umbau.

Am ärgerlichsten war wohl bei unserem Besuch, daß man uns keine neutrale, objektive Stellung zu politischen Fragen zubilligen wollte. Zuerst fanden wir es ganz reizvoll, als man uns vorschlug, miteinander die Worte des Vorsitzenden Mao, des großen Steuermanns, zu studieren, aus dem berühmten roten Buch. Jeder führt es dauernd bei sich, schüttelt es mit den anderen im Takt; und täglich und überall, von morgens bis abends, wird daraus gelesen. In einer Fabrik wurde uns ein Arbeiter gezeigt, der eine Verbesserung an einer elektrischen Schere gefunden hatte, nachdem er das rote Buch gelesen hatte; die landwirtschaftlichen Probleme in einer Volkskommune lösen sich, wenn man das rote Buch liest; die Studenten der Geologie an der Universität Peking kümmern sich seit einem Jahr nicht mehr um die Geologie, sondern studieren das rote Buch. Wir wollten es auch gern studieren, aber leider versteht man dort unter Studieren etwas ganz anderes als bei uns. Wir sollten die Worte Maos nicht überdenken, nicht prüfen, nicht diskutieren. Sondern wir sollten sie mit unseren chinesischen Begleitern nur im Chor daher sprechen. Als ich meinte, dabei könne ich nicht denken, wurde ich der mangelnden Bereitschaft zur Mitarbeit beschuldigt.

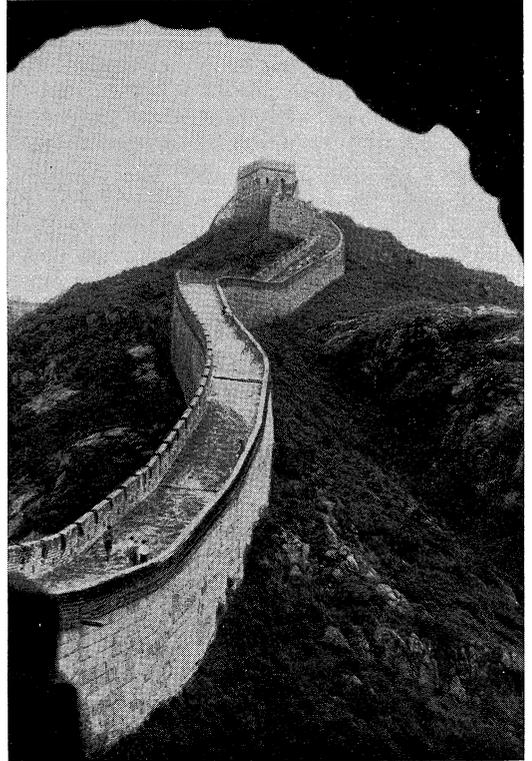
Es ist leider viel Unausgegorenes in dieser Kulturrevolution. Dabei sind diese Jugendlichen doch nur die bewegten Massen im Vordergrund. Derjenige, der sie bewegt, ist alt und gilt als der große Weise, der große Denker; Mao ist über 70 Jahre. Auch Lin Pia-o, der wohl der eigentliche Antreiber dahinter ist und Maos Nachfolger werden möchte, gehört zur alten Garde aus der Zeit des langen Marsches. Die Revolution soll permanent werden. Die Jugend soll sich von dem Gedanken an Arbeit und Vorwärtskommen abwenden und mit wehenden Fahnen auf der Straße die Revolution erleben. Sie nennen sich selber Rebellen. Rebellen gegen den eigenen kommunistischen Staat, Rebellen gegen die Leistungen, die tatsächlich seit 1949 in erstaunlichem Maße erreicht sind.

Wenn wir uns vor China fürchten, vor seinen ungeheuren Menschenmassen, vor seinem aggressiven Geist, für den der Friede etwas Verächtliches hat, dann könnten wir uns doch über die Kulturrevolution freuen. Denn gewiß kann die Begeisterung für eine Ideologie gewaltige Kräfte freisetzen. Aber die Begeisterung dieses letzten Jahres hat nur einen Teil des Volkes mitgerissen: Wir haben unter den demonstrierenden Arbeitern in Kanton recht mürrische Gesichter gesehen, und am letzten Tag unseres Aufenthaltes dort brach hier auch der blutige Bürgerkrieg aus. Vor allem aber hat die Kulturrevolution die Aktionsfähigkeit der herrschenden Kreise durch Zwiespalt gelähmt.

Wenn wir dem chinesischen Volke wohl wollen, können wir m. E. die Kulturrevolution nur bedauern. Mao macht hier wohl seinen dritten großen Fehler nach der Periode der 100 Blumen und nach dem Großen Sprung nach vorn.

Der wirtschaftliche Aufbau wird gehemmt, selbst die militärische Leistungsfähigkeit beschränkt. Die Praktiker, die eingesprungen waren, als Maos „Volkskommunen“ von 1958 in den folgenden Jahren zu grausamen Hungersnöten führten — die Industrie hat noch heute ihren damaligen Stand kaum wieder erreicht —, diese Praktiker werden beschimpft. Die Begeisterung und die Demonstration sollen alles schaffen. Wir haben in Peking eine Demonstration gesehen, bei der tagelang Gruppen zusammengezogen wurden, bis endlich eine Million beieinander war. Zuerst wußten wir gar nicht, daß etwas Besonderes im Gange sei. Wir glaubten, so ginge es in der Hauptstadt Chinas immer zu, daß Gruppen singend und fahnenschwingend durch die Straßen zögen. Es ist gewiß imponierend, eine Million Menschen auf einem riesigen Platz unter ihren

roten Fahnen zu beobachten. Aber es hat auch etwas Deprimierendes, alle diese Begeisterung dieser seit einem Jahr als Berufsdemonstranten tätigen Jugendlichen zu beobachten, wenn das alles zu nichts führt. Am Abend zieht alles wieder ab, bis zur nächsten Demonstration verlaufen sich die Massen. Ist es nur westliche Verwirrung, wenn wir meinen, durch Arbeit wäre dem chinesischen Volk mehr geholfen?



Die große Mauer bei Peking

Carolinum

Die historisch-literarische Zeitschrift
im niederdeutschen Raum

Jede echte künstlerische Aussage bezieht ihre Kräfte aus dem sehr fernen Bezirk, den Goethe das Reich der „Mütter“ nannte; vieles in Furtwänglers Wesen, nicht zuletzt die magische Wirkung seines Musizierens, ist nur aus seiner Verbundenheit mit dieser schöpferischen Sphäre zu erklären.

Karla Höcker (Sinfonische Reise)

Timpani tacet

Von Nikolaus Nothnagel

Mit drei wuchtigen Schlägen beendete der Pauker seinen Part im Allegro der Ballettmusik Nr. 1 zu „Rosamunde“ und legte seine Schlegel zur Seite. Mit leisem Bedauern, denn seine Mitwirkung wurde für die verbleibenden 146 Takte nicht mehr benötigt, „Timpani tacet“ stand auf dem Notenblatt. Nurmehr innerlich engagiert saß er fernerhin im Orchester, dieweil seine streichenden und blasenden Kollegen auf den verschlungenen Pfaden der Partitur erteilten.

Welcher Art die Gedanken sein mochten, denen in einer solchen Situation ein professioneller Pauker nachzuhängen pflegt, kümmerte ihn nicht weiter. Er war schließlich keiner und die anderen Spielenden auch keine beruflichen Musikanten, mit einziger Ausnahme des Posaunenbläfers. Man kam aus ganz anderen Berufen alle zwei Wochen an einem Freitagabend zusammen, um Musik zu machen. Auch er selbst hatte eine Beschäftigung, die abseits alles Musischen lag. Daran daß er just an die Pauken geriet, waren Zufall und etwas eigene Gutmütigkeit schuld. Mit Pauken kann man nun einmal nicht in Melodien schwelgen und für die Hausmusik sind sie aus naheliegenden Gründen denkbar ungeeignet. Gleichwohl wurde er von der Beschäftigung mit den beiden fellüberspannten Kesseln immer mehr angezogen, von der grollenden Penetranz, die sich auf ihnen hervorbringen ließ, und dem samtenen Hall, in dem sie zuweilen ausklangen. Wenn er patzte, war er imstande, das ganze Taktgefüge durcheinander zu bringen. Das gab ihm ein gewisses Gefühl der Macht, vermischt jedoch mit ein wenig Angst davor, von den anderen Mitspielern bei „Fehlschlägen“ als völlig unmusikalisch angesehen zu werden. Wenn der Gedanke daran wohl übertrieben war, kam es ihm doch so vor, als ob diese immerfort zeigen wollten, daß sie auf ihren Instrumenten über eine erheblich größere Anzahl von Tönen geboten als er. Manche drehten ihm beim Musizieren überhaupt den Rücken zu und auch das, wollte ihm scheinen, hatte irgendwie eine Bedeutung. Sie taten es aber nicht alle und besonders die Streicher, die spektakulärste und stets ihrer Wirkung bewußte Orchestergruppe, boten sich voll seinem beobachtenden Auge dar.

Da war der als Primeiger fungierende Pensionär mit dem runden bebrillten Kopf, der seinen Part mit der wichtigen Miene eines alten Beamten herunterspielte. Sein Nachbar tat es ihm mit der Gewissenhaftigkeit des versierten Tonhandwerkers gleich, jeder Bogenstrich gewissermaßen im Einklang mit den Abständen der Taktstriche auf den Noten vor ihm. Das behoste Fräulein hinter ihm verriet eigentlich nur in den Blicken zum Dirigenten eine vermehrte musikalische Anteilnahme, während ihre etwas hölzernen Züge seltsam an das Material erinnerten, aus dem ihre Violine gefertigt war. Anders der junge Herr neben ihr, dem das eifrige Spielen bereits einige Haarsträhnen in das Gesicht geweht hatte. Es war nicht zu übersehen, daß er durch sein geigerisches Brillieren die Schöne beeindruckten wollte. Cupido spannte förmlich den Geigenbogen und schoß auf ihm seine Pfeile ab. Nicht nur räumlich distanziert von diesem Spiel im Spiel befanden sich die beiden zweiten Geigen. Es waren zwei Damen. Ein Mädchen mit kindlichem Gesichtsausdruck die eine, ihre Pultgefährtin dagegen eine junge Frau, die mit trotzig vorgeworfenem Mund und rollenden Augen sich ganz der Handhabung ihrer Violine widmete. Der alte hagere Bratschist daneben stand ihr an Temperament nicht nach und besonders die Forte-Stellen versetzten seinen Oberkörper in merkwürdig eckige Schwingungen.

Sein Blick fiel nun auf die beiden Flötisten, die ihm ihrerseits den Rücken zuwendend auf ihren Stühlen saßen und gleichmütig ihre silbernen Röhren quer zum Munde hoben und wieder absetzten, mochte ihr Einsatz der Verstärkung hoher Streicherlagen oder solistischen Passagen gelten. Einer von ihnen war übrigens auch

eine Dame. Recht aktiv wiederum waren die dicht vor ihm sitzenden Blechbläser, mit denen ihn so oft eine lautstarke Klangkameradschaft verband. Besonders dem alten Posaunisten merkte man die langjährige Praxis auf Tanzböden und Begräbnissen an. Schon mehrmals mußte er den beweglichen Rohrbogen seines Instrumentes abziehen und er hatte mit dem typischen langsamen Auf- und Niederstoßen bereits eine kleine Pfütze grünspanigen Wassers vor seinem Platz entleert, ehe er von neuem mit seiner kompletten Posaune zu einer schmetternden Tonfolge ansetzte.

Die beiden das orchestrale Fundament bildenden Kontrabässe nahmen wie üblich eine Randstellung ein, eine eigentlich jeder statischen Logik widersprechende Tatsache. Auch sonst verrieten die beiden in kollegialer Tontiefe zusammenarbeitenden Bassisten eine recht gegensätzliche Auffassung. Der eine Spieler hatte etwa ein Verhältnis zu seiner Stehgeige wie ein lustiger Knecht zu einer drallen Bauernmagd, mit pfiffiger Miene zupackend, jeden Augenblick bereit, diese nach dem Takt im Tanz zu drehen. Der andere hingegen, ein schon gereifter Mann, schien mit seinem Instrument gewissenhaft ein maßstabgerechtes Tongebäude aufzubauen, unverkennbar der Architekt, welcher er von Beruf war.

Wie in allen Orchestern war schließlich auch in diesem Kreis der stabschwingende Dirigent die zentrale Figur. Da es ihm aber nicht darum ging, einen um das Werk eines Meisters ringenden Konzertsaalstar zu imitieren, kam der stille Beobachter hinter den Pauken, was Temperamentsausbrüche mit Taktstockzerbrechen und dergleichen betraf, nicht auf seine Kosten. Höchstens wenn er dann und wann abklopfend mit einem geträllerten „Bamdaderabam“ die Tempi korrigierte oder einem vor ihm sitzenden Violoncellisten beim Nachstimmen beisprang.

Soeben war es ihm wieder einmal gelungen, alle Musiker bis auf einen verspäteten Streicher am richtigen Punkt zum Halten zu bringen. Aufatmend setzte alles die Instrumente ab und stellte sich für einige Augenblicke ein imaginäres applaudierendes Publikum vor. Doch dann brach der Bann und man erhob sich allenthalben zu einer Pause und auch der schon längst verstummte Pauker sah diese als wohlverdient an.

H E R B S T

Wie ist das Herz, das Herz mir so schwer,
der Hochwald klaget so laut,
die Schwalben zogen in Schwärmen zum Meer.
Im Hirschgrund die Nebelfrau braut.

Bald stehen die Wälder im Winterkleid,
der Sturmwind jagt übers Feld.
Vorüber die brennende, sengende Zeit:
so einsam ist's auf der Welt.

Und auf meinem Haupt ruht der weiße Reif,
die Freunde sind lange dahin,
und es rufet in mir: greif zu nur, greif
die Hand, die auch dich will ziehen.

G. H. (1952)

5. Caroliner-Treffen Marburg

27. bis 29. September 1968

Der großen Beachtung, die unsere Zusammenkünfte in Marburg gefunden haben, muß auch weiterhin unsere Beteiligung entsprechen! Wir bitten daher alle Caroliner, sich auf die Tage vom 27. bis 29. September nächsten Jahres einzurichten und auch Angehörige und Freunde einzuführen.

Unser Zusammenschluß hat auch außerhalb unseres eigenen Bereiches viele Freunde (Ring der Freunde) gewonnen, die sicherlich gern das besondere Erlebnis unseres Zusammenseins im schönen Marburg mit uns teilen möchten.

Sie alle sind herzlich willkommen!

Der Vorstand
Heitmann

Verleihung des Fritz-Stavenhagen-Preises 1967 in Bevensen

Auf der 20. Bevensen-Tagung Niederdeutscher Dichter, Schriftsteller und Wissenschaftler im September dieses Jahres wurde der in Hockensbüll (bei Husum) lebende Dichter Paul Jessen mit dem Stavenhagen-Preis 1967 ausgezeichnet. Nach der Verleihung des Preises, die wie immer in der Klosterkirche zu Medingen erfolgte, trafen sich alle Teilnehmer auf einem Empfang im Hotel Stadt Hamburg, zu dem der Stifter des Preises, Dr. Alfred Toepfer aus Hamburg eingeladen hatte. Dr. Toepfer wandte sich an seine Gäste (Dichter, Schriftsteller und Wissenschaftler aus ganz Norddeutschland und Flandern) mit der Bitte, weiterhin Niederdeutsches Kulturgut zu bewahren und im Dienst an der Niederdeutschen Sprache und Sache nicht zu erlahmen.

Das Hauptreferat der Tagung, „Plattdeutsch heute“, hatte Heinrich Schmidt-Barrien (Bremen) übernommen. Die Ohnsorg-Bühne Hamburg erntete mit der Aufführung von Heinrich Behnkens Komödie „Dat Düwelsbook“ großen Beifall. In den Rahmen der Jubiläumstagung waren zahlreiche Sonderveranstaltungen eingebaut: eine „Flämische Stunde“, eine „Stunde der jungen Autoren“, Lesungen mit Aussprache und Vorträge von Rudolf Kinau und Hannes Fleischer. Stadtdirektor Wagenknecht (Bevensen) sorgte für den reibungslosen Ablauf der Tagung und lud zum Abschluß alle Teilnehmer zu einer Kaffeetafel ein.

Farbige Schwarz-weiß-Reproduktionen von Werken unseres im letzten Kriege gefallenen meckl. Malers Karl Christian Klase

Der Freundeskreis der Mecklenburger kann den Lesern des „Carolinum“ die erfreuliche Mitteilung machen, daß das Werk des bedeutenden meckl. Malers Karl Christian Klase in farbigen und Schwarz-Weiß-Reproduktionen der Nachwelt erhalten bleibt. Ein hochherziger Gönner, ein Jugendfreund des Malers, hat die wichtigsten Bilder 1. für einen Kalender und 2. für eine Broschüre photographieren lassen. Eine beschränkte Anzahl der letzteren kann vom Meckl. Buchversand Giebel, 28 Bremen, Amelinghauser Straße 4, zum wohlfeilen Preise von 12,50 DM käuflich erworben werden. Wahrscheinlich werden im Jahr 1968 ein oder zwei Groß-Reproduktionen von Meisterwerken Klases herauskommen, die als Farbdrucke gerahmt, einen ausgezeichneten Wandschmuck bilden. Wer an dem Erwerb eines solchen Druckes interessiert ist, möge sich an die Witwe des Malers, Frau Rita Bütow-Klase, wenden (1 Berlin 10, Otto-Suhr-Allee 135).

Andante con moto

Herbst

Worte v. G. H. Piehler,
Weise u. Satz v. H. Borlisch, op. 36/3

Wie ist das

The first system of the musical score consists of a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line begins with a whole rest, followed by a half note G4, a quarter note A4, and a quarter note B4. The piano accompaniment features a steady eighth-note bass line in the left hand and a more melodic line in the right hand.

Herz, das Herz mir so schwer, der Hochwald klaget so laut, die Schwalben zogen in

The second system continues the vocal line with a half note G4, a quarter note A4, a quarter note B4, and a quarter note C5. The piano accompaniment includes a prominent sixteenth-note figure in the right hand.

Schwärmen zum Meer. Im Hirschgrund die Nebelfrau braut.

accel.
sf *sf*

The third system features a vocal line with a half note G4, a quarter note A4, a quarter note B4, and a quarter note C5. The piano accompaniment has a dynamic marking of *sf* and an *accel.* marking.

Bald stehen die Wälder im Winterkleid, der Sturmwind jagt übers Feld, Vor-über die Vorwärts

The fourth system concludes the piece with a vocal line featuring a triplet of eighth notes (G4, A4, B4) and a final quarter note C5. The piano accompaniment has a dynamic marking of *f*.

brennende, sengende Zeit: so einsam ist's auf der Welt. Und auf meinem
 zurück langsamer
 mf pp p

Haupt ruht der weiße Reif, die Freunde sind lange dahin, und es ruft in mir; greif
 zu nur greif die Hand, die auch dich will ziehn.

zu nur greif die Hand, die auch dich will ziehn.

schnell
 ff sf sf

Bücher und Buchbesprechungen

Gerd Tolzien, *Der verpfuschte Sohn eines großen Vaters*, Roman, München und Salzburg 1967, S. 211, brosch. DM 6,80.

Ein Roman von Gerd Tolzien? Mit Zögern und Staunen nehme ich den nach so viel Jahren des Schweigens nicht mehr erwarteten schmalen Band in die Hand, blättere und beginne zu lesen: Das Wiedererwachen der deutschen Presse nach 1945 unter amerikanischer Lizenz; der ersehnte Einsatz als Chefredakteur; das Aufatmen, endlich mit ganzer Kraft sich wieder dem aus innerster Neigung erwählten Beruf hingeben zu können, der geliebten Frau und sich selbst in absehbarer Zeit eine neue wirkliche Heimstatt zu schaffen! Ergreifend die nächtliche Stunde im Dom, in der die ganze schwere Vergangenheit vor dem geistigen Auge noch einmal vorüberzieht, die seelische und schöpferische Kraft des Verfassers vor uns ausbreitend. Eine ungeahnte Gewalt der Sprache lodert uns entgegen, ergießt sich in feurigen Flammen über uns. Man möchte fliehen davor und wird doch wie mit eisernen Klammern festgehalten, muß die ganze Hölle des Lebens mitfühlen, miterleiden, denn hier spricht nicht nur ein Dichter und seine Phantasie, sondern ein wirklicher Mensch in seiner tiefsten Qual. — Es folgt der jähe Sturz, die Einkreisung durch dunkle, unsichtbare Mächte, die Vernichtung der Existenz aus dem Hinterhalt, der vergebliche Kampf um die Wahrheit und das Recht, die restlose Verbitterung und die Verzweiflung.

Aber — so fragen wir — kann, darf ein Mann derart verzweifeln, der in dem behütenden Schutz von liebevollen Eltern aufwuchs, dessen Vater im höchsten Rang der Geistlichkeit stand, im theologischen Schrifttum führend war und geachtet und geliebt von Gemeinden und vom ganzen Land? Gerd Tolzien sagt das selbst auf S. 126 in einer seiner prägnant geformten Sentenzen: „Nur aus Abstammung und Überlieferung gewinnt man in geistigem Bemühen die entscheidende Kraft.“ Er sieht die Gefahr vor sich, das Schicksal von Michael Kohlhaas zu erleiden, aber geht es an ihm vorüber? Uns erfüllen große Zweifel und wir bedauern daher die Art der Rechtfertigung.

Wie ich die Lektüre abgeschlossen hatte — es war spät geworden und das Herz mir schwer — griff ich, des Trostes bedürftig, nach seines Vaters Buch „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ und schlug es aufs Geratewohl auf. Vor mir stand die Neujahrspredigt über das Wort im 90. Psalm: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für.“

Gibt es nicht nach ehrlichem Kampf und Niederlage die Hinwendung zur Stille, zur Ergebenheit in Gottes Willen, in das Schicksal? Wird dann nicht die Stunde kommen, die Ruhe und schließlich inneres Erlösen bringt nach aller Qual, zumal ein treuer, tapferer, über die Maßen liebenswerter Mensch, die eigene Frau, zur Seite steht?

Ist nicht auch die Möglichkeit des Schaffens ohne lauten und äußeren Beifall da, der Wiederaufnahme von Gesängen, Psalmen und Gedichten, wie sie auf S. 168 in einer einsamen Nacht aus längst verklungenen Tagen in Gerd Tolziens Gedächtnis aufsteigen? War es nicht immer das Schicksal gerade von Künstlern und Schriftstellern, um Leben und Anerkennung ringen zu müssen; und wie mancher ist erst nach seinem Tode in seinem Wert erkannt!

G. H. Piehler

Greifswald-Stralsunder Jahrbuch 1966, Band 6. Veb Hinstorff Verlag Rostock. Herausgegeben von dem Kulturhistorischen Museum Stralsund, dem Stadtarchiv Stralsund, dem Staatsarchiv Greifswald, dem Museum der Stadt Greifswald und dem Stadtarchiv Greifswald.

Der neue 6. Band des nunmehr schon fest in der wissenschaftlichen Literatur Vorpommerns verankerten Greifswald-Stralsunder Jahrbuchs unterscheidet sich von den vorangehenden Bänden vor allem dadurch, daß mehrere der Beiträge über den engeren Raum hinaus auf den ganzen Ostseeraum und Skandinavien übergreifen. Das gilt einmal für den Aufsatz H. Heydens „Zu Jürgen Wullenwevers ‚Grafenfehde‘ und ihren Auswirkungen auf Pommern“, in dem Verf. zwar vorwiegend das Eingreifen Stralsunds zugunsten W.s behandelt, darüber hinaus aber auch zeigt, wie stark sich diese städtische Initiative auf die Politik der pommerschen Herzöge auswirkte und letzten Endes deren Entschluß zur Einführung der Reformation auslöste. Vorwiegend auf skandinavische Ausgrabungen dagegen stützt sich die schwedische Kunsthistorikerin I. Swartling aus Stockholm, wenn sie in ihrem Beitrag „Pilger- oder Gefängniszellen

in Zisterzienserklöstern“ die bisherige Deutung der kleinen niedrigen Zellen in oder nahe bei dem Auditorium iuxta capitulum der Zisterzienserklöster als Unterkünfte für durchreichende Pilger ablehnt und in ihnen Karzerzellen für die Ordensbrüder sieht.

Aus der Fülle der weiteren Beiträge sei noch besonders die Studie K. Fritzes über „Stralsunds Bevölkerung um 1400“ hervorgehoben. Verf. kommt auf Grund von minutiösen Einzelerhebungen zu dem Ergebnis, daß Stralsund um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert etwa 13 000 Einwohner zählte (vergleichsweise, auf Grund ähnlicher Erhebungen gewonnene Zahlen für Lübeck 17 000/22 000, Rostock 14 000 und Wismar 8000/9000 Einwohner), betont aber mit Recht, daß allen diesen Zahlenangaben „manches Unsicherheitsmoment“ anhafte. Mit dem stralsundischen Handwerk und Gewerbe beschäftigen sich zwei umfangreiche Abhandlungen, einmal „Das Amt der Bader und Wundärzte“ von W. Buchholz, worin unter Heranziehung der reichen Quellenüberlieferung des Stralsunder Stadtarchivs eine ausgezeichnete Darstellung der Geschichte der Chirurgie in Stralsund geboten wird, der noch ein zweiter Teil folgen soll, zum anderen „Das Gürtlerhandwerk in Stralsund“ von K. Rieck, das die Geschichte des traditionsreichen Handwerks bis zum Jahre 1954 führt, in dem der letzte Stralsunder Gürtlermeister verstarb. Beide Beiträge zeichnen sich zudem durch ausgezeichnete Bildbeigaben aus.

Erwähnt seien auch die beiden musikkundlichen Beiträge, die auf jahrzehntelanger Sammelstätigkeit beruhende „Quellsammlung zur Musikgeschichte Greifswalds“ von Fr. Giese und „Die Stellwagen-Orgel in der Marienkirche zu Stralsund“ von D. W. Probst, worin eines der bedeutendsten Instrumente des ganzen norddeutschen Raumes behandelt wird. Interessante Einzelheiten zur Biographie des großen Dichters vermittelt endlich der sehr lesenswerte Beitrag von A. Gustavs „Albert Einstein. Seine Beziehungen zu Hiddensee und zu Gerhart Hauptmann“. Es bleibt zu wünschen, daß die Herausgeber auf dem eingeschlagenen Wege auch weiterhin fortfahren.

Hans Koepfen

Regenburger Universitätszeitung. Mit Nachrichten des bayerischen Kultusministeriums und der Universität Regensburg. Einzelpreis 2,— DM.

Diese Universitätszeitung erscheint schon im 3. Jahrgang und wird monatlich herausgegeben. Die in ihr veröffentlichten Aufsätze besitzen ein außerordentlich hohes Niveau und sprechen doch jeden an, der sich über seinen Beruf hinaus für das geistige Leben interessiert. Als Beispiele wählen wir aus dem Heft 8, August 1967: Prof. Dr. Alfred Barthelmeß, Grenzbereiche der Genetik, Prof. Dr. Ludwig Dehio, Der Zusammenhang der preußisch-deutschen Geschichte 1640—1945, Prof. Dr. med. Hans Leicher, Mainz, Wissenschaft und Religion.

Wir wollen ganz kurz auf den letzten Aufsatz hinweisen, da es zweifellos etwas Ungewöhnliches ist, wenn ein Mediziner sich mit diesem Thema befaßt, und weil hier die ewige Frage nach dem Ursprung allen Seins behandelt wird, mit der jeder denkende Mensch sich auseinandersetzen muß. Mit einem einzigen Zitat wollen wir uns bescheiden: Daß viele Vorgänge im Bereich des Lebendigen auf Grund physikalischer und chemischer Gesetzmäßigkeiten erklärt verstanden werden können, befriedigt uns sehr, besagt aber nicht, daß diese Vorgänge und auch ihre Gesetzmäßigkeiten damit „bis ins Letzte“ zu erklären sind. Denn diese sehr komplizierten Vorgänge und Gesetzmäßigkeiten sind ja nicht einfach „von selbst“ entstanden, ebensowenig wie eine Beethoven-Symphonie nur durch ein zufälliges Aneinanderreihen von Tönen oder Akkorden entstanden ist. Diese komplizierten Vorgänge und Gesetzmäßigkeiten, die durch die moderne Biophysik und Biochemie aufgeklärt werden und die an ebenso komplizierte morphologische „Strukturen“ gebunden sind, müssen zuvor in der Schöpfung angelegt worden sein. Sie sind nicht von selbst oder durch Zufall entstanden. Ein Gesetz entsteht nicht von selbst, es setzt einen Gesetzgeber voraus oder einen, der die Vorbedingungen für die Gesetzmäßigkeit geschaffen hat.

G. H. P.

Hans-Peter Range, Von Beethoven bis Brahms, Einführung in die konzertanten Klavierwerke der Romantik, Moritz Schauenburg Verlag, Lahr/Schwarzw., 1967. 234 Seiten. DM 19,80.

Hans-Peter Range ist uns schon durch sein im Jahre 1964 ebenfalls im Moritz Schauenburg Verlag erschienenes Werk „Die Konzertpianisten der Gegenwart“ bekannt, das 1966 bereits in zweiter Auflage herauskam und auch außerhalb Deutschlands Anerkennung gefunden hat (vgl. „Carolinum“ 1963/64, Nr. 39, S. 94). — Auch mit dem jetzt vorliegenden neuen Band hat H.-P. Range zweifellos wieder eine Lücke aus-

gefüllt, die besonders in dem nicht nur Musik liebenden, sondern auch sehr eifrig ausübenden deutschen Volk eigentlich unverständlich war. Obwohl es musikliterarische Werke in Hülle und Fülle gibt, fehlte bisher in der Musikliteratur ein Buch, das sich der Liebhaber, der interessierten Laien und Konzertbesucher annahm, um sie in die Solowerke für Klavier einzuführen. Das tut nun H.-P. Range in vorbildlicher Weise, indem er als Auftakt das Leben des Künstlers zeichnet und darauf seine Klavierwerke einer eingehenden Betrachtung unterzieht. Der Untertitel lautet „Einführung in die konzertanten Klavierwerke der Romantik“. Mancher stützt daher vielleicht, wen er den Namen „Beethoven“ liest. Aber so wie in der Baukunst und Malerei niemals eine scharfe Trennungslinie zwischen den einzelnen Epochen gezogen werden kann, so sind natürlich auch in der Musik die Zeiträume der Anschauungen und Auffassungen gleitend und spielen hinüber und herüber. — Außer Beethoven und Brahms werden behandelt Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Frédéric Chopin, Robert Schumann, Franz Liszt. Begrüßenswert sind die bei allen besprochenen Klavierwerken gegebenen Hinweise auf entsprechende Schallplattenaufnahmen.

Die den einzelnen Abschnitten vorangestellten Biographien der Künstler sind knapp und präzise gefaßt, geben aber ein durchaus klares und abgerundetes Bild, so daß das für einzelne Werke notwendige Wissen über Entstehung und Begleitumstände hinreichend übermittelt wird. Die ihnen beigegebenen ganzseitigen Porträts erscheinen uns als charakteristisch und gut ausgewählt.

Hans-Peter Range, der selbst Pianist ist und sich kompositorisch versucht hat, besitzt die Gabe, sich in die Klavierwerke ganz einzufühlen, ein echtes Urteil zu fällen und vor allem den Leser vom Anfang bis zum Ende einer Sonate oder eines Konzertes in den Aufbau und die Entwicklung der Themen einzuweihen. Als klassisches Beispiel nennen wir hier die weithin bekannte „Waldstein-Sonate“ von Beethoven, die Klaviersonate Nr. 21 in C-Dur, op. 53 auf S. 45.

Wie nun das einzelne Konzertstück, eine Sonate, eine Toccata, eine Fantasie oder ein Improptu auf den Hörer klanglich, musikalisch, seelisch wirkt, das wird immer von der Persönlichkeit des Hörers abhängen. Wir können hier nur einen Rat geben: Hören und immer wieder hören!
G. H. Piehler

Richard W. Eichler, „Künstler und Werke“ (Maler, Bildhauer und Graphiker unseres Jahrhunderts im deutschen Sprachraum). J. F. Lehmanns Verlag, München, zweite erneuerte Auflage. 1962. 192 Seiten mit 176 meist ganzseitigen Tafeln, davon 40 farbig; Leinen 29,50 DM.

Die Wandlung der menschlichen Gesellschaft hat es mit sich gebracht, daß der Einzelmensch nur noch in seltenen Fällen ein Kunstwerk in Auftrag gibt oder geben kann. Er findet daher die Beziehung zur Kunst bzw. zu den Kunstwerken fast nur durch Museen, Galerien, Kirchen, Ausstellungen. Wohl dem, der das tut! Aber die innere Kraft, die vom Kunstwerk ausgeht und die seelische Bindung zwischen ihm und dem Menschen herstellt, wird immer nur vorübergehend sein können. Schon ein einzelnes, ererbtes, vielleicht nur kleines Gemälde oder eine schöne Vase aus Großväterzeit kann einem Raum einen einmaligen Hauch, eine Nuance von Schönheit und Intimität geben, die in einem noch so kostbar und stilvoll eingerichteten Heim ohne dem nicht entstehen kann. Es gibt kaum etwas, das mehr enttäuscht, ja traurig stimmt, als das Haus eines wohlhabenden und „gebildeten“ Mannes, in dem alles „perfekt“, aber dies Eine, Unsagbare nicht vorhanden ist. — Daher sollten wir versuchen, diese sonst nicht zu schließende Lücke durch ein kleines oder größeres Werk vorgenannter Art aus alter oder moderner Zeit auszufüllen, was niemals durch einfaches Wollen geschehen kann, sondern die Gunst des Zufalls und des rechten Augenblicks erfordert.

Eines aber können wir alle. Bücher erwerben, in denen wir mit wahren Künstlern und ihren Werken vertraut gemacht werden, die wir jederzeit in beschaulicher Stunde, oder in Zeiten der Betrübnis, des Zweifels zur Hand nehmen können. Ein solches Buch nun ist das vorliegende Werk von Richard W. Eichler. Keineswegs will der Verfasser die moderne Kunst ablehnen, wie mancher glauben mag, der von seinem Kampf gegen die Auswüchse der Kunst, gegen die sinnlosen Übertreibungen und Neuerungen, überhaupt gegen den Manierismus gehört hat. Nein, er gibt uns hier einen Band in die Hand, der nur Künstlern unseres Jahrhunderts gewidmet ist und nicht etwa den längst bekannten und anerkannten wie Corinth, Nolde, Kokoschka, sondern vor allem denjenigen, die in der Zeit nach 1933 abgelehnt waren oder solchen, die noch nicht „arriviert“ sind. Natürlich freuen wir uns zu so berühmten Namen wie Käthe Kollwitz, dem Bildhauer Fritz Klimsch, Ernst Barlach, Georg Kolbe, Wilhelm Lehmbruck. Doch dem noch lebenden Maler, Bildhauer und Graphiker bringt

der heutige Mensch ein besonderes Interesse entgegen, vorausgesetzt, daß es sich um wirkliche Künstler handelt, wie wir es von Hannes Rosenow (geb. 1925), Walter Habdank (geb. 1930) oder Anne Henecka (geb. 1927) sagen können, um nur einige zu nennen. —

Vorzüglich wirkt sich der Gedanke aus, dem einzelnen Künstler zwei gegenüberliegende Seiten zu widmen, eine mit Bild und Kurzbiographie und die zweite ganz dem ausgewählten Kunstwerk. Überraschend die farbigen Wiedergaben z. B. Ludwig Wilhelm Großmann: „Im Park“, 1956, oder Prof. Hans Gött: „Drei Mädchen“ (1961) und Bernhard Hergarden: „Mädchen mit Blume“ (1959). Fügen wir diesen Gemälden in Öl noch Professor Karl Caspars „Gang nach Emmaus“ (1932) hinzu, das ganz modern von völlig neuer Auffassung des religiösen Bildes zeugt und in dem die Farbe als Abglanz des Überirdischen angewandt wird, dann glauben wir dem Liebhaber und Leser einen Einblick in diese neue Auflage vermittelt zu haben. An ihm liegt es, sich in das Buch zu versenken und sich zu entscheiden. Der Preis von 29,50 DM erscheint für das, was uns in diesem Buch geboten wird, denkbar gering.

G. H. Piehler

Eduard Spranger, Goethe. Seine geistige Welt. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen, 1967. Einmalige Sonderausgabe. 479 S. DM 12,80. Für den Goethe-Verehrer und -Freund ein willkommenes Geschenk und ein beständiger Begleiter, da Goethe nach Sprangers Wort „niemals bloß intellektuelle Antworten aus kühler Ferne“ gegeben, sondern stets aus der Unmittelbarkeit des Menschen gedacht hat.

Der Bär von Berlin, Jahrbuch 1967 des Vereins für Geschichte Berlins, arani Verlags GmbH, Berlin 33.

In diesem verdienstvollen und ansprechenden Jahrbuch, das mit einer Reihe guter Bildwiedergaben ausgezeichnet ist, finden wir auf S. 48—68 einen Artikel von Dr. Ernst Meyer mit dem Titel „Schliemann und Virchow“ Zwei große Männer der deutschen Vorgeschichtsforschung, der mit vier Bildseiten ausgestattet ist. Jeder, der Ernst Meyer und seine Werke kennt, wird gern zu dieser Darstellung greifen. Wenn wir auch mit den Grundzügen aus Schliemanns Leben und Werk vertraut sind, so bietet sie doch noch wieder Züge, die uns überraschen. Vor allem zeigt sie uns auch die exakte wissenschaftliche Art des Forschers, der auf S. 50 u. a. die umfassende Dissertation des Caroliners Dr. H. Grobbeck „Mecklenburg-Strelitz in den Jahren 1842 bis 1852“, 1926, als Quelle zitiert und ebenso die Dissertation des Caroliners Dr. H. P i n n o w, Die Ansichten über die Leibeigenschaft in Mecklenburg 1780—1820.

Deutsche Schule zu Helsinki-Helsingfors. Bericht über das Schuljahr 1966—67. 112 Seiten. [Leiter Oberstudiendirektor Hans Eduard Dankert, Abiturient des Neubrandenburger Gymnasiums.]

Leider ist uns der Raum versagt, auf Inhalt und die überaus reiche Bebilderung des Buches einzugehen. Es ist ein für uns alle hervorragendes Dokument deutscher Leistung nach dem 2. Weltkrieg. Die Schule hat im Auslande wohl kaum ihresgleichen. Kindergarten, Volksschule, Progymnasium und Gymnasium bilden eine organische Einheit. Das Progymnasium führt zum Abgangszeugnis der Mittelschule. Das Gymnasium führt die nichtfinnischen Staatsangehörigen zur deutschen Reifeprüfung, die finnischen Staatsangehörigen zum finnischen Studentexamen und zur deutschen Reifeprüfung. Im Sportzentrum Vuokatti in Nordfinnland wird manchem Schüler ein kostenloser Aufenthalt bewilligt und die skibegeisterten Jugendlichen können dort eine Woche oder mehr in Sonne und Schnee verbringen. Das Zentrum liegt weitest des Polarkreises. Solch ein Skikurs in finnischer Wildnis erzeugt natürlich bei aller benötigten Kraft und äußerster Anstrengung restlose Begeisterung. Die zahlreichen deutschen Auslandsschulen im östlichen Ostseeraum sind, bis auf diese eine in Helsinki, alle verschwunden. Die älteste befand sich in Reval (Tallin) am Dom und bestand 750 Jahre.

Bibliographie zur Geschichte der Stadt Leipzig, Sonderband IV „Das Buch“. Bibliographie zur Geschichte des Buchdrucks, des Buchhandels und der Bibliotheken. Weimar 1967, Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, 383 Seiten, Leinen ca. 35,— DM.

Schon vor hundert Jahren tauchte zum erstenmal der Gedanke an eine Leipzig-Biographie auf. Nachdem der Sonderband III, 1964, „Die Kunst“ behandelt hat, ist diese Neuerscheinung als eine wertvolle Fortsetzung zu begrüßen. Wir wissen, daß der Böhlau Verlag durchweg

vorzügliche Werke herausbringt. — Man stößt auf S. 194—197 immer wieder auf den Namen Gustav Wustmann (1844—1910). In Quinta hörten wir das erste Mal seinen Namen, aber noch in Prima wußten wir nicht, daß er sein ganzes Leben im Dienst der deutschen Sprache als Kulturhistoriker und Bibliothekar verbracht hat.

Die Buchhandlung Schuster, 295 Leer, Heisfelder Straße 7, brachte in ihrer Schallplattenreihe „Niederdeutsche Stimmen“ fünf neue Titel heraus, darunter „Entspekter Bräsig“ aus Fritz Reuters schönstem und bekanntestem Werk. Es gibt keinen echten Mecklenburger und Freund unseres großen Dichters, der diese Figur nicht kennt und liebt. Daher sind wir der Buchhandlung Schuster, Leer, zu großem Dank verpflichtet, daß sie uns diese Schallplatte beschert, und ebenso dem Rezitator Gerd Lüpke, der gleichzeitig eine sehr konzentrierte Auswahl zu treffen und die nicht einfachen Übergänge zu schaffen hatte. Zu allem, insbesondere zu der Wiedergabe, gehörte nicht nur Geschick, sondern auch ein völliges Hineinleben in das, was der Dichter durch seine Figur an Tiefe und Schönheit der Seele, an Wahrheit und Gradheit seinen Lesern übermitteln wollte.

Annalise Wagner, Aus dem Leben und Werk südostmecklenburgischer Heimatforscher, hgg. vom Bezirksmuseum Waren/Müritz. Ernst Wähmann Verlag Schwerin. 1966.

Es werden behandelt: Walter Karbe, Konservator u. Heimatforscher; Dr. A. Chr. Siemssen, Naturwissenschaftler; Dr. h. c. E. Boll, Naturwissenschaftler; Fr. Winkel, Lehrer u. Heimatforscher; K. Hustaedt, Landeskonservator u. Heimatforscher; W. Gotsmann, Lehrer, Maler u. Heimatforscher. — Ein Blick in das Heft genügt, um den Wert zu erkennen. Neben einer Biographie der Forscher folgt ein Werkverzeichnis, das bei W. Karbe allein 14 Seiten füllt, bei K. Hustaedt 10 Seiten. Von dem Heft sind nur 800 Exemplare gedruckt. Wer Interesse für den gebotenen Schatz hegt, bestelle es also sofort.

Die Johanniskirche in Crailsheim hgg. von Pfarrer Hans-Joachim König, Wettin-Verlag Kirchberg/Jagst, 1967. 88 Seiten. 30 Abbildungen illustrieren vorzüglich den von fünf Autoren bestrittenen Inhalt. Die Hauptlast trägt offenbar der Herausgeber, der auch die Baugeschichte der Johanniskirche von 1398—1967 bearbeitet hat. Hans-Joachim König ist alter Caroliner und wird manchem noch ein Begriff sein. Der Krieg hat ihn nach Süddeutschland verschlagen. Seine Anschrift: 718 Crailsheim, Kirchplatz.



Werner Tschirch, Rostocker Leben im Rückblick auf 1900. Zeichnungen von Egon Tschirch (aus seinem Nachlaß). Rostock 1964. 2. Auflage mit Nachträgen 1964. 98 Seiten.

Wir lesen vom Rostocker Theater, dem Pfingstmarkt, den Ausflugsorten, und auch der dem alten Rostocker Studenten bekannte Blutstraßen-Bummel wird noch einmal ins Leben gerufen. *Tempi passati*. — Seinen Vater, den Goldschmiedemeister Hans Tschirch, hat der Sohn Egon*) in einem charakteristischen Ölgemälde festgehalten. So war er, so haben wir ihn gekannt. Leider kennen wir nicht das Jahr der Entstehung. Aber dem Alter und Ausdruck nach hatte er den begabten jüngeren Sohn, den Rostocker Studenten, der zu Beginn des 1. Weltkrieges fiel, schon verloren.

*) vgl. „Carolinum“, 30. Jg. Nr. 41, 1964/65, S. 44 ff: Ernst Adolf Dreyer, Der Rostocker Maler Egon Tschirch.

Zwei Hefte der Zeitschrift „Naturschutzgebiet in Mecklenburg“, die jetzt im 10. Jahrgang im Ernst Wähmann Verlag, 27 Schwerin (Postfach 283), erscheint, liegen vor uns: Nr. 1 und Nr. 2. Das Niveau ist durchaus gehalten, wenn nicht noch gestiegen. Wie immer sind sie vorzüglich bebildert. Auf S. 17—19 des Heftes 1 tritt uns die einmalig schöne Müritz in ihrer Weite und Ruhe, aber auch bei starkem Wellenschlag entgegen, der sich als Schlußbild die echt mecklenburgische Landschaft „Elde bei Waren“ anschließt, während das Titelbild einen Teil der Kreideküste auf Rügen zeigt. Aus allen Beiträgen geht hervor, wie ernst die Aufgabe des Naturschutzes in Mecklenburg aufgefaßt wird. So im Aufsatz von Prof. Dr. Dr. H. Grimm „Erholung und ihre landschaftsbiologischen Voraussetzungen im Urteil des Arztes“, dem reiche Literatur angefügt ist. Den Vogelliebhaber wird besonders der Aufsatz „Ansiedlungshilfen für Greifvögel“ fesseln, den W. Kirmse beigesteuert hat. Wir wissen ja, daß gerade diese Vogelart zum Aussterben neigt und freuen uns, wenn wir lesen, wie alles getan wird, um dem entgegenzuwirken. — In Heft 2 bietet uns das Titelbild die hervorragend gute Aufnahme eines droh-zischenden Schwarzhalbstauchers im Naturschutzgebiet Dambecker Seen; auf S. 17—19 sehen wir auf ganzseitigen Bildern eine fütternde Trauerseeschwalbe (*Chlidonias niger*), einen dunklen Wasserläufer (*Tringa erythropus*), eine Lachmövenkolonie und eine brütende Lachmöve (*Larus ridibundus*). Von den durchweg wertvollen Darbietungen heben wir hervor den Aufsatz von W. Spillner und F. Höckendorf „Das Naturschutzgebiet Dambecker Seen“, der über Brutvögel und Durchzieher berichtet. Die große Rohrdommel, die viele von uns so gut vom Ziercker See her kennen und die Dörchläuchting bei Reuter in Furcht versetzt, ist selbst hier nur mehr mit etwa 4—5 Paaren beobachtet. — Wenn wir in diesen Heften lesen, dann können wir verstehen, daß ein so wissenschaftlich veranlagter Mensch wie Studienrat Dr. Karl-Erich Maaß vom Carolinum mir anvertraute, er wolle sich nach der Beilegung der Kriegswirren nur noch der Forschung in Mecklenburg widmen. Ein früher Tod nahm ihm sein Ziel. Aus diesem kleinen Beispiel erkennen wir wieder, daß Wissenschaft und Kunst höchste irdische Güter bilden, aber wir wissen auch, daß nur wenige dazu auserwählt sind. — Während der Pfingsttage 1967 weilte ein prominenter Gast aus der Sowjetunion in der biologischen Station Serrahn bei Neustrelitz, der Vizepräsident der Allrussischen Gesellschaft für Naturschutz, Herr Golowanov. Mit ihm entwickelte sich auch ein Gespräch über den jetzt vor den Toren Moskaus entstehenden Nationalpark „Russischer Wald“, der sich über 56 000 Hektar erstrecken wird, und in dem auch Wisente, Elche und Biber angesiedelt werden sollen.

G. H. P.

Neuerscheinung: Handbuch der Bienenkunde, Band VII. Die Bienenweide, von Dr. Ulrich Berner, Wilhelmsfeld bei Heidelberg. Mit einem Beitrag über die biologischen Grundlagen der Honigtautracht von Dr. Hans Müller, Konstant. 2. völlig neu bearbeitete Auflage des 1930 erschienenen Bandes „Die Bienenweide“ von Prof. Dr. E. Zander. 1967. 222 Seiten mit 85 Abb. Ln. 29,80 DM.

Dr. Berner ist unseren Lesern als erstaunlich vielseitiger Wissenschaftler und Forscher durch eine Reihe von Veröffentlichungen bekannt geworden. Wir brauchen nur an seinen letzten Beitrag im „Carolinum“ Heft 47 erinnern: „Mozarts Don Giovanni.“

Paul Steinmann, Bauer und Ritter in Mecklenburg, Petermänken-Verlag, Schwerin/Mecklenburg 1960.

Für meinen Neffen Dr. Horst Hagemeister, Tierarzt in der Bodenseelandschaft, der mir das Buch im August 1966 lieh, schreibe ich eine Einführung in das schwer zu lesende Werk. [Diese ist also keine Rezension.]

Mein Mitschüler und Konabiturient Steinmann, klug und sachlich, hat schon als Schüler die Burg Stargard erforscht; sein Vater wohnte als großherzoglicher Beamter am Burgberg. Er studierte Geschichte und wurde Archivrät am Schweriner Landesarchiv, zuletzt in leitender Stellung.

Bei der Erforschung der Lage der Bauern in Mecklenburg hat er sich ganz streng an das urkundlich vorliegende Material gehalten: in erster Linie an die Steuerlisten, die stets von den Fürsten das Land genau geführt wurden, an Kirchenakten usw. Man müßte die in den Mecklenburger Jahrbüchern erschienenen Arbeiten Dr. Steinmanns über die Landessteuern, die Landstände, die Wirtschaftspolitik der mecklenb. Fürsten kennen, um sich in dem schwierigen Gebiet zurechtzufinden. (Anmerkungen⁸⁵) und⁸⁸) zum 1. Teil.)

Mecklenburg war altes Germanenland. Als während der Völkerwanderung (um 350, 450, 550 nach Chr.) das Land leer wurde, drängten von Osten her slawische Stämme nach und besetzten das ganze Land. In den Jahren 1160 bis 1164 eroberte der Sachsenherzog Heinrich

der Löwe das Land und besiedelte es mit deutschen Bauern, die Leitung der Siedlungsarbeit hatten Grafen, die ebenfalls Land bekamen.

Dr. Steinmann hat durch Forschungen in zwei Ämtern untersucht, wie diese wenigen Grafen und Ritter ihre „Hufen“ vergrößerten, indem sie die angrenzenden Bauern „legten“: für Westmecklenburg Goldenbow im Amt Wittenburg, für Ostmecklenburg das im Amte Stargard gelegene Cölpin.

Die Sympathie Steinmanns ist auf der Seite der Bauern — verständlich, denn sie sind der leidende Teil! Die volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte spielen für den Historiker St. keine Rolle:

Es ist erwiesen, daß ein reines Bauernland nicht genug Korn erzeugt, um die Städte zu ernähren.

Weil Steinmann diese Frage gar nicht zur Diskussion stellt, beendet er sein Werk mit der von den Kommunisten nach 1945 eingeleiteten Bodenreform: die Großbetriebe verschwinden, Mecklenburg wird wieder ein Bauernland. Trotz der Sympathie für die Bauern stellt Steinmann das „Legen“ der Bauern sachlich nach den Urkunden dar.

Die Landesherrn sind dabei meistens auf der Seite der Bauern; die zahlen auch verhältnismäßig mehr Steuern: bei den Hufen der Ritter ist oft die Hälfte steuerfrei, da der Ritter zum Dienst im Kriege verpflichtet war. Das blieb auch so, als die Ritter keinen Kriegsdienst mehr zu leisten brauchten.

Ich empfehle, genau zu lesen: die „Einführung“, Seite 1 bis 6 (das „Vorwort“, Seite XVI bis XX ist überflüssig). Erklärung des Namens „Hagemeister“ S. 2.

Bei der eigentlichen Darstellung (von S. 7 an) auch die Anmerkungen (von S. 250 an) lesen. Mir ging es so, daß ich häufig die ersten Seiten wieder lesen mußte, wenn ich im späteren Text nicht mehr klar sah. Das wiederholte Lesen macht sich bei der schwierigen Frage aber bezahlt! Ich habe einen guten Einblick in die Geschichte unserer Heimat bekommen.

Das Kapitel I handelt — im Gegensatz zu den folgenden Kapiteln — von West-Mecklenburg als ganzem; wichtig ist: hier das Verhältnis der Slawen zu den Deutschen (Ablehnung der Theorie Jegorows S. 20); Entstehung der Adelsnamen (S. 19).

Bei der exakt nach Quellen und Urkunden erarbeiteten Darstellung der Versuche der Bauern, sich gegen die Übergriffe mächtiger Ritter zu wehren, ist mir klar geworden, welche Macht die „Ritter“ im alten Mecklenburg besaßen (Kapitel VII und VIII hauptsächlich). „Ritter“ oder „Junker“ nannte man adlige und bürgerliche Gutsbesitzer, die mehr als etwa 1000 Morgen Land besaßen (4 Morgen = 1 ha); ich weiß die Zahl nicht. Diese Ritter hatten im alten Mecklenburg zusammen mit den Landesfürsten die Gewalt: Kein Landesherr konnte durch seine Regierung Gesetze erlassen, die die „Stände“ (das bedeutet „die Landstände“) nicht wollten. Allerdings gehörten zu den „Landständen“ auch die Bürgermeister der Städte; sie wurden aber auf den Landtagen (abwechselnd in Malchin und Sternberg) von den „Rittern“ überstimmt.

Wenn ich mir die Ravensteinsche Radfahrkarte von Mecklenburg ansehe, die mir Onkel Viktor 1906 schenkte, fällt auf, daß die großen Chausseen nicht in erster Linie die Städte miteinander verbinden (was die Bürgermeister gern gewollt hätten), sondern strahlenförmig von den Städten aus ins Land gehen: der Ritter wollte einen bequemen Weg zur nächsten Stadt. Daher keine Chaussee von Neustrelitz nach Waren, keine von Rostock nach Güstrow!

Die Landstände hatten ihren Sitz im „Ständehaus“ in Rostock (dicht am Steintor), mit eigenem Archiv; Einblick in die Akten bekam P. Steinmann erst nach 1922, als sie in das „Geheime und Hauptarchiv zu Schwerin“ überführt waren! (Seite 4.)

Ferner:

In meinem ersten Semester in Freiburg/Breisgau zeigte der Geologie-Professor Deecke eine geologische Karte von Deutschland und sagte dabei: „Nur in Mecklenburg ist auf der Karte ein weißer Flecken — der mecklenburgische Landtag hat kein Geld bewilligt, um die von Professor Geinitz in Rostock erarbeitete geologische Karte von Mecklenburg drucken zu lassen.“

Daß sogar der Landesfürst noch 1851 von den Landständen gezwungen wurde, ein den Bauern günstiges Gesetz aufzuheben, steht auf S. 97 am Anfang des Kapitels XII.

Die wirtschaftliche Lage der Bauern und der Ritter: gut dargestellt auf den Seiten 37 bis 39.

Zunächst bewirtschafteten die Grundherren ihr Land nicht selbst, sondern verpachteten es an Bauern (Seite 37 unten). Daraus wurde mit der Zeit ein „Untertanenverhältnis (Seite 38

oben). Die Ritter lebten häufig sogar in der Stadt, als Ratsherren oder Bürgermeister, lebten vom Ertrag ihrer verpachteten Ländereien.

Etwa um 1550 (Seite 38 unten) wurden die Ritter „Landjunker, Landwirte und Produzenten von Korn“ — aber ohne eigenes Inventar! Der Bauer war zum „Hofdienst“ einen oder mehrere Tage der Woche verpflichtet, und zwar mit seiner Familie. Und mit seinen Gespannen. Die Bauern beschwerten sich manchmal, daß sie wegen des Hofdienstes mehr Pferde und Kühe (oder Ochsen) halten mußten, als ihre Wirtschaft trüge (z. B. Seite 138 Mitte).

Nach 1741 wurde in Mecklenburg-Schwerin das Land neu vermessen und das Ackerland „bonitiert“, wobei man von der „Scheffel-Einsaat“ ausging: eine Scheffel-Einsaat ist die Ackerfläche, auf die man einen Scheffel Saatkorn aussäen konnte. Eine voll bonitierte Hufe sollte aus 100 Scheffeln bestehen. Je nach Güte des Bodens schwankt also die Größe einer Hufe zwischen 21 und 32 ha (nach dem Ansatz: bei gutem Boden soll dicker gesät werden, bei schlechterem dünner; daher bedeutet „1 Scheffel-Einsaat“ bei gutem Boden: 100 Quadrat-Ruten, bei mittlerem: 150, bei schlechtem 200 Quadrat-Ruten Land).

Für die Landessteuern wurde Waldbesitz nicht nach dem Wert des Baumbestandes bestimmt, sondern nach dem Wert des Waldbodens als Viehweide!

Bei der Neubesiedelung (nach 1200) hatten die Slawen noch nicht die Drei-Felder-Wirtschaft der späteren Zeit, sondern unregelmäßige „Feld-Gras-Wirtschaft“ oder reine Weidewirtschaft. Anm. 120 auf S. 266; im Text S. 44 Mitte.

Bei der alten „Drei-Felder-Wirtschaft“ bestand Flurzwang: Das von dem ewigen Weideland (Allmende) räumlich getrennte Ackerland war in drei Felder geteilt. Davon wurde das eine mit Winterkorn, das andere mit Sommerkorn bestellt, das dritte als Brache ein Jahr liegen gelassen. Pflügen, säen und ernten mußte von allen Bauern eines Dorfes zur gleichen Zeit gemacht werden, da es zwischen den einzelnen Feldstreifen keine Wege gab. Seite. 43. Interessant das Zitat aus Nugent, dem bekannten englischen Reisenden (1766) und Schriftsteller (S. 44 und Anm. 129, S. 267).

Fragen der Leibeigenschaft (S. 47—49): Seit 1590 weisen mecklenburgische Juristen auf römische Rechtsvorstellungen hin, nach denen die Bauern Leibeigene sind, berufen sich auf Tacitus, Sachsenspiegel und andere Quellen (die sie alle falsch verstehen!).

Die mecklenburgischen Bauern hatten aber meistens ihre Länder ererbt! Nur hatten sie darüber keine schriftlichen Urkunden. Entsprechend dem Brauchtum (S. 47/48) galt das Überreichen oder auch nur das Antasten von Symbolen (z. B. Span vom Türpfosten, einer Acker-scholle) als Übergabe des Gehöftes. Eine Urkunde wurde dabei nicht ausgestellt. Die Landstände erreichen dann nach 1606, daß sie das Recht haben, jeden Bauern, der nicht durch eine schriftliche Urkunde beweisen kann, daß ihm das Land gehört, verjagen und seinen Hof „legen“ zu können. Das war eine Ungerechtigkeit, denn dem Adel wurde im gleichen Gesetz „verbrieft“, daß ihnen ein Lehen, das sie 30 Jahre oder länger in Besitz hätten, niemals genommen werden könne.

In der „Gesinde- und Bauernordnung“ 1645 wird die Leibeigenschaft gesetzlich verankert (S. 49 Mitte).

Sehr lesenswert: die Bedrückung der Bauern in Jessenitz (von Pentz) S. 50 unten und 51 ganz.

Sehr lesenswert auch die beiden Kapitel VII und VIII — Kampf der Bauern gegen das Legen oder Verkleinern ihrer Stellen durch den Freiherrn von Lützwitz (von S. 53 an). Er läßt eine kaiserliche Exekution kommen, die die Bauern drangsaliert: in das Dorf wird gelegt ein Unteroffizier und sechs Dragoner. Außer Quartier, Essen, Trinken und Pferdefutter erhielten die Dragoner noch acht Schilling täglich von den Bauern.

Auch die Rittergutsbesitzer hatten wirtschaftliche Schwierigkeiten (S. 76) durch Rinderpest, preußische Erpressungen und Geldverschlechterung im Siebenjährigen Krieg und später durch das Sinken der Getreidepreise infolge der Kontinentalsperre Napoleons 1806.

Kornpreise fallen auch dadurch, daß man sich angewöhnt, Kartoffeln statt Brot zu essen.

Wenn man Sinn für Geschichte hat und unsere eigene Vergangenheit klären will, soll man — das ist meine Meinung — bei der Geschichte der mecklenburgischen Heimat beginnen, lieber Horst!

Ich hoffe, Dir mit diesen sechs Blättern Lust gemacht zu haben, das ganze Werk nach und nach „durchzuackern“ — es lohnt sich!
Karlsruhe, Oktober 1966.

Dein alter Onkel

Herbert Müller-Praefcke

Uns' plattdütsch Eck

Fritzing sin iersten Rimels

Ostern rüchte ümmer neger ran. Börgermeister Reuter sin Fritz süll kunfermiert warn un denn von Stemhagen na Fräländ up de hogen Schaulen. So wier dat beslaten. Un denn wier dor nix nich aftauhanneln. Wat Vadder seggt harr, dat güll.

Dat wier Fritzing gor nich leif, dat hei nu dat unbunnen Läven in Spill un Fridom upgäven süll: dat Drakenupfieren uppe Preisterkoppel tausam mit sin gauden Frünn' Corl Namaker un Hanne Slütern; un denn dat Strietschauhlopen up den schönen groten Meßpool von den ollen Buhoff, wuur hei noch jeden Winter poormal inbraken wier; un nich taulezt dat Ball- un Kuhlsoegspill mit sin beiden Veddern un de annern Frünn' uppe Bullenwisch! All dat süll nu ein Enn' hebben, dat allens süll hei von nu af an missen? Nich uttaudenken! Un den schuligen un kuscheligen Bullenwinkel dor achter de Wisch? Wo leivlich un heimelig leeg dat Flach dor! — Oever dat wüß ja keinein: sin Süster nich un sin Veddern nich un de annern Maten ok nich; sülv's nich mal Corl Namaker, wat doch sin best Fründ wier — ne, dat wüß hei blot allein, hei un Gusting Spoomann, wat den Aptheiker sin Dochder wier; dei harr em dor 'n bäten Sellschop bi daan.

Nich in de Döchderschaul för „gebildete Stände“ wier dit eigen Gefuehl för Gusting bi em upkamen; ne, ierst later, in de Danzstunn' bi Herrn Danzmeister Stengel, dei ümmer so dull sweiten müß un ok Kemedi spälen kunn. Un wenn Fritz ok kein Ahnen un keinen blassen Dunst von Takt un Melodie harr un ümmer gegen den Takt an hüppt un hoppst, dat keinein von de smucken jungen Mätens mit em tanzen un sik lachhaftig maken wull: Gusting hööl tru tau em, wenn hei ehr ok noch so oft uppe Tegen pedden där. Sei lachte em blot an mit ehr leiven brunen Ogen, un Fritz wier ehr dor dankbar för.

Baben in den Slottgoorden harrn sei sik mal drapen, natürlich ganz tauffällig. Un dat harr sik ok woll noch öfters taudragen, wenn sin Pät, de oll Amtshauptmann Weber, ehr dor nich bi inne Mööt kamen wier: „Wat is dit? Nee, wat denn? Min Herzenskindting, hebben ji al lang' hier stahn? Das ist ja eine ganz besondere Sache!“

Un hei harr ehr beid de Hand gäven un Gusting fründlich oever dat fүүrrode Gesicht strakt, schoonest dat em de Dierns sünst ümmer tau quarrig wiern. Oever hier bi Gusting leeg de Saak doch woll anners.

Wenn sin Pät ok nix naseggt harr: bäter wier dat doch, wenn sei sik dat nächst Mal nich hier baben dröpen un sik ein anner Städ söchten. Un sörrde de Tiet wier ehr de „Bullenwinkel“ dat leivste Flach worrn. Dor bigegent ehr keinein, un nūms wüß dor wat von af.

Nu süll ok dit unschüllig Vergneugen sin Enn' funnen hebben? Fritzen wier dat Hart äbenso swoor as Gusting. „Un hier“, dormit drückte sei em schamig ehr Poesiealbum in de Hand, dat harr sei tau Wihnachten schenkt krägen, „schriev mi 'n lütten Vers in, Fritzing, dat ik n' Andenken an di heff!“

Fritz versprök ehr dat ok: „Wenn du mi 'n Seuten schenken deist, Gusting, denn so schriev ik di wat in.“

Gusting wier werrer knallrot worrn. „Oever, Fritzing, dat geht doch nich an —“ Man Fritz leet nich na: „Dau dat man, Gusting; büst ja ok de Allerbest!“

Tauläng un taulezt wiern sei oevereinkamen: Wenn Fritz ehr den besten Sprook inschriev, denn kunn dat upt Enn' moeglich wäsen, dat — Oever dat müß de best Sprook wäsen, den dat gäven där . . .

Un nu seet Fritz tauhuus un söög uppe Fedderpoos'. Dörchläst harr hei all de Sprök in dat Bauk, all dei dor instunnen, in dat Stammbauk. O, wat was dat 'n Tüünkram!

Wat much ehr Vedder Guschi sik dor woll bi dacht hebben, as hei schräven harr:
„Gedenke nah, gedenke fern, gedenke meiner oft und gern, gedenke meiner bis zum
Grabe, wie sehr ich dich geliebet habe.“

Guschi? Ne, dat wuß Fritz genau, dei harr bi Gusting kein Utsichten. Na, un de
annern Rimels? Dei wiern äbenso dwallerig. Sonne dwatschen Versen wull Fritz nich
schripen. Man wat denn? Afschripen un blot nastamern wull hei sonn' abellsch Tüüg
ok nich. Sin Vadder harr ganz recht: dwallschen Kram is dat, wider nix!

Fritz müß ja nu woll man rein sülv bi un wat erfinden. Tau giern harr hei sik woll
röhmt, de ierste Dichter in Stemhagen tau wäsen; man de Pott wier al besett'. De ierste
Dichter von Stemhagen — un sogar 'n plattdütschen Dichter — dat was Fru Tiedten
wäst, ein Sniderwittfru un Neihersch, dei alle Inwahners von Stemhagen mit 'n Slagwurt
bedacht harr: „Susemihl kickt ut de Luuk; Spoomann, dei gifft em de Kruuk; Prost!
seggt Soost; Schön Dank! seggt Blank usw.“

Oever in den Drift, ehr dat nataudaun, harr Fritz vördäm al mal sinen iersten
Versäuk makt. Dat wier so kamen: As hei mal mit Corl Namakern uppe Wippwapp
seet, seeg hei, dat den Herrn Amtshauptmann sin Gäusjung Fedderposen seuken un
üm sinen Haut rümstäken där, dat hei mihr för 'n indianschen Kaziken as för 'n mäkel-
börgschen Daglöhnerjung antauseihn wier. Dordörch wier Fritzen sin poetisch Adei
anröög't worm, un de ierste Vers in sin jung Läven wier em bifollen:

„Im Frühlinge blühen die Rosen,
im Sommer verlieren die Gänse ihre Posen.“

Disse Vers wier em bet hüt un bet up dissen Dag nagahn. Wat süll hei sik nu noch
lang' besinnen? Hei keek sin Fedderpoos' an un müß an de Rosen denken, un an
Gusting, un an den Seuten, den sei em verspraken harr, wenn hei —

Oever dor nehm hei ok al den Posenstäl, stukt em in den Blackpott un schreib mit
karnig-faste Schrifttoeg:

„Rosen erblühen, Rosen blühn,
Morgen ist nicht heut!
Keine Stunde laß entfliehen:
Flüchtig ist die Zeit!
Aufschub einer guten Tat
Hat schon oft gereut!
Hurtig leben ist mein Rat;
Flüchtig ist die Zeit!

Am 3. April 1825“

So, dat wier schafft! As Fritz farig wier un sin Makwark noch einmal dörchläsen
harr, ankte hei hoch up. Un denn lees hei dat noch mal dörch: wägen Ottegrafiefählers.
Oever dei wiern dor woll nich in. Ne, dat harr allens sin Richdigkeit. Hei funn de
Rimels binah schön. Up jeden Fall wiern sei na sin Ansicht bäter as de anner Tüün-
kram dor in dat Bauk. Un wenn sei em gefölen, denn würrn sei Gusting ok woll ge-
fallen.

Un dor harr Fritz nu den Bewies bröcht, dat sin Pegasus al sadelt wier, wenn hei
ok vörierst noch an den Kastalischen Quell grasen där. Un wat den Seuten bedrapen
deit — Oever dor hett nüms nix von tau seihn krägen. Harr de oll Herr Amtshauptmann
ehr dorbi drapen, harr hei bestimmt seggt:

„Min Herzenskindting, ne, wat denn? Stahn ji al werrer hier? Dann ist dies doch
wohl eine ganz besondere Sache!“
Hans Meese

Vör söbentig Johr wahnnte hir 'ne oll Fru, de besöchte mal ehr Enkeldochter in de
Ümgegend. As se wedder an Hus was, wunnerwarkte se ümmerto un säd to de Lüd:
„Nä, dat hew ick jo gornich wußt. Nemen's blot mal an, achter Lübtheen giwt dat
jo ok noch Hüser!“
Olga Vorbeck

De Isen in dat Füer

En anjohrt Fröl'n, ne spack un dröög Perßon
kümmt gistern rin in ne Zeitungsredaktschon
un seggt, knapp dat se rin is in de Döör:
„Gun Morgen, sind Sie der Redakteur?“
Un as hei tau ehr seggt, dat wier hei woll,
stellt sei sick vöör as „Edeltraut von Toll“
Hei steiht denn langsam up, verböögt sik as en Pahl,
un stellt en'n Staul ehr hen. Sei sett't sik dal
un haalt glieks ut ne leddern Aktenmapp
Poppieren rut, en'n Hümpel, leggt em, swabb,
up sienen Schrievdisch hen un seggt dorbi:
„Ich habe hier ein bißchen Poesie,
die ich in sel'gen Stunden ausgedacht,
zum Druck für Ihre Zeitung mitgebracht.
Ist sie auch schlicht, bescheiden in der Form,
die Wirkung aufs Gemüt ist ganz enorm!
Noch jeder hat gerührt und tief bewegt
die prächt'gen Verse aus der Hand gelegt!
Nun lesen Sie, um dran sich zu erfreuen
Sie als ein Kenner werden's nicht bereuen!“ –
De Redaktör, „wat fängt hei nu blots an,
bi deese Wüürd is em de ganze Lust vergahn.
Doch nimmt hei ut den Hümpel acht, näägen Blatt
un denkt doorbi: „Ik finn an't Enn doch wat,
dat utsüüht as vernümf'te Poesie,
väl von Gemäud und düchtig Phantasie.“
Hei lest'n poor Vers un bläädert hier un door,
doch ball strüüvt sik up sienen Kopp dat Hoor.
„Wat's dit?“ Mein knabenschlanker Seladon,
du riefest mir? Ich hüpf schon!
„Un hier!“ Wolln in den kühlen Wasserfluten
zerzischend töten Liebessiedegluten!
Hei kruust de Nääs un kratzt sik achter't Uhr,
(uns' Edeltraut liggt bannig up de Luer)
Hei schimpt vöör sik: Dat is doch rein tau dull,
mit sowat smeert se nu de Siden vull'
Wuur kann man blots soon Schrieverie verbräken!
ick mööt de Daam en dächten Sticken stäken.
Ik wull't ehr fründlich seggen, doch se pliert
mi an un glöövt am Enn, ehr Dichterie har Wiert.
Ach nee, mein Kind, ik snack en düttlich Wurt!
Ahn dat kümmt du von hier nich furt!“
Doch door seggt Edeltraut: „Ich sah es kommen!
Sie sind von meiner Poesie ganz eingenommen!
Doch dies ist nur ne Probe, hab auch heuer
so viele Eisen, schöne, noch im Feuer.“
Hei seggt un lacht so swienplitsch vöör sik hen:
„Dat's recht! In't Füer mit den ganzen Kraam! Un denn,
mien Kind, daun sei dat „Dichten“ sik begäaven!“
Dunn deit de Diern sik stief un wütend tau erhäaven,
grappscht na ehr „Poesie“ un seggt: „Banause!
Mir das, dem jüingsten Sproß aus altem Hause!“
Un deep beleidigt sweevt se ut de Döör.

P. Roemer, Zehdenick

Wihnacht in de Firm

Wihnachten! — Wo scheun dat klingt.
Woans dor glikst dat Hart mi springt.
Vör mi seh ick den Wihnachtsbom
Mit de Nöt un de Appels un den Zuckerschom.
Dor to Hus in'n Nurden dor baben
Sitten se hüt an'n warmen Aben,
Un de Lichter blinken un blaken
Un up den Disch liggen all de Saken.

Hür! — Wat summt mi in de Uhren?
Wihnachtsglocken lising verluren.
Von de Heimat kümmt mi de Gruß,
Von Vatting un Mutting, kümmt von to Hus.
Un nu bün ick all middenmang,
Dichting verbunnen hett uns de Klang. —
Bün ick ok hier unnen, sünd Ji ok dor baben:
Wihnacht fiern wi doch tausamen.

Verfaßt am 24. Dezember 1902 für die
Seekadettenweihnachtszeitung der
Seekadettenmesse S. M. Schulschiff „Stein“
von Seekadett Hermann Brunswig
(19 Jahre alt)

*Prof. Dr. William G. Niederland,
Verfasser des Schliemann-Aufsatzes, Heft 46, in Göttingen*

Am 31. Juli 1967 hielt Prof. Dr. Niederland von der Staatsuniversität New York auf Einladung der Universität Göttingen als Gast einen Vortrag in der Universitäts-Nervenklinik über den Sohn des durch die Einführung der Schrebergärten berühmt gewordenen Professors für Orthopädie Dr. Gottlieb Schreber, den späteren Senatspräsidenten Daniel Paul Schreber (1842–1911). Dieser erkrankte psychisch und schrieb in der Nervenheilanstalt ein Buch „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken“. Das Werk des zwar geisteskranken, jedoch hoch intelligent gebliebenen Verfassers wurde 1903 herausgegeben, aber sofort von der Familie aufgekauft. Einige Exemplare entgingen dem Zugriff und so konnte Prof. Dr. Sigmund Freud in Wien es einer eingehenden, im Jahre 1911 veröffentlichten Analyse unterziehen, die zum psychoanalytischen Schlüssel über paranoische Geisteskrankheiten wurde. Prof. Niederland hat in den Jahren 1950–1965 bei weiterer Forschung aufschlußreiches Beobachtungsgut und Quellenmaterial zur Genese dieser Gemüteskrankung ermittelt und der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht. Hierüber berichtete er dem aus Professoren, Dozenten und Studenten bestehenden Auditorium. Eine lebhaftige Diskussion folgte, an der auch der Herausgeber der Zeitschrift „Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie“ Dr. W. Schwidder, Göttingen, teilnahm.

P.

Zu unseren Texten und Bildern

Die Klischees der Bilder von Wilhelm von Humboldt und seinen beiden Töchtern haben uns gütigerweise die Graphischen Werkstätten der Gebrüder Wurm KG, Göttingen, zur Verfügung gestellt.

Der Name Prof. Dr. Hellmut Diwald ist uns schon 1963 in Heft 38, S. 122/23 entgegengetreten. Dort wird sein Buch „Wilhelm Dilthey, Erkenntnistheorie und Philosophie der Geschichte“ einer eingehenden und sehr positiven Rezension unterzogen. So werden seine Worte zur Persönlichkeit Humboldts bei unseren Lesern auf vorbereiteten Boden fallen. — Das Bildnis von Großherzog Georg auf S. 14 wird allgemein unbekannt sein. Wir sind Archivdirektor Dr. Forstreuter für diese Bereicherung besonderen Dank schuldig. — Der Beitrag von Staatsarchivrat Dr. Steinmann wird dieses Mal für jeden Mecklenburger von besonderem Interesse sein, gibt er doch, abgesehen von der einmaligen exakten Art der Darstellung und Forschung, auch einen Einblick in die seelische Verfassung der Truppe. — Unsere plattdeutsche Ecke kann immer nur einen verhältnismäßig kleinen Raum erhalten. Umsomehr wird man begrüßen, daß wir in Beiträgen wie „Plattdeutsch vor 170 Jahren“ und „Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten“ der niederdeutschen Sprache stärker gerecht zu werden versuchen. Einen Dichter wie den Holsteiner Klaus Groth (Quickborn) könnten wir auf keinen Fall ausschließen und werden im nächsten Heft ein Lebensbild von ihm aus der Feder von Dr. W. Lehmecker bringen. — Annalise Wagner wird manches Herz allein schon durch die vertrauten Bilder von „Voss un Haas“ erfreuen. — Oberstudienrat Dr. Heinrich Pinnow führt uns zum ersten Mal in eine seiner weiten Flugreisen ein. Die Bilder sind von ihm selbst aufgenommen. — Die feine und innige „Zwiesprache mit dem Großvater“ von N. N. stammt nicht von Nikolaus Notnagel. Dieser erfreut uns mit Timpani-tacent. — Das Bild von Professor Göbeler mit seinen früheren, nun auch nicht mehr jungen Realgymnasiasten auf einer Wanderung wie in der Jugendzeit, läßt erkennen, daß bei aller Autorität, die damals in der Schule herrschte, die Schüler in Treue mit dem alten Lehrer verbunden blieben. — Das Primanerbild des humanistischen Gymnasiums zeigt eine Klasse, die in ihrer Gesamtheit, wie es öfter vorkommt, ein besonders hohes Niveau an Intelligenz und wissenschaftlichem Ehrgeiz aufwies. Außer den Studienräten Koozt und Dr. Horstoff erscheint noch einmal unser alter Professor Rieck inmitten der Klasse, was das Herz seiner nun schon ganz alten Schüler erfreuen wird. — Trotz seiner großen Arbeit hat Staatsarchivdirektor Dr. Koepen, Göttingen, wieder eine Rezension, die des Greifswald-Stralsunder Jahrbuches 1966, übernommen. Oberstudiendirektor i. R. Dr. Herbert Müller-Praefcke gibt uns ein einzigartiges Beispiel, wie man einem Verwandten oder Freunde bei der Lektüre eines wertvollen, aber schwierigen Buches helfen kann (S. 111/12). — Diplom-Landwirt Ehrenfried Bahlcke hat uns freundlichst das Bild von Dr. Fritz von Dewitz zugesandt.



Dr. med. Friedrich Rosenthal, Californien, besuchte im Mai/Juni seine deutsche Heimat und in ihr einige seiner alten Lehrer und Schulkameraden. Ein Foto aus dieser Zeit ist uns leider nicht zugegangen. Wir zeigen ihn daher auf dem Bilde mit seiner Gattin vor seinem Haus in Beverly Hills. Dr. Rosenthal stellte nach seiner Untersuchung von Thomas Mann die entscheidende Diagnose, welche zur sofortigen Operation führte.

Vermischte Beiträge

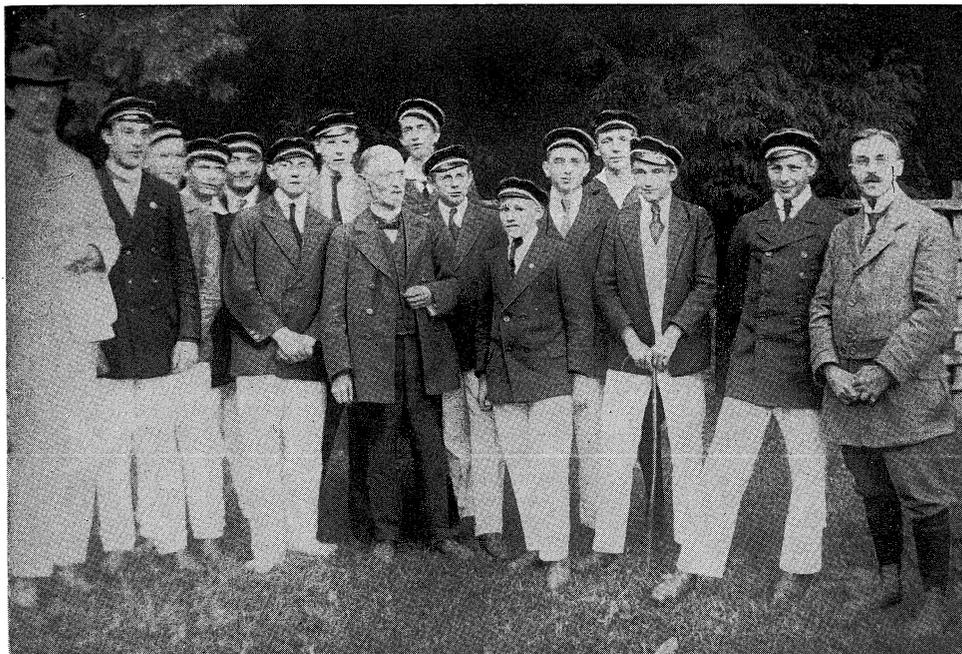
zum

Carolinum

33. Jg. - Nr. 48

Göttingen

Winter-Halbjahr 1967/68



Unterprima des Humanistischen Gymnasiums Carolinum. (Das Foto wurde gestiftet von Rektor W. Prillwitz, Ratzeburg.) Von links nach rechts: St. R. Kootz, ?, Ernst Beyer, Felix Schreck, Weidemann, Harms, H. E. Stier, Prof. Dr. Rieck, Kassau, Julius Breest, K. Eberhard Geissler, Fr. Rosenthal, Gienapp, W. Prillwitz, Jochen Denzin, St. R. Dr. Hordorff — Im Sommer 1919

Geburtstage

Im Sommer 1967 beging der Historiker Prof. Dr. Hans Erich Stier, Münster/W., seinen 65. Geburtstag. Seine Forschungen und sein Wirken wurden in der „Welt“ besonders gewürdigt. Die alten Caroliner sprechen ihm nachträglich die herzlichsten Glückwünsche aus und hoffen, ihm mit der Wiedergabe seiner Unterprima im Jahre 1919, den nachmaligen Abiturienten 1921, eine Freude zu machen. Das Bild wurde beim Schweizerhaus (Serrahn) vor dem Wildschweingatter aufgenommen. — Otty Schüder geb. Rust konnte am 9. November ihren 90. Geburtstag begehen. Wir senden ihr unsere herzlichen Glückwünsche, zumal wir wissen, daß sich die Beschwerden des Alters in starkem Maße eingestellt haben. — Marine-Oberbaurat a. D. Walter Proschwitzky feierte am 17. November seinen 80. Geburtstag. Er läuft im Winter noch Schlittschuh und schwimmt im Sommer im Lütjenseer See. Das Autofahren hat er allerdings jetzt aufgegeben. — Baumeister Robert Piehler, Berlin-Zehlendorf, beging am 29. April 1967 seinen 85. Geburtstag. Zweimal im Jahr sucht er Bad Sachsa im Harz auf, wo er in einer sehr schön in der Nähe des Waldes gelegenen Pension Ruhe und Erholung sucht.

Walter Blank 65 Jahre

Am 13. August d. J. beging unser Schatzmeister *Walter Blank* in Kiel seinen 65. Geburtstag. Seit unserem Zusammenschluß in Marburg 1956 verwaltet er die Einnahmen und Ausgaben der Carolinerschaft, wie unser Revisor Putzierer bestätigt, mit vorbildlicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit und schafft damit die Grundlage für unseren weiteren Zusammenhalt und für die Herausgabe unseres „Carolinum“. Den Dank und die Glückwünsche der Caroliner überbrachte ihm Peter Heitmann.

Walter Blank, zuletzt als Oberregierungsrat bei der Oberfinanzdirektion Kiel tätig, ist am 31. August d. J. in den Ruhestand getreten. Seine großen Verdienste in der Zoll- und Finanzverwaltung fanden ihre besondere Anerkennung in einem persönlichen Schreiben des Bundesfinanzministers Dr. h. c. Strauß.

Bibliotheksrat i. R. *Rudolf Seippel*, Göttingen, konnte am 27. Juli 1967 in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 88. Geburtstag feiern. Der Herausgeber des „Carolinum“ suchte ihn persönlich auf und überbrachte ihm mit den Glückwünschen und dem Dank der Carolinerschaft einen Blumenstrauß. Dr. Seippel unterstützt das „Carolinum“ seit vielen Jahren selbstlos durch Korrekturlesen und Hilfen in bibliothekarischer Hinsicht. — Regierungsbaurät i. R. *Erich Brückner*, Neubrandenburg, vollendete im Mai sein 86. Lebensjahr. Die Beschäftigung mit geistigen Dingen erhält ihn frisch und beweglich und wirkt sich entsprechend auch auf den alternden Körper aus. Wir sind ihm dankbar für so manche Unterstützung in historischen und baulichen Fragen und wünschen ihm von Herzen weiter Gesundheit und frohen Mut. — Rechtsanwalt Dr. *Hermann Stech*, Hannover, beging seinen 60. Geburtstag. Der Vorstand gratulierte ihm herzlich und dankte gleichzeitig für Rat und Hilfsbereitschaft, die er uns selbstlos wiederholt hat zuteil werden lassen. — Dipl.-Ing. *Walter Rieck*, Bergisch Neukirchen, konnte in Frische und geistiger Regsamkeit seinen 82. Geburtstag begehen. — Studienrat i. R. *Johannes Köhler*, Baden-Baden, beging seinen 83. Geburtstag. Er macht noch seine kleinen Spaziergänge und zeigt in seinen Briefen immer noch große Anteilnahme am Leben seiner Kollegen und alten Schüler. — Studienrat i. R. *Walter Raban* vollendete am 3. April 1967 sein 78. Lebensjahr. Bei einem Treffen in Lübeck erschien er uns noch genau so frisch und beweglich wie vor 60 Jahren. Möge er sich weiterhin noch manches Jahr solcher Gesundheit erfreuen. — *Franziska Bader* geb. *Arndt* wohnt jetzt in Seefeld (Obb.). „Ich werde im März 1968 nun 83 Jahre und habe noch immer Heimweh nach meinem lieben Neustrelitz. Ich bin dankbar für jedes neue Carolinum-Heft, das erscheint.“ — Amtsrat a. D. *Hans Fritz Lebowsky* beging am 17. November seinen 75. Geburtstag. Wir gratulieren dem in Neustrelitz geborenen alten Caroliner herzlich und wünschen ihm weiterhin Frische und Gesundheit. H. F. Lebowsky ist ein Schwager unseres verstorbenen Oberstudienrats Dr. Georg Ballschmieter. Er verließ das Gymnasium mit dem Zeugnis für den Einjährig Freiwilligen Militärdienst, trat in die Justizlaufbahn ein, wurde frühzeitig in das Staatsministerium übernommen und war zuletzt im Bundesrechnungshof in Bonn als Amtsrat tätig. Der Ehe entsprossen zwei Töchter und ein Sohn. Dieser, Diplom-Physiker Dr. Fritz Lebowsky, ist verheiratet und nennt zwei Söhne und eine Tochter sein eigen. — Unser Caroliner *Hermann Warncke* ist nun schon 95 Jahre alt. Seine Augen sind schon recht schwach geworden, aber er ist immer noch guten Mutes. — *Rudolf Seidel*, Berlin-Lichtenrade, beging am 15. August 1967 seinen 80. Geburtstag. Wir, seine Schulkameraden, sehen ihn alle noch lebhaft vor uns als den schneidigen Tambour-Major des Pfeifen- und Trommlerkorps auf dem Carolinum. Nun wohnt er schon seit 30 Jahren im eigenen Haus und Garten in Berlin, die er eifrig betreut, und ist wie so mancher andere langsam zum Ensiedler geworden. Er spricht noch gern Plattdeutsch, aber ihm fehlt der Partner. Wie sein Vater, der damals wohlbekannte Piston-Bläser, liebt er die Musik, aber die moderne lehnt er ab. Seinen Malkasten — er war einer der wenigen auf dem Gymnasium, die ausübend der Malkunst anhängen — hat er zwangsläufig seit langem eingemottet. Wir wünschen ihm von Herzen noch manches Jahr in Gesundheit und frohem Schaffen.

Verlobt

Fräulein *Vera Baur*, Tochter des verstorbenen Dekans *Karl Baur*, Balingen, und Dr. med. *Horst Rosenhainer*, Karlsruhe-Rüppurr. — Dipl.-Ing. *H. D. Schäfer*, Bundesbahnberrat in Münster/Westf. und Frau *Sigrid* geben die Verlobung ihrer Tochter *Elke* mit Herrn *Jörg Röttger*, Krefeld, bekannt.

Verheiratet

Ihre Vermählung geben bekannt **Detleff Otte**, Hamm, und **Christa Otte geb. Meissner**, Aachen, jetzt Wiescherhöfen.

Geboren

Veit Ludwig Freiherr von **Seckendorff**, Dipl.-Ing. in Koblenz-Horchheim, wurde am 27. November 1966 sein zweiter Sohn, Christoph, geboren. Der älteste Junge ist schon fünf Jahre alt. — **Dietlind Beyrich geb. Wedemeyer** und **Dr. habil. Thorsten Beyrich**, Greifswald, teilen mit, daß **Gesine** und **Uta** ein Brüderchen, **Tilman**, bekommen haben. — **Diplom-Physiker Klaus Hinrich Ohle** und **Frau Karin geb. Kuhnert**, Neustrelitz, wurde ein kräftiger Sohn, **Jörn Marten**, geboren (2. Kind). — **Günter Ruhnke**, Hamburg, zeigt die Geburt seines Sohnes **Christian** an, der am 9. September 1967 geboren wurde. (4. Kind).

Examina, Beförderungen pp.

Dr. Fritz Gössler, Kiel, Vorstandsmitglied der **Zeiss Ikon AG** und **Voigtländer AG**, wurde von den europäischen Gemeinschaften **EWG**, **Euratom** und **Montanunion** „für besondere Verdienste um die Förderung der europäischen Idee“ ausgezeichnet. Ihm wurde die von **Prof. Hallstein** gestiftete „Goldene Linse“ in einer Feierstunde in **Frankfurt/Main** verliehen. — **Günther Holst**, Enkelsohn von **Karl Nahmmacher**, wurde als **Lektor für Anglistik** an der **Technischen Hochschule in Merseburg** berufen. — **W. Seyberlich**, **Schöningen/Braunschweig** wurde zum **Oberstudienrat** befördert. — **Günter Ruhnke** wurde nach Ablegung der Prüfung für den gehobenen Dienst von der **Freien und Hansestadt Hamburg** zum **Regierungsobersinspektor** ernannt. Sein jüngster Bruder **Heinz Ruhnke** (**Abitur 1939**), **Diplom-Meteorologe**, wurde zum **Oberregierungsrat** befördert. — **Legationsrat I. Kl. Otto E. Heipertz**, **Bonn**, wurde zum **Chef** der neu einzurichtenden **Handelsmission in Prag** bestimmt.

Gestorben

Studienrat Wilhelm Kirchner †

Am 8. November 1967 ist unser langjähriger Kollege, der Studienrat **Wilhelm Kirchner** in **Neustrelitz** mit 72 Jahren aus diesem Leben geschieden. Nach den Verlusten, die unser altes Kollegium in den letzten Jahren erlitten hat, **Karl Nahmmacher**, **Johann Heinrich Klempien**, **Dr. Georg Ballschmieter**, **Friedrich Wesemann**, **Dr. Arthur Hordorff**, **Hartwig Burchard**, **Dr. Hans Grobbeck**, bringt uns dieser Todesfall erneut schmerzliche Trauer. Wieviel frohe und ernste Stunden haben wir mit allen verlebt in den Jahren der Zusammenarbeit, der Sorge um unsere liebe Schule und ihre Schüler, der Freude bei den gemeinsamen Festen und unvergeßlichen Fahrten mit der uns anvertrauten Jugend. Das alles steigt bei der neuen Todesnachricht vor uns auf und will nun seinen Tribut an Wehmut und Bewußtwerden der Vergänglichkeit alles Irdischen haben.

W. Kirchner wurde am 12. 8. 1895 in **Warren a. d. Müritz** geboren und besuchte das **humanistische Gymnasium** seiner Vaterstadt, das damals unter der Leitung des hervorragenden Pädagogen **Dr. Leopoldi** stand. Er hat den Einfluß dieses Mannes und der gesamten humanistischen Ausrichtung sein ganzes Leben hindurch gespürt und war sich dessen bewußt, daß er gerade als **Mathematiker** in seiner hohen



wissenschaftlichen Auffassung den meisten Vertretern seiner Fächer überlegen war. — Nach bestandnem Abitur studierte er Mathematik, Physik, Chemie. Er war nicht nur begabt, sondern auch von einem so starken Wissensdrange erfüllt, wie er nur vereinzelt angetroffen wird. Das zeigte sich sowohl im fachlichen Staatsexamen wie insbesondere bei der allgemeinen philosophischen Prüfung, an deren Ende der vielen von uns noch gut im Gedächtnis stehende Rostocker Philosophie-Professor Dr. Erhardt erklärte, auf Grund der bewiesenen Kenntnisse sei er bereit, den Kandidaten nach wenigen Tagen für Philosophie als volles Fach zu prüfen. Der Erfolg sei sicher. So bestand W. Kirchner auch dieses Examen und erhielt die Facultas für Philosophie in der Prima und damit nach den Bestimmungen auch das Recht, Religion in den Oberklassen, zu unterrichten. Das letzte war nun allerdings nicht nach seinem Sinn, und ich konnte ihn mit einem Hinweis auf eine eventuell notwendig werdende entsprechende Verwendung in gelinde Erregung versetzen.

Nachdem Kirchner seine Referendarzeit in Mecklenburg/Schwerin mit Erfolg abgeleistet hatte, bewarb er sich um die durch den Aufbau der beiden Primen am Realgymnasium in Neustrelitz notwendig gewordene Stelle eines Mathematikers und insbesondere Chemikers, wurde sofort als Assessor eingestellt und avancierte nach wenigen Jahren zum Studienrat. Während er, wie wir es bei Mathematikern des öfteren finden, wenig Neigung zu Kunst und Dichtung verspürte, legte er seine ganze Kraft in die eigenen Fächer hinein. Rastlos war er die Nachmittage in den Laboratorien mit Versuchen und Vorbereitungen für seinen Unterricht tätig, strebte er danach, in seinen Fachgebieten sich die neuesten Errungenschaften und Erfahrungen zu eigen zu machen, die bald nach dem 1. Weltkriege gerade in Physik und Chemie zu rapiden Fortschritten führten. Selbst noch auf dem Gebiet der Atomtheorie versuchte er, der Entwicklung zu folgen und schaffte sich die nötigen wissenschaftlichen Werke an.

Seinen Schülern war er ein tüchtiger und zuverlässiger Lehrer, wenn seine Anforderungen auch manchmal die Kapazität des mathematisch durchschnittlich Begabten überschritten. Aber er war ihnen auch ein Freund und Berater, ja, er wurde von seinen Schülern in ihrer Art geliebt. Alles das erkennen und erkannten die jungen Menschen sehr wohl. Und obgleich Kirchner ein nicht sehr gewandtes Wesen besaß und geneigt war, sein Äußeres über seine Arbeit und seine Ideen gering zu achten, brachten ihm die Schüler volle Hochachtung entgegen.

Wie unser lieber, zu früh heimgegangener Kollege Rochna, auch Studienrat Tiedt und Dr. Ballschmieter, um nur einige zu nennen, war Kirchner stets bereit, in schwierigen Lagen zu helfen und einzuspringen, wie hoch auch die Anforderung an zusätzlicher Arbeit, Zeit oder Kraft war. Ich will hier nur an die mühevollen Aufstellung des Stundenplans für die große Doppelanstalt, das Gymnasium und Realgymnasium, erinnern. Wenn auch die Fächerverteilung selbst naturgemäß von dem Direktor vorgenommen wurde, beanspruchte der Plan doch viele Tage in den Ferien, um allen Anforderungen und Wünschen gerecht zu werden.

Ein langes Leiden erstreckte sich bei ihm über viele Jahre und führte schließlich zu einer so starken Verkrümmung des Körpers, daß der Arzt auf die beharrliche Frage nach der Weiterentwicklung zugeben mußte, der Rollstuhl werde in absehbarer Zeit nötig werden. Kirchner war immer ein großer Wanderer und täglicher Spaziergänger gewesen. Dies mußte ihm ein geradezu grausamer Gedanke sein, und bei seinen seit langer Zeit überstrapazierten Nerven hat dieser Schock wahrscheinlich zum Herzinfarkt beigetragen. Die freie Natur war sein Lebenselement, wie für ihn der freie Gedankenaustausch ein unbedingtes Lebenselixier war.

So steht nun der Verewigte, sein abgeschlossenes Leben und Wirken vor uns, die Erfüllung seiner selbstgewählten Aufgabe und Arbeit, sein Streben und Denken, seine Kameradschaft und Freundschaft Und mancher unter uns, vor allem unter seinen Schülern, wird sich bei der Erinnerung an ihn erneut der Wahrheit von Goethes Wort im Torquato Tasso bewußt werden:

Und was man ist, das blieb man ändern schuldig.

G. H. Piehler



Unser Caroliner Landdrost a. D. Dr. jur. Friedrich von Dewitz ist im Alter von 84 Jahren am 8. Juli 1967 in Lüneburg-Kaltenmoor in die Ewigkeit abberufen. Mit ihm ist ein Edelmann im wahrsten Sinne des Wortes von uns geschieden, ein edler Mensch von vornehmster Gesinnung und Haltung. So erwies er sich in seinem Beruf, so als Erbe des vielhundertjährigen Familiensitzes Cölpin und als Reserve-Offizier im Mecklenburg, Dragoner-Rgt. Nr. 18. Wem nicht das Glück beschert war, ihn kennen zu lernen, der nehme sein Buch zur Hand „Überm Wald im stillen Schein. Ein Leben dem Waidwerk“, das wir im „Carolinum“ wiederholt erwähnt haben. Hier finden wir seine ganze Persönlichkeit in ihrer natürlichen, einfachen Art, die gerade dadurch das Buch zu einem einmaligen Erlebnis werden läßt. — Eine innere Freude und ein Trost war es uns, daß sein Jugendfreund, unser Caroliner Werner Rust, ihm persönlich und im Namen seines alten Gymnasiums Carolinum am Grabe danken konnte und ihm als letzte Ehre den Kranz auf seine Ruhstätte legte. Aus dem Walde ertönte für den teuren Toten das letzte Halali! — Nach kurzer, schwerer Krankheit starb am 10. Mai 1967 in Augsburg der Nachfolger im Besitz des alten



Lütckeschen Kaufhauses in Neustrelitz, Hermann Malchow, Vater unseres Caroliner Karl Malchow und seiner Schwester Maria Trautner geb. Malchow. Er gehörte seiner ganzen Lebens- und Berufsauffassung nach zu den Kaufleuten, die wir früher als „königliche“ bezeichneten. Alle die ihn kannten, werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. — Am 27. April 1967 starb an einem Herzschlag der erst 60 Jahre alte Oberstudiendirektor Otto Koopp, Leiter des Nordseegymnasiums im Nordseebad St. Peter. — Am 29. Mai 1967 verstarb im Alter von 55 Jahren, fern seiner geliebten Heimat „Pieverstorf“ in Mecklenburg, Hans Joachim Voss in Lemgo. Er wurde auf dem Waldfriedhof Lüningheide beige-
 setzt. — Die Caroliner und die alten Neustrelitzer haben einen starken Verlust zu beklagen:

Frau Martha Magnus, Witwe des Apothekenbesitzers Dr. Magnus, Mutter von Margot Rosenhainer und Angela Kühl, hat im 90. Lebensjahre am 30. April 1967 ihre Augen für immer geschlossen. Welch eine Lebenskraft, welche Teilnahme am Geschehen in dieser Welt, nicht nur im Kreis der Familie und der Freunde, hat sie bis zuletzt bewiesen! Wo sie war, war auch Frohmuth und Freude, sie war in der eigenen Familie der Mittelpunkt. Trotz des zu frühen Todes des Sohnes und des Gatten, von materiellen Verlusten gar nicht zu sprechen, blieb sie dieselbe. Mancher von uns wird sich ihrer noch als strahlende junge Frau erinnern und sich fragen, wo die Jahre der Jugend, in denen immer die Sonne zu leuchten schien, geblieben sind. In völliger geistiger Klarheit nahm sie Abschied von ihren Töchtern und ohne Todeskampf ging sie in die andere Welt hinüber. Auf dem neuen Parkfriedhof in Goslar wurde sie am Tage nach Himmelfahrt zur letzten Ruhe gebettet. Im Bild tritt uns die tapfere Frau während einer Kur in Bad Oeynhausens, August 1965, noch einmal entgegen. — Im Alter von 75 Jahren ist unser alter Caroliner Ulrich Becker am 3. September 1967 in Dortmund gestorben. Sein Vater war früh aus dieser Welt abberufen und hinterließ die Mutter mit vier Söhnen und einer Tochter. Es war für die Beamtinwitwe nicht leicht, die Kinder aufzuziehen. Aber alle besuchten sie das humanistische Gymnasium bzw. das Lyzeum. Der älteste Sohn Carl wurde als Obersekundaner das tragische Opfer des Starrkrampfes, der in der Folge einer Wunde auftrat. Der zweite, Klaus, Student der Philologie, diente als Einjähriger im Neustrelitzer Bataillon und fiel in den ersten Monaten des 1. Weltkrieges. Der dritte, Zahnarzt, starb vor



einigen Jahren. Alle Söhne waren mit Frohsinn und Humor begabt. So wußte auch Ulrich Becker, der nach dem Abitur in den Beruf des Kaufmanns trat, dem Leben stets die lichte Seite abzugewinnen. Möge er nun in Frieden ruhn! — Frau Martha Rogge geb. Bock, Mutter unseres Caroliner Siegfried Rogge und seiner Schwester Sigrid verstarb nach kurzer schwerer Krankheit am 9. Juli 1967 in Neustrelitz. Ein guter, stets freundlicher und liebenswerter Mensch ist mit ihr dahingegangen. — Am 31. Juli 1967 ist in Kiel Sophie Cornehl geb. Schmidt, Mutter unserer Carolinerin Hannelore Cornehl, unerwartet in die Ewigkeit abberufen. Mit ihrem Gatten, Dipl.-Ing. Hans Cornehl, trauern um sie die Kinder und Enkelkinder. — Am 16. Juli 1967 ist Frau Gerda Schacht geb. Sahr, im 62. Lebensjahr sanft eingeschlafen. Sie wurde in ihrem Wohnort Flintbek beigesetzt. Es trauern um sie ihr Gatte Karl Schacht und die Kinder Eckhard, Hans-Jürgen und Eike. Lange Krankheit fesselte sie an das Haus, so daß sie schon nicht mehr imstande war, ihrem Bruder Hans, im Dezember 1965 das letzte Geleit zu geben. — Am 28. August 1967 entschlief völlig unerwartet der Abiturient des humanistischen Gymnasium Carolinum Dr. jur. Julius Breest in Frankfurt/Main. Er gehörte zu dem Abiturientenjahrgang 1921, den wir im Bilde zeigen, und der sich durchweg durch hohe Begabung und Leistung auszeichnete. Julius Breest promovierte an unserer Heimatuniversität in Rostock, wo er sich als junger Student der Burschenschaft anschloß. — In Neustrelitz verschied mit 83 Jahren Hanna Tiedt geb. Schmutzler, Witwe unseres während des 2. Weltkrieges verstorbenen Studienrats Hans Tiedt. Sie war ein stiller bescheidener Mensch, der seine Aufgabe darin sah, für das Wohlergehen der Familie, der Kinder und Enkelkinder zu sorgen. Möge sie nun in Frieden ruhn! — In Neustrelitz verstarb auch gleichzeitig Annemarie Krüger, Tochter des ehemaligen Leiters der Neustrelitzer Sparkasse, mit 74 Jahren. Ihr Bruder Ernst Krüger war auf dem humanistischen Gymnasium unser Klassenkamerad bis zur Prima, wo er uns verließ, um sich dem Bankfach zu widmen. Schon vor vielen Jahren ist er seiner Schwester im Tode vorangegangen. — Am 26. Oktober 1967 entschlief Frau Eva Bohl geb. Wilke im 83. Lebensjahr in Wyk auf Föhr, die Witwe unseres Caroliners, des Zeitungsverlegers Otto Bohl. Sie wurde 1885 in Schwerin in Mecklenburg geboren, wo sie als Kunstmalerin tätig war und neben ihrem schöpferischen Werk und ihren Ausstellungen eine große Zahl von Schülern und Schülerinnen um sich sammelte. Nach ihrer Vermählung 1911 gab sie sich an der Seite ihres Mannes bald ganz den kulturellen Aufgaben hin, welche seine Buchhandlung stellten. Die 16jährige Trennung von ihrem einzigen Sohn durch Krieg und Gefangenschaft führte schließlich zu einem versöhnlichen und harmonischen Ausklang ihres langen arbeitsreichen Lebens. — Wir erhielten die traurige Nachricht, daß Ilse Wegener, in Seefeld, Tirol, Tochter des verstorbenen Kulturrats Wegener, nach dem frühen Tode ihres Sohnes nun auch ihren Gatten plötzlich durch Herzinfarkt verloren hat. — In Berlin verstarb der Caroliner Studienrat i.R. Paul Meyer aus Hasselförde, Abiturient v. 1906. Zu seinen Conabiturienten gehörten Lube, Reinecke, Wannecke, Werdin, Körnchen, Karl Köhler.

Am 26. Oktober 1966 hat unser Caroliner Sanitätsrat Dr. Adolf Grobbecker, Zahnarzt in Frankfurt/Oder, im Alter von 77 Jahren für immer die Augen geschlossen. Seine noch lebenden Klassenkameraden haben mir auf die Nachricht hin geschrieben, wie klar seine Gestalt und Persönlichkeit heute noch vor ihnen stände. Gern hätten wir ihm noch einmal die Hand gedrückt. Das Schicksal hat es nicht gewollt. — Aus dem engeren Kreis der Familie wurde sein Leben und Wirken kurz für uns aufgezeichnet.

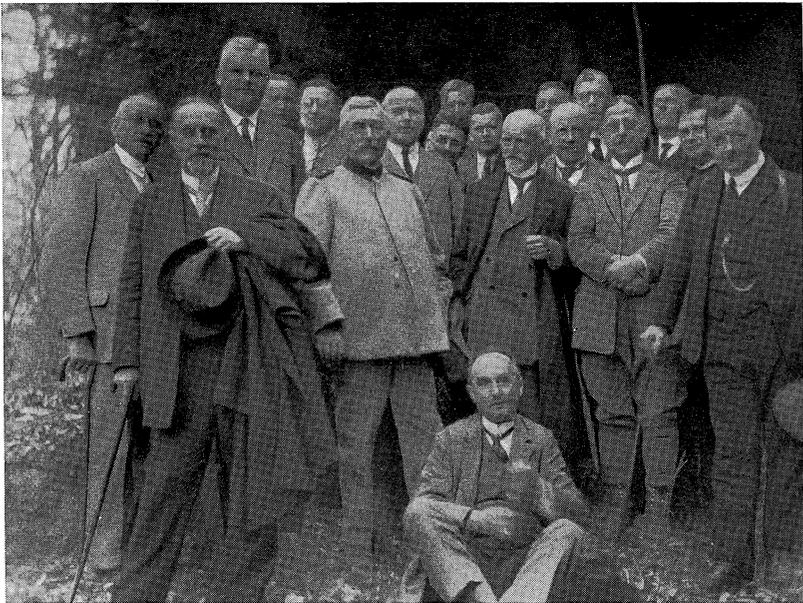
„Er war der älteste der Grobbeckers aus Wesenberg, besuchte bis zur Prima-Reife das Carolinum, um dann die letztmalige Chance zu nutzen, ohne Abitur Zahnheilkunde zu studieren. Es war eine glückliche Berufswahl, Patienten und Berufsstand zollten ihm hohe Anerkennung und er übte fast bis zum Schluß seine Praxis aus, obwohl ein schweres Leiden (Kehlkopfoperation mit Verlust der Sprache seit 1951) recht hinderlich war und ständig ein hohes Maß an Selbstzucht und Entsagung erforderte.“

Beruf — Familie — Kriegserlebnis als Soldat und Offizier 1914—1918 sowie seine nicht alltägliche Krankheit prägten seine Persönlichkeit. Von Natur aus intelligent, strebsam und fleißig schuf er sich in jungen Jahren eine gesicherte Existenz, war vielseitig interessiert, sehr klar und bestimmt in seinen Ansichten und Entscheidungen und erweckte dadurch oft den Anschein von Härte und Nüchternheit. Ein ausgeprägter Familiensinn, viel Mutterwitz und Humor sowie eine unermüdlige Fürsorge für die Kinder, vor allem nach dem frühen Hinscheiden seiner aus Frankfurt/Oder gebürtigen Frau, waren Beweis dafür, daß er auch das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Es war ein erfülltes Leben, das am 26. 10. 1966 nach 77 Jahren endete.“

Adolf Grobbecker wurde in seiner Heimatstadt Wesenberg in Mecklenburg an der Seite seines vor einem Jahr verstorbenen Bruders Hans Grobbecker zur letzten Ruhe gebettet. Möge er in der heimatlichen Erde in Frieden ruhn, dieser tapfere und aufrechte deutsche Mann.

Dr. E. Urbahn: Wir waren zur Teilnahme an naturwissenschaftlicher Tagung und Vorträgen in der Schweiz. Hinterher kam Ückeritz, Jena, Frankenhausen, Müritzhof und auch Serrahn. Zu Hause dann viel Arbeit. Wir hoffen auf Ruhe um die Weihnachtszeit. — Prof. Scheven: Sehr gut und umfassend ist die Zusammenstellung der Beziehungen Goethes zu Mecklenburg von A. Wagner. Der Aufsatz gründet sich auf eine vortreffliche Übersicht über die in Frage kommende Heimatliteratur und die verstreuten Quellen zum Leben Goethes. Vielleicht könnte später ein kunstgeschichtlicher Überblick über die gotischen Altäre in Mecklenburg geboten werden [vgl. Malchiner Altar]. — Robert Buhrow: Einer meiner früheren Vorgesetzten, Vertreter des Finanzpräsidenten, weder Caroliner noch Mecklenburger, aber eben Humanist, als der er das Bürgerrecht in dem zwar imaginären, doch sehr wohl vorhandenen Reich der Humanisten besitzt, übersandte eine Spende als Dank für die Freude und den Genuß, den ihm der Inhalt der Carolinum-Hefte bereitet hat, den er als hervorragend bezeichnete. — A. Wagner: Der Verfasser der Topographie von Neustrelitz in „Carolinum“ Nr. 47, S. 92, ist der Kammerrat A. H. von Kamptz. Hees in seiner Bibliographie (Mecklenburg) nimmt das auch an und setzt den Namen in eckige Klammern . . . Große Freude bereitete in Heft 47 Boddians Brief-Gedicht an Serenissimus. Köstlich! Herr Probst Schreiber sollte weiter nach solchen Schätzen suchen. — Hans Hennig Grapow, Salzburg: Wir haben uns Seitenbachweg 17 ein eigenes Haus gebaut. Es hat viel Nerven und Arbeitskraft gekostet, aber schon nach drei Monaten Bau konnten wir einziehen, und nachdem Gartenanlagen, Zäune usw. ebenfalls fertiggestellt sind, genießen wir unser Heim in vollen Zügen. — Lisa Haenisch geb. Rieck: Ich habe mit meinen Geschwistern im Mai eine herrliche Donaufahrt Passau - Wien gemacht und wir haben dann zusammen einige Tage mit großem Genuß Wien durchstreift . . . In Berlin lebe ich an den Wochentagen bei meiner Enkelin und versorge meinen jetzt über ein Jahr alten Urenkel und den Haushalt, damit meine Enkelin zu Ende studieren kann. Im Winter wird sie fertige Zahnärztin sein. Meine Tätigkeit ist beglückend, da hier im Hause große Harmonie herrscht. Mein Schwiegersohn ist Historiker und ich habe viel Anregung durch ihn. Natürlich bringe ich ihm auch stets meine Carolinum-Hefte, zumal er in Göttingen studiert hat. — Curt Geissler: Ich begrüße das Weitererscheinen des „Carolinum“. Mit Willi Cordua war ich einige Stunden hier zusammen. Wir hatten uns 60 Jahre nicht gesehen. Da gab es natürlich ein Fragen hin und her. Verändert hatten wir uns wohl äußerlich, und doch kamen die alten Züge nach so vielen Jahren immer wieder durch. — Johanna Becker: Das Gedicht „Die Stufen“ ist mir das Liebste und Tiefste von meinem verehrten Hermann Hesse. — Dr. H. L. Brückner: Unter den vielen interessanten Beiträgen in Heft 47 hat mich besonders der über den von mir damals schon hochgeschätzten Studienrat Dr. Meyer sehr bewegt. Auch er ist nun in kurzem 80 Jahre alt. Ich kann es kaum glauben. Wieviel hat mir der von ihm an unserer Schule geleitete Kunstkurs bedeutet! Nach meiner Erinnerung lag er immer am Ende des Vormittags-Unterrichts. Manche meiner Mitschüler schwammen im Sommer zu dieser Zeit schon im Glambecker See. Aber was bedeutete dieses kleine Opfer, wenn man so Interessantes zu hören bekam. Ob unser Dr. Meyer von dieser Wertschätzung damals überhaupt etwas gespürt haben mag? Es will einem heute seltsam erscheinen und ist doch wohl nur natürlich, daß dem zurückhaltenden Knabenherzen von damals die Anerkennung so schwer gefallen ist. In Wahrheit war er es doch, der mir den Weg zum Kunstverständnis, die Liebe zur Kunst im allgemeinen und zur griechischen Kunst im besonderen ins Herz gelegt hat. Er hat damals durch seine eigene Begeisterung für Griechenland das Feuer entzündet, das in späteren Jahren als ein Leuchtfeuer mitgeholfen hat, das Lebensschiff durch Not und Gefahr, durch Dunkelheit und Verzweiflung sicher hindurchzusteuern. Durch ihn wurde mir die Landschafts-Schau — als ich durch die griechische Inselwelt und vorbei an den Küsten des alten Hellas fuhr — zu einem wirklichen Erlebnis. — Hermann Brunswig: Prof. Niederland schreibt ausgezeichnet. Ich bin sehr gespannt auf seinen C.-F.-Meyer-Aufsatz. . . . Steinmanns Chronik ist ja eine ungeheure Arbeit, aber für uns doch sehr wertvoll, ich lese sie jedenfalls mit großem Interesse. . . . Der alte Uhrmacher Kannengießer zog jeden Sonnabend alle unsere Uhren im Hause auf und stellte sie. Was waren das für herrliche Zeiten. Da war die Standuhr auf dem Flur, die Kuckucksuhr im Eßzimmer, die bronzene Rokokouhr in der guten Stube über dem Kamin, der „Regulator“ in Vaters Schreibstube, die Küchenuhr und die beiden alten Uhren unten bei den beiden Großmüttern. Ich habe seit April drei Enkelkinder in Deutschland, zwei in der Lehrausbildung bei Siemens und eine Enkelin in Frankfurt/Main. . . . Zur Zeit beschäftige ich mich eingehend mit Bertolt Brecht, da eins seiner Stücke von den deutschen Kammerspielen hier in Buenos Aires aufgeführt werden wird. Mir war er bisher nahezu unbekannt. — Dr. Heinz Genge: Ich halte hier als wissenschaftlicher Assistent an der Universität in Aarhus Vorlesungen in vorderasiatischer Archäologie. — Walter Parisius: Mit meinem Conabiturienten Gerhard

Distelmeyer verlebte ich schöne und erinnerungsreiche Stunden. Wir stellten die Liste der Abiturienten des humanistischen Gymnasiums Carolinum, Ostern 1922 zusammen: Walter Blanck †, Fritz Krog, Hans Voss †, Werner Praefcke, Jürgen Nahmmacher, Gerhard Distelmeyer, Walter Parisius, Hans Baumert †, Karl Grobbecke, H. E. Fick, Martin Hörich †, Hans Hinrich Thau, G. H. Brückner, Karl Miessner, Hans Proelss. Von Werner Praefcke [51 Aachen, Rolandstraße 15], Hans Hinrich Thau [224 Heide/Holstein, Schuhmacherstraße 18], G. H. Brückner [Hamburg], Karl Miessner, Hans Proelss wußten wir nichts. Ich werde weiter nachforschen. — Dr. W. G e r n e n t z : Sehr gefreut habe ich mich über die dieses Mal (Nr. 47) besonders zahlreichen literarhistorischen Beiträge. Das Heft ist wieder in die Bibliothek unseres Museums eingereiht worden. — Die meckl. Landesbibliothek in Schwerin hat vor einigen Monaten eine kleine Bibliographie herausgegeben über alle im Jahre 1965 erschienenen Bücher und Aufsätze in Zeitschriften, die sich auf Mecklenburg beziehen, darunter auch alle diesbezüglichen Artikel aus den in diesem Jahr erschienenen Heften unserer Zeitschrift. Die Landesbibliothek plant, wie sie im Vorwort dieser Broschüre vermerkt, die Herausgabe einer entsprechenden Bibliographie über alle seit 1945—1964 veröffentlichten Mecklenburgica; die Materialsammlung dazu liegt vor. Das würde dann die sehr erwünschte Fortsetzung des großen dreibändigen bibliographischen Werkes von Hees werden. — H a n s M e e s e : So musikalisch ich früher sowohl aktiv (ausübend) als passiv (hörend) gewesen sein mochte — heute ist mir die Musik ein verschlossener Garten Eden, da ich sie nicht mehr hören kann, sondern nur Geräusch empfinde. Obwohl ich also keine Melodie mehr erfassen kann, höre ich doch mit geistigem Ohr den Akkord, wenn ich ihn aufgezeichnet vor mir sehe. Alles wird sich überleben, aber die schlichte Weise des Volksliedes hat Ewigkeitswert. Letzten Endes ist jeder Deutsche im Grunde seines Herzens doch Romantiker, auch wenn er's nicht zugeben will. Nur unter dem Tannenbaum am Heiligen Abend wird er sich dessen einen Augenblick bewußt. — C h r i s t i a n B o u r j a u : In Heft 47 erfreuten mich zwei Beiträge: Die beiden Lieder und der ebenso entzückende wie rührende gereimte Bittbrief Jochen Boddians. Das Scholarenlied erinnerte mich etwas an den altenglischen „Prince Rupert's March“, nach Dur transponiert. — Prof. Dr. W e s t p h a l : Das Lebensbild von Philipp Illmann hat mich besonders gefesselt. Sein pädagogisches Talent brachte mich als Tertianer zum Aufwachen und ich hielt mich seit der Zeit bis hin zum Abitur in den oberen Regionen der Klasse. — W e n d W e n d l a n d (Kapstadt) schickt ein Bild des Panoramas von Kapstadt, wo er sich ein Eigenheim errichtet hat. Er sendet allen Carolinern herzliche Grüße. — M a r t i n M a a s s würde sich freuen, wenn jemand die auf dem von ihm gestifteten Nonaner-Bild (1894) fehlenden Namen ergänzen könnte.



Prof. Göbeler (in der Mitte im Mantel) auf Wanderung mit seinen früheren Schülern

Der 80. Geburtstag von Dr. Hans Fründt 1966



v. l. n. r.: Tierarzt Fründt, Frau Fründt sen., Frau Fründt, Dr. Fründt und Tochter

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes

Zu unserem großen Bedauern war es uns nicht möglich, die drei folgenden Aufsätze schon in Heft 48 zu veröffentlichen:

Dr. Ulrich Fischer: Die Gemälde auf dem dreiflügeligen Altar-Aufsatz in der Johannis-kirche zu Malchin

Dr. Hans Fründt: Über altmecklenburgische Münzen

Dr. B. Alberti: Kaukasische Impressionen

Sie werden in Heft 49 erscheinen. Dazu sollen kommen:

Goede Genrich: Der schwarze Gottvergess (das Märchen von der schwarzen Taubnessel)

Bernd Funck: Nachrichten aus der Familie Philipp-Otto Runges (I)

Beitrag

Für Caroliner beträgt der Mindestbeitrag monatlich 2,— DM, für Freunde (Ring der Freunde) ist der Jahresbeitrag ab 1968 auf 16,— DM festgesetzt. Der Preis des Einzelheftes ist 12,— DM (einschließlich Porto). In dem Beitrag ist die kostenlose Lieferung und Zustellung der Zeitschrift „Carolinum“ einbegriffen.

Redaktionsschluß für Heft 49 am 1. Februar 1968.

Postscheckkonto: Walter Blank, 23 Kiel 1, Graf-Spee-Straße 40, Hamburg 21 80 06 für Carolinum.

Eine Zahlkarte, auch für Säumige und Spenden, liegt bei.